Ingerle

Bayerns Hochland

zwischen Lech und Isar

von

J. N. Ingerle.

München, 1863.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Rohsold.

Vorwort.

Vielen Städtern ist es zum Bedürfnisse, vielen zur Gewohnheit geworden, während des Sommers „auf's Land" zu reisen, um draußen nach Herzenslust von der frischen Luft zu athmen, um sich zu erholen oder die Zeit zu vertreiben. Das Ziel der Wanderung ist häufig unsere reizende Alpenwelt. Seit vielen Jahren eile auch ich, immer mit neuer Lust, in das bayerische Gebirge; selbst als heranwachsender Jüngling kletterte ich schon von Berg zu Berg, der Gränze entlang, von den farbenheitern Kuppen im Allgäu bis zu den erhabenen Strebe-

massen im Berchtesgadner Ländchen. Stand ich nun so auf grünem Hügel oder auf steilem Felsenriffe und sah auf die Trümmer zusammengebrochener Ritterburgen und auf die trauernden Gebäude verlassener Klöster, wie sehnlich wünschte ich nicht, deren Geschichte zu kennen und all die wunderlichen Sagen zu erfahren, die sich an solche Ueberbleibsel alter Zeiten knüpfen. Was wäre auch mehr geeignet, uns die dahingeschwundenen Jahrhunderte zu vergegenwärtigen, als ein Blick auf jene ehrwürdigen Baudenkmäler und genaue Kenntnißnahme (so weit eben die Genauigkeit möglich ist) ihrer Schicksale.

In neuerer Zeit ist hierüber Manches geschrieben worden, und wenn ich es wage, den literarischen Schatz über Bayerns Hochland zu vermehren, so geschieht es nur, weil die erschienenen Werke oft gar zu gelehrt gehalten oder nicht immer passend

sind, sie auch der wanderlustigen Jugend in die Hand zu geben. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß vorliegendes Büchlein ausschließlich nur für das zarte Alter verfaßt sei, sondern daß man es dem Jünglinge und der Jungfrau jeder Confession ohne das geringste Bedenken zur Belehrung, Unterhaltung und Führung überlassen kann.

Eisenbahn- und Dampfschiff-Fahrordnung, Post- und Stellwagenverbindung ließ ich absichtlich weg, weil hierin mit jedem Frühlinge sich Veränderungen ergeben. Um einige Kreuzer sind dann die neuen Fahrpläne ohnehin zu kaufen.

Leichte Irrthümer und kleine Versehen beim Drucke, wie z. B. Seite 80 Jahrhundert statt Jahrhunderts, — Seite 91 Welfen statt Welschen, — Seite 289 Zeile 11 Andechs statt Seefeld, — Seite 302 ihrem statt seinem rc., die der kundige Leser leicht selbst verbessern kann, mögen bei der

schweren Last meines Berufes eine billige Entschuldigung finden.

Sollte das Werkchen in seiner Anlage, in seiner Erzählweise und in seinen Schilderungen Gefallen finden, so werde ich nicht säumen, auch von den übrigen Theilen unserer herrlichen Alpen Aehnliches nachfolgen zu lassen.

München, im März 1863.

Inhalt.

Register.

I.

Von München nach Starnberg.

(Entfernung von München: Pasing 2 St., Planegg 3 St., Gauting 4 St., Mühlthal 5 St., Starnberg 6 St.)

Die schöne Jahreszeit ist wieder gekehrt, und im bräutlichen Schmucke prangen Fluren und Auen. Die brausenden Bergwasser haben die winterliche Hülle mit sich in die Ferne gezogen, und saftige Halden und Matten, fette Wiesen und Triften und duftende Wälder erglänzen im bunten Jugendkleide. Wenn nun Alles so keimt und sproßt; wenn der hochstämmige Forst ein schattiges Gewölbe über die heimlichen Pfade baut, das Brünnlein fessellos durch's beblümte Thälchen rinnt, und zahllose Geschöpfe am wärmenden Sonnenstrahle spielen und tanzen: wer bekäme da nicht Lust, draußen im stillen Dorfe, am wallenden See oder in Waldeskühle vom frischen Frühlingshauche zu schlürfen und wieder reine, balsamische Luft zu athmen! Wem Zeit und Mittel gegeben, und wer das süße Bewußtsein erfüllter Pflicht im Herzen trägt, der enteile dem beengenden Gemäuer der Stadt, der fliehe aus dem schweren Dunstkreise in das gepriesene Wunderland, in die winkenden Berge der bayerischen Alpen. Welches Ländchen wäre auch mehr geeignet, um sich zu erholen von den

Mühen und Lasten eines geschäftigen Lebens! In den grasreichen Thälern, wo ein gutmüthiges, biederes Völklein herzlich grüßt und von alpengrünen Höhen Jauchzen und Jubeln erschallt; wo von zahllosen Vögeln und tausendstimmigem Wiederhall umsungen blaue Seen fluthen und vom Felsenriffe aus eingesunkenen Hallen die Geister der Burgen bunte Mährchen erzählen: da wohnen Ruhe und Friede; da lächeln dem Müden die reinsten Freuden!

So griff nach einem heißen Jahre auch ich zum Wanderstabe, das ist nach einem wohlerprobten Regenschirme, vergaß der überstandenen Plagen, stellte alle Sorgen dem lieben Gott anheim und eilte wohlgemuth durch die staubigen Straßen der Stadt hinaus zum breitgedehnten Bahnhofe. Aus allen Vierteln und Winkeln der Residenz hatte ein wolkenloser Morgen viele Sehnsüchtige versammelt, die mit Ungeduld des Augenblickes warteten, der sie hinausführen sollte in's geträumte Paradies, in den kühlen Buchenschatten, an den einladenden See, in die reinliche Dorfschenke, aus welcher schon weithin die gebratenen Hühner duften und die abgesottenen Forellen lächeln. In den dumpfen Räumen des Wartsaales saßen und standen sie umher die verschiedenen Gestalten in eben so mannigfaltige Gewande gehüllt. Einer, der Aufkirchen und die Rottmannshöhe sich als Ziel gesteckt, war mit unverwüstlichen Bundschuhen bekleidet und trug einen riesigen Bergstock, wie einst Sankt Christoph, als er das Christkind durch die brausenden Wogen trug. Ein Anderer, der mit kühnem Muthe die Eisgiebel der Tyroler Gletscher erklimmen wollte, tänzelte in modernen Lackstiefeln

umher und spielte gar anmuthig mit dem zierlichen Rohre. Einige Musensöhne hatten sich die Nähe des reichberahmten Spiegels auserſehen, um in dem getreuen Widerscheine strenge Musterung zu halten, damit das Aeußere in der Heimat gehörig imponire, um den eines akademischen Bürgers würdigen Effekt zu machen; dabei schmauchten sie bereits so kräftig aus der werthen Pfeife, daß bläulicher Rauch sie mit dichtem Nebel umhüllte. Trotz Rauch und Nebel dämmerte aus dem Antlitze der fidelen Burschen ein leises Alpenglühen, der getreue Zeuge abendlicher Studien solch gelehrter Herren. — Dort entfaltete ein Touristenpaar die Karten und schmiedete noch immer an dem Reiseplane. Die beiden Freunde hatten den Städter gänzlich abgestreift und wollten als entpuppte Schmetterlinge mit der kleidsamen Kochlerjoppe und dem kühnen Miesbäckerhütchen *) das Gebirg durchschwärmen. Die heitern Männer versuchten sich jetzt schon in der beliebten Redeweise der Aelpler; ein lauschender Oberländer lachte schelmisch über die unzähligen Schnitzer. — Eine Gruppe fröhlicher Gymnasisten, die zum Erstenmale des Vaterlandes Gränzen zu überschreiten wagte, träumte voll süßer Lust von der Herrlichkeit des Tyroler Weines. Die Glücklichen ahnten nicht, wie man nicht selten mit saurem Gesichte von jenem Traubenblute kostet, so daß selbst die Eingebornen in nicht geringer Zahl das Weinglas mit dem Bierkrüglein oder gar mit dem Branntweinfläschchen vertauschen. Von den feinen Damen, gezierten Fräulein, geputzten Dienstmädchen und

*) Miesbäcker, nicht Miesbächer ist gut altbayerisch.

andern weiblichen Passagieren will ich nur kurz erwähnen, daß sie sich sammt und sonders eingefunden mit unzähligen Schächtelchen und Schachteln, mit niedlichen und plumpen Körben und Körbchen, mit Paqueten von allen Formen und Größen.

Endlich öffneten sich die Thüren, und stürmisch ging es hinaus in die kühngewölbten Hallen. Jung und Alt drängte in die hölzernen Kästen, welche sie Alle, die Ungestümen, an den Ort ihrer Wünsche bringen sollten. Ein gellender Pfiff und der Zug brauste fort zwischen den riesigen Bierfabriken, welche sich in neuerer Zeit als würdige Symbole zu beiden Seiten der Bahn erhoben. Erfrischende Morgenluft strömte in die engen Zellen, und mit tiefen Zügen schlürfte Jeder von den würzigen Düften.

„Wer recht zu arbeiten weiß, der versteht auch recht zu ruhen, und wer die süße Lust des Nichtsthun nicht in ihrem ganzen Umfange zu empfinden vermag, der hat noch nie unter Aechzen und Stöhnen die Wucht der Lebensmühen getragen!" so dachte ich und lehnte mich recht bequem, so gut es in der dritten Fahrklasse möglich ist, in die Ecke des Wagens und sah mit heiterm Lächeln zufrieden und glücklich wie ein Fürst auf die hoch emporstrebende Fontaine von Nymphenburg und auf die glitzernden Fenster des weitläufigen Schlosses. Wenn man mit Dampf reiset, darf die Aufmerksamkeit nicht gar zu lange auf dem einzelnen Orte ruhen. Man muß gierig haschen nach den landschaftlichen Bildern; denn im raschen Fluge sind sie schnell wieder entrückt. Ungeheure Schriftzüge verkündeten die Ankunft in

Pasing. Die überaus ländlichen Badanstalten geben dem anspruchslosen Städter erwünschte Gelegenheit, sich in den weichen, reinen Wellen der Würm zu erquicken, oder im rauschenden Mühlsturze das heiße Blut abzukühlen.

Das Dorf Pasing erfreut sich eines hohen Alterthumes, und sein Name wurde schon unter der Regierung der Agilolfinger und Karolinger genannt. Vor der Schlacht bei Alling 1422, in welcher die Herzoge Ernst und Wilhelm von München ihren Vetter Ludwig den Gebarteten siegreich schlugen, ward der Ort ein Raub der Flammen.

Der gebartete Ludwig, ein kluger und ritterlicher, aber auch ein sehr eigensinniger und streitsüchtiger Fürst, war Herr in Ingolstadt. Seine Landesgränzen waren ihm viel zu enge gezogen; namentlich regte sich bei ihm ein großes Gelüste nach der ehrenwerthen Stadt München, welche der Vater Stephan III. nach der sogenannten Vierherzoge-Regierung zum großen Verdrusse des ländersüchtigen Ludwig von dem geleisteten Eide der Treue losgesprochen hatte. Die Münchner waren eben in verschiedene Fehden verwickelt; da meinte der Gebartete, jetzt sei der günstigste Zeitpunkt, den Herren Vettern die unvergeßliche Hauptstadt abzujagen; zudem schmeichelte er sich eines großen Anhanges unter der Bürgerschaft, worin er sich bald gewaltig getäuscht sah. Ludwig zog mit seiner streitbaren Mannschaft ganz unbemerkt heran und lagerte zwischen Amper und Würm. Einige Hauptleute, namentlich Hans Wassenaker mit seinen geharnischten Reitern, eilten verheerend voraus und steckten in ihrem Uebermuthe die Dörfer

Gauting, Aubing und Pasing in Brand. Diese Unvorsichtigkeit war den Ingolstädtern von großem Schaden. Durch die hochauflodernden Flammen und die leichenbleichen Flüchtlinge wurden die Münchner bald inne, in welch großer Gefahr sie schwebten. Rasch rief man alle streitbaren Männer der Stadt zusammen, und unter Jauchzen und Jubeln rasselten die kampfbegierigen Scharen die Neuhausergasse entlang, hinaus — dem Feinde entgegen. Voran zogen die beiden Herzoge Ernst und Wilhelm mit ihrem glänzenden Kriegsgeleite; dann folgte der jugendliche Prinz Albertus, Ernestens Sohn; ferner kamen viele Ritter von heldenhaftem Aussehen, gar wohl erprobte Haudegen; an diese reihten sich die Wehrmänner von 37 Zünften der Gewerbe mit ihren Fähnlein, Hans von Parth mit dem Stadtpanier an der Spitze, sowie die Patrizier Schildpatz, Hundertpfund, Ligsalz, Ridler, Schrenk, Arsinger, Konrad der Dachauer, Richter u. a. Die aufgebotenen Bauern der nächstgelegenen Dorfschaften bildeten den Schluß. Etwas verspätet keuchte noch hintendrein auf einem entlehnten Rößlein der ehrenfeste Bürgermeister Sitzinger; denn auch er wollte von seiner Anhänglichkeit an die rechtmäßigen Herrscher Zeugniß geben Draußen zwischen Pasing und Menzing rannten die Heere zusammen; namentlich bei dem jetzigen Blutenburg stießen sie scharf an einander. Es war der 21. September 1422. Herzog Albert wagte sich in seinem Feuereifer zu weit in die feindlichen Reihen, und von allen Seiten fielen mächtige Hiebe auf ihn; aber auch er schwang sein Schwert mit bewundernswerther Kraft. Trotzdem war der kühne Held nahe daran, der Ueber-

macht zu erliegen. Da stürmten die Tuchmacher herbei mit ihren gewaltigen Flambergen und schlugen kräftig auf den Feind; es war ihnen aber unmöglich, den geliebten Prinzen herauszuhauen aus dem furchtbaren Knäuel. Endlich bemerkte Vater Ernst die Gefahr. Wüthend sprengte er heran, und sein schweres Eisen rasselte und donnerte auf die Häupter der Ingolstädter, daß Mann und Roß niederstürzten ob der entsetzlichen Streiche. Nun ergriffen die Feinde die Flucht, und der befreite Albert sank voll dankbarer Rührung in die Arme des glücklichen Vaters.

Dem Herzoge Ludwig brachte dieser, wie auch der folgende Tag kein Glück. Alle Pläne mißlangen ihm; überall wurden die Seinigen geschlagen, und zuletzt mußte er nach der gänzlichen Niederlage bei Alling in rascher Flucht sein Heil suchen. Die Münchner kehrten im Triumphe heim. Mit großem Siegesgepränge zogen sie durch das Neuhauserthor, gar viele gefangene Grafen und Ritter mit sich führend. In der Stadt herrschte unbeschreiblicher Jubel. Herzog Ernst ließ zu Hoflach bei Alling an dem Orte, wo sein Sohn Albert aus den Händen der Feinde glücklich befreit wurde, eine Kapelle erbauen. Die Wand der Kirche ziert ein großes Votivbild. Die Münchner Herzoge knieen dankend für den Sieg vor der heiligen Anna. Der ritterliche Adel, die Bürger Münchens und das Volk bilden die Umgebung. Nach Herrn Dr. Sigharts Ausspruch „gehört das 22′ lange und 8′ hohe Gemälde, in Wasserfarben ausgeführt, nach Schönheit, Würde und Charakteristik der Gestalten zum Bedeutsamsten unter den Malereien Altbayerns. Es ist zugleich ein Hauch der

Innigkeit und Frömmigkeit über das Ganze ausgegossen, der es uns als ächtes Zeitbild (1436) erkennen läßt."

Von Pasing geleitet ein angenehmer Spazierweg zum nahen Weiler **Pipping** mit einem Kirchlein, welches laut der an der Empore angebrachten Reime 1478 von Herzog Sigmund erbaut wurde. Durch einen vierhundertjährigen Zeitraum hat sich das Innere der Kapelle unverändert erhalten; das kleine Heiligthum ward so zum belehrenden Kunsttempel und gibt ein getreues Bild von den Eigenthümlichkeiten eines Gotteshauses in damaligen Zeiten. — Der Würm folgend ersteht am buschigen Ufer **Blutenburg**, welches dem scharfen Kampfe der Münchner seine Entstehung und vielleicht auch den Namen verdankt. Das niedliche Schloß erfreute sich der hohen Ehre, von dem ebenso menschenfreundlichen, als lebensfrohen Herzoge Sigmund zum Lieblingsaufenthalte gewählt zu werden. Nachdem er die Regierung in die Hände seines geistreichen Bruders Albert IV. gelegt hatte, verlebte er viele heitere Tage in Blutenburg. Da wurde in den belebten Räumen musizirt, und beim Becherklange ertönten weithin die lustigen Gesänge. Jagdfreunde zogen von allen Seiten heran und bildeten ein glänzendes Gefolge, wenn der fürstliche Jäger unter lautem Rüdengebell und dem fröhlichen Schalle der Hüfthörner die weite Ebene durchstreifte. Die nächste Umgebung des Schlosses zierte glänzendes Geflügel, Vögel der seltensten Art in den herrlichsten Farben, die Lieblingsthiere des Herzogs.

An die Stelle all dieser Pracht ist in unserer Zeit eine einfache Wirthschaft getreten, und gerne wallt der Städter von Pasing aus hinab, um sich unter schatti-

gen Bäumen auf grünem Plane zu laben. Dabei möge er nicht vergessen, die schönen, alten Glasgemälde, wie auch die kunstreichen Holzschnitzereien in der Kapelle zu besehen.

Indeß hat uns der rasch dahinbrausende Dampfwagen nach Planegg gebracht. Nur hie und da gestattet es eine Lichtung des Gehölzes, hinab zu blicken in das grüne, bevölkerte Thal. Dorf und Schloß Planegg, letzteres Eigenthum des Herrn Hofbanquier v. Hirsch, liegen unten an der Würm, während unfern der Bahn, von Wald umgränzt, das Wallfahrtskirchlein Maria Eich, bescheiden an Größe und Gestalt, sichtbar wird.

Der Sohn eines Schmiedmeisters in Planegg soll mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts von einem wandernden Bilderhändler ein aus Thon geformtes Marienbild gekauft haben. In frommer Einfalt stellte er es in die Höhlung einer bemoosten Eiche und verrichtete davor täglich seine Andacht. Bald folgten andere Landleute seinem Beispiele, und allmählig wallfahrteten auch von entfernteren Gegenden fromme Pilger zum heiligen Baume. Der Ruf als Gnadenort soll aber durch ein wundervolles Ereigniß begründet worden sein, das Herr A. Schöppner in seinem Sagenbuche mit folgenden poetischen Zeilen erzählt:

Der Kurfürst *) eilt zu jagen
Hinaus in den grünen Wald.
Im Schatten grauer Eichen
Ertönt sein Jagdhorn bald.

---

*) Max Joseph III.

Die edlen Hunde spüren
Manch schmuckes Wildpret auf,
Die Herren reiten und hetzen
Und schießen mit Lust darauf.

Vor allen aber strahlet
Ein Edelhirsch herfür,
Ein stolzer Zwanzigender
Die Krone vom Revier.

„Halt ein! laßt alle andern!
Dem Zwanzigender nach!
Sollt der uns heut' entwischen,
Das brächt' uns ew'ge Schmach."

Halloh! wie geht's von dannen
Hin über Stock und Stein!
Die wackern Rosse fliegen,
Den Hirsch fängt keines ein.

Sie hetzen gute Weile,
Schon sind die Hunde laß,
Der Hirsch mit jungen Kräften
Rennt windesschnell fürbaß.

Vor einer hohen Eiche
Da hält er plötzlich an
Und sieht mit ruhiger Miene
Die wilde Meute nah'n.

„Was ist in die tapfern Rüden
Auf einmal gefahren hinein?"
Sie stehen — o Wunder! — gebannet
Und keiner wagt sich drein.

Umkreisend der Eiche Schatten
Allsammen schweigen sie still,
Und legen zuletzt sich nieder;
„Was da wohl werden will?"

Der Kurfürst schaut betroffen
Und fragend die Jäger an:
„Wie ist uns Allen geschehen!
Wer hat es uns angethan?“

Da tritt ein alter Graubart
Entblößten Haupts herfür:
„Beugt eure Kniee, ihr Herren,
Auf heiliger Stätte hier!“

„Dieß ist Maria Eiche
Seit alter Zeit genannt;
Dort schauet Mutter und Kindlein,
Geschnitzt von frommer Hand.“

Da ward der Wald zum Tempel,
Die Eiche zum Altar;
Es sinket in die Kniee
Die ganze Jägerschaar.

Die Pferde ohne Regung
Die Hunde ohne Laut;
Nur leise Lippenbewegung
Die Seele tief erbaut.

So knie'n sie eine Weile,
Drauf hebt sich der Fürst empor,
Er schaut verehrend das Bildniß,
Gerührt den Hirsch davor.

„Nun dann, du edler Flüchtling,
Sei frei und ohne Fährd',
Nachdem die Gottesmutter
Dir selber Schutz gewährt.“

„Hiefür laßt diese Stelle,
Uns Ihrem Dienste weih'n!
Einst möge nur die Heil'ge
Auch uns so gnädig sein!“

Ein Kirchlein ward erbauet
Recht um den Stamm heran,
Er selber sollt' das Bildniß
Geradeso tragen fortan.

Er ragt als Thurm darüber
Und trägt der Glocken Getön,
Und drauf statt laubiger Krone
Des Kreuzes Immergrün.

Nun ist der Wald ein Tempel,
Die Eiche ein Altar;
Statt Waidgethieres lagert
Dort manche Wallerschar.

Und wo ein Hirsch gefunden
Einst Schutz vor Jägers Erz,
Da findet Hilf und Zuflucht
Manch müdgehetztes Herz.

Der Stamm der Eiche steht im Rücken des Chor-Altars. Der Wipfel ragte vormals hoch über die Kapelle. Ein Blitzstrahl zerschmetterte zum Theil den Baum; da wurden die emporstarrenden Reste abgenommen und das Dach geschlossen.

Ob die Nähe der Eisenbahn und die geringe Entfernung der neuerstandenen Wirthschaft am Waldsaume dem fernern Gedeihen der Wallfahrt förderlich sind, möchte sehr in Frage stehen!

An den Marienfesten, welche in die Sommermonate fallen, wird bei günstigem Himmel die gottesdienstliche Feier im Freien begangen. Mit frühestem Morgen, wenn noch wohlthuende Kühle die Thäler erfrischt und funkelnde Thautröpflein die Auen schmücken, da nahen von allen Seiten in langen Zügen betende Pilger-

scharen. Selbst fromme Städter wallen durch die blumigen Triften unter erhebenden Gesängen hin zur heiligen Stätte, und bald füllt sich der große, grüne Plan mit der andächtigen Menge. Der ehrwürdige Hain wird an solchen Tagen zum hehren Tempel. Zu beiden Seiten bilden majestätische Eichen hochanstrebende Säulen, über welche die Himmelsbläue sich freundlich wölbt. Die Sonne sendet als ewige Ampel ihre goldenen Strahlen in die weiten Hallen und beleuchtet mit lieblichem Glanze das Gnadenkirchlein, an dessen buntgeschmückten Mauern der Festaltar im Morgenlichte schimmert. Liegt die gläubige Versammlung in tiefer Andacht auf den Knieen; wogt ernst und feierlich der Sänger und Sängerinnen Chor durch die weiten Räume des luftigen Domes; umhüllet des Weihrauchs duftiger Schleier das ehrwürdige Geheimniß: da erfaßt es das Herz mit heiligem Schauer; alles Irdische verschwindet in der Gottheit Nähe; man fühlt sich emporgehoben in eine höhere Sphäre und möchte einstimmen in den Lobgesang, welchen in feierlichen Pausen die muntern Vögel von den ragenden Wipfeln der Bäume in die reinen Lüfte senden.

Die Katholiken der deutschen Lande zeigen eine besondere Vorliebe, den dreieinigen Gott und die hohe Gottesmutter in stiller Waldeinsamkeit zu verehren; denn eine Menge Bethäuslein erheben sich in dem Halbdunkel frischgrüner Haine. Meistens war es bei einem Baume, wo ein wunderthätiges Marienbild fromme Scharen versammelte. In Folge der Zeit erstand aus dem Opfer der Gläubigen ein Kirchlein, das nicht selten Baum und Madonna in seine heiligen Räume

schloß. Es scheint fast, als wäre diese Eigenheit ein Erbtheil von unsern heidnischen Urvätern, die ihren unbekannten Göttern unter dem Laubdache weiter Eichenwälder opferten und die Bäume selbst hoch verehrten. Uebrigens dünken mir die Religionsbegriffe der in der Geschichte als roh und unwissend gezeichneten Germanen viel edler und erhabener, als jene der als kultivirt gepriesenen Aegyptier, die vor einem brüllenden Stiere sich in den Staub warfen und in dem Ungethüme eine Gottheit verehrten!

Indeß sind wir schon längst durch Wald und Flur in Gauting angekommen. Wer an keine Zeit gebunden ist, verlasse an diesem Haltorte den Wagen und wandere die Thalhöhe hinab in das uralte Dorf mit seinen zwei Kirchen. Hier überschritt in grauer Vorzeit die Römerstraße, welche von Augsburg nach Salzburg führte, die Würm. Das unbedeutende Schlößchen war ehedem der Sitz eines Freiherrn von Hallberg, der als Eremit von Gauting in vielen Landen genannt wurde. Der wunderliche Mann pilgerte unverdrossen nach allen Richtungen in die Welt hinaus, auch in den Orient, und kaum heimgekehrt, rüstete er sich wieder zu neuen Fahrten. Die auffällige, bärtige Figur und die eigenthümliche Tracht gaben Veranlassung, daß gar viele Landleute den nie Rastenden für den ewigen Juden hielten. Im April 1862 starb der edle Greis im 94. Lebensjahre auf seinem Gute zu Hörmannshof bei Landshut. Seine Brust zierten viele hohe Orden, unter welchen der persische Sonnen- und Löwenorden als besondere Seltenheiten zu erwähnen sind. Der Verlebte hat sich nicht bloß durch seine merkwürdigen Wander-

ungen, sondern auch durch seinen wohlthätigen Sinn ein bleibendes Denkmal gesichert.

Von Gauting führt ein recht einladender Weg das Thal hinauf. Zuerst über reich beblümte Wiesen, dann zwischen Buchen und Fichten, erreicht man durch einen buschigen Gang wieder die Höhe. Die Gipfel der jugendlichen Gesträuche berühren sich in sanfter Neigung, und das frische Laubwerk bildet ein zierliches Gewölbe über den anmuthigen Pfad. Stille Dämmerung nimmt ihn auf, den entzückten Wanderer, und umflossen von den Wohlgerüchen saftiger Büsche rückt er immer näher und näher jenem reizenden Punkte, der ihn hinabblicken läßt in die sagenreiche Tiefe — in's Mühlthal. Der Landmann hat hier, was viel sagen will, ein Ruhebänkchen angebracht, und machte so dem überraschten Fremdlinge das Anstaunen des lieblichen Bildes bequem.

Die Würm durchschlängelt mit ihrem milden, reinen Wasser die waldige Schlucht, und sehr ländliche Häuser, in vortheilhafter Unregelmäßigkeit zerstreut, spiegeln sich in den klaren Fluthen. Drüben steigt in gewaltiger Breite der Karlsberg empor. Ein wogender Buchenhain umhüllt als riesenhafter Mantel die ehrwürdige Höhe. Wie aber in der Welt nichts vollkommen ist, so zeigt sich auch in diesem idyllischen Gemälde ein gewaltiger Klecks in Gestalt einer Pulvermühle. Wie die Drachen der Vorzeit die Zugänge der Brunnen und Quellen gefährdeten, so liegen hier die schwarzen, verderbendrohenden Hütten unfern des Weges, der in sanfter Senkung hinabführt an die Ufer des Flüßchens. In diesem engen Thälchen, von dichtem, hochstämmigen Gehölze umdüstert, spielt eine der merkwürdigsten Mythen

auf deutscher Erde, nämlich die Sage von der Geburt Kaisers Karl des Großen.*) Trotz aller Anfechtungen lebt die Ueberlieferung selbst in Liedern ungeschwächt fort und erfreut sich nicht wenig muthiger Verfechter in der gelehrten Welt. Die Möglichkeit, daß irgend eine Wahrheit zu Grunde liegt, kann nicht geläugnet werden, obwohl die Aehnlichkeit der Mythe mit denen in Thüringen, Franken, Flandern und Frankreich die Glaubwürdigkeit etwas erschüttert. Die Sage lautet ungefähr so:

Der Frankenkönig Pipin gedachte, sich zu vermählen. Bertha, die liebliche Tochter eines mächtigen Fürsten, dessen Reich weit im Osten lag, war zur Braut bestimmt. Pipin schickte seinen Marschall, einen ränkevollen Mann, an den fremden Hof, Bertha abzuholen. Der Gesandte und sein ruchloses Weib verabredeten sich aber, die Prinzessin auf der Herreise zu tödten, um ihre eigene Tochter, welche der königlichen Braut sehr ähnlich war, unterschieben zu können. Nach einem starken Umwege in die tiefe Wildniß zwischen dem Würm- und Ammersee gebracht, wurde die Fürsten-

*) Die Weihenstephaner Handschrift benennt die bei Gauting gelegene Reismühle als Geburtsstätte Karl des Großen. Wahrscheinlich liegt aber der Aufzeichnung dieser Sage selbst eine Verwechslung mit der unmittelbar am Fuße des Karlsberges liegenden Mühle zu Grunde. Die römische Heerstraße durch Gauting ist zu nahe bei der Reismühle und letztere nicht mehr im Thale, sondern offen gelegen. Glaubwürdiger erscheint die Mühle am Karlsberge; denn hier haften all die wunderlichen Sagen und Lieder und das Thal hat jenes Wildschöne der Sage. (Der Petersbrunnen S. 79. — Die Burg Karlsberg von Föringer S. 1.)

tochter plötzlich ihrer kostbaren Gewänder beraubt und von zwei Knechten in ein finsteres Dickicht geschleppt. Das treue Hündlein folgte der geliebten Herrin. In furchtbarer Einsamkeit bekannten die Diener des gottlosen Marschalls, sie hätten geschworen, Bertha zu tödten. Bei dem Anblicke der schuldlosen Jungfrau, die zitternd und bebend um Schonung bat, wurden die gedungenen Mörder erweicht, schlachteten statt ihrer den Hund, befleckten das Oberkleid der Braut mit Blut und brachten es sammt der Zunge des getödteten Thieres als Wahrzeichen des vollzogenen Befehles zurück. Die falsche Bertha kam nach Frankreich und ward Pipins Gemahlin; die wahre dagegen irrte lange in der Wildniß umher, bis sie einen Menschen traf. Ein häßlicher Köhler, bei dessen Anblick die arme Königstochter erschrak, führte die Unglückliche in die Mühle am Karlsberge, wo sie des Müllers Magd wurde. Wenige Jahre vergingen, da nahm Pipin auf der Burg Tetmons, jetzt Weihenstephan bei Freising, sein Hoflager und verirrte sich auf der Jagd in der Gegend an der Würm. Nach vergeblichem Bemühen, den Weg zu finden, verrieth gegen Abend aufsteigender Rauch die Nähe einer menschlichen Wohnung und leitete den Fürsten durch finstere Waldschluchten zu Bertha's Zufluchtsstätte. Dort fand der Frankenkönig seine rechte Braut, erkannte sie an dem Ringe, den er ihr einst gesendet und vernahm mit Entsetzen ihr furchtbares Schicksal. Mit frühestem Morgen stürmte Pipin nach Weihenstephan, zwang die Knechte zum Geständnisse, bestrafte den verruchten Marschall und dessen Frau nach Gebühr und verwahrte die falsche Königin in einem Gemache. Die Unglückliche

wurde bald ein Opfer des Grames. Von einem Feldzuge gegen die Sachsen heimgekehrt, eilte Pipin mit großem Gefolge in's ferne Würmthal, holte dort die rechte Gemahlin und zog unter lautem Jubel mit ihr und ihrem Knäblein nach Frankreich, wo Bertha als Landesmutter freudigst begrüßt wurde. Der kleine Prinz ward Carolus getauft, und in ihm wuchs jener Mann heran, den die Geschichte „Karl den Großen" nennt.

Weder die Hand eines Künstlers, noch der Pinsel eines Sudlers haben über der Thüre der Mühle durch ein Bild die Mythe verewiget; kein eherner Griffel hat sie in Stein gegraben, und dennoch lebt die Ueberlieferung immer lebensfrisch fort in dem Munde des Volkes, während viele andere Sagen, die vor wenigen Jahrhunderten noch blühten, jetzt gänzlich verklungen und sogar unbekannt sind. Aber nicht bloß Sagenhaftes, selbst geschichtliche Thatsachen fallen in vielen Gegenden der Vergessenheit anheim oder werden so verunstaltet erzählt, daß ein Nichtwissen oft noch besser wäre. Die Ursache davon liegt sehr nahe. In vielen Schulen wird die Jugend gar zu gerne recht weit fortgeführt, hinaus in die entferntesten Länder, so daß manch heranwachsendes Bäuerlein besser Bescheid über China und die Chinesen, als Aufschlüsse über seinen Gerichtsbezirk zu geben vermag.

Auf dem Karlsberge sieht man noch das Grundgemäuer der ehemaligen Burg, welche einstens die Höhe krönte. Aus den Trümmern einer römischen Feste erhob sich der weitläufige Bau. Die Zeit der Entstehung ist in tiefes Dunkel gehüllt. Erst um die Mitte des

12. Jahrhunderts erscheint Schloß Karlsberg urkundlich, und mit Beginn des 16. Jahrhunderts wurde es dem unsterblichen Geschichtsforscher Aventin bereits als Ruine gezeigt. Die Hauptmasse des Steinmaterials verwendete man im Jahre 1565 zum Baue des Schlosses Leutstetten, so daß die Ueberbleibsel der Burg immer mehr verschwanden. Gras, Moos und Gesträuche wucherten zwischen den Trümmern und entzogen selbst die letzten Reste dem Auge des Forschers. Im Jahre 1837 wurde diese Hülle weggenommen und die Grundgestalt des Baues wieder zu Tage gebracht. *)

Von der Mühle am Karlsberge nur eine kurze Strecke das Thal hinan führt ein höchst anmuthiger Fußsteig am linken Ufer des Flüßchens an frischgrünen Gehängen zu der vereinsamten Behausung eines ehemaligen Klausners. Ein krystallenes Bächlein, muthwillig scherzend mit den zarten Blumenkronen, die sich traulich in den klaren Wellen baden, rinnt murmelnd im buntbesäumten Bettchen am schmalen Pfade. In früher Morgenstunde erreichte ich eines Tages das weiße, halbrunde Mauerwerk, welches dem harmlosen Wanderer aus dem Wald- und Wiesengrunde freundlich entgegenschimmert. Das sind die Reste der Kapelle eines längst heimgegangenen Einsiedlers. Ein armer Taglöhner benützt das Bethäuschen jetzt für sich und die Seinigen zur Wohnung. Der gute Mann, welcher eben vor der bescheidenen Schwelle als Morgenimbiß einen unaussprechlichen Kanaster dampfte, erzählte mir in seiner Einfalt, Karl der Große sei der Erbauer des

*) Oberbayerisches Archiv 1839.

winzigen Kirchleins gewesen, das wenigstens vierhundert Jahre die enge Schlucht zierte, bis es der Ahnherr des gegenwärtigen Besitzers durch Kauf erwarb und zur überaus einfachen Herberge verwandelte. Vier Jahrhunderte schienen diesem Landmanne ein ungeheurer Zeitraum zu sein. „Wohl auch Einer aus jener Schule, dachte ich, in welcher die Geschichte als Paradepferd wörtlich auswendig gelernt wird, damit bei Anwesenheit des Herrn Schulinspektors am Tage der öffentlichen Prüfung das Rädlein ohne die mindeste Stockung lustig läuft und schnurrt! Würde man doch bedenken, daß erfahrungsgemäß alles nur Buchstabengelernte in kürzester Zeit wieder verschwunden ist, so müßte man endlich einmal die so erfolglose Gedächtnißtortur verwerfen. Liebe zum Vaterlande, Liebe zum Landesvater, Liebe zu edlen Handlungen muß als Ziel gelten, das erreicht werden soll; so lange man aber die Geschichte abschnittweise bloß zum gelegenheitlichen Wiederabsagen in's Gedächtniß preßt, ohne das Verständniß zu wecken, oder durch anziehende Schilderungen und Erzählungen Freude zu dem Gegenstande zu erregen, so lange wird auch dieser schöne Zweig des menschlichen Wissens bei dem Landvolke nicht Wurzel fassen!"

Nochmal eine kurze Strecke und am Fuße des steilen Waldberges am Ausgange des Thales liegt das Mineralbad Petersbrunn. Die kunstlose Terrasse an der Ostseite des Gebäudes gewährt einen Blick auf die grasreichen Wiesen hinüber zu Schloß und Kirche Leutstetten, das zwischen Busch und Bäumen freundlich herüberschaut. Einsam saß ich beim herrlichsten Morgenhimmel auf dem bretternen Vorsprunge und dachte

an die drei Fräulein, welche vor vielen Jahrhunderten, von Feinden verfolgt, sich hier in stiller Einöde niedergelassen haben sollen. Drüben bei dem Herrenhause bauten sie sich gesonderte Klausen; denn jede lebte und wirkte für sich. Sie verkündeten muthig das Wort des Herrn und nährten sich von Wurzeln, Kräutern und dem wenigen Brode, das ihnen die mildthätigen Thalbewohner reichten. Kriegsstürme, die bis in diese unbekannte Wildniß drangen, verscheuchten die frommen Jungfrauen, Niemand weiß wohin. Ihr segenreiches Wirken stand in solch frommem Andenken, daß an der Stelle der verlassenen Zellen eine Kapelle erstund. Das Kirchlein wurde vor zwanzig Jahren abgebrochen und die Abbildung der drei betenden Schwestern Ainpet, Gberpet und Firpet in das Gotteshaus zu Leutstetten gebracht.

Fast dieselbe Sage fand ich kurze Zeit vorher zu Meransen im Pusterthale in Tyrol. Drei fromme Schwestern Aubeth, Kubeth und Guerre sollen sich vor dem gefürchteten Hunnenkönige Attila auf die Thalhöhe der Rienz geflüchtet haben. Hier spendete ein schützender Baum den Ermatteten Schatten, eine Felsenquelle lieferte frischen Trank, und von einem Aste winkten die herrlichsten Früchte, um den Hunger zu stillen. Früher Tod verklärte die heiligen Jungfrauen, und zahllose Wunder geschahen an ihrem Grabe. Ihre Bildnisse sind in der Ortskirche zu Meransen aufbewahrt und werden hoch verehrt.

Ich war mit den Betrachtungen und Vergleichungen, ob nicht etwa die Leutstettener Schwestern auf ihrer Flucht unter etwas veränderten Namen sich in's Tyrol

verirrt haben möchten, schon längst zu Ende, als eine finstere Dienerin der Heilanstalt das Frühstück brachte. Solcher Kaffee hätte jedenfalls den Vorstand eines arabischen Klosters nicht veranlaßt, seine Mönche am Abende damit zu bewirthen, daß sie die Morgenandacht nicht verschlafen; denn zufolge des Petersbrunner Getränkes könnten jene Herren bis heute ungestört in süßem Schlummer liegen. Im Frühlinge des verflossenen Jahres wurde das Bad- und im September das Gasthaus zum großen Schaden der Besitzer ein Raub der Flammen. Mögen die Gebäude recht bald und zu gutem Gedeihen aus der Asche erstehen! —

Eine schattenlose Straße führt in kurzer Zeit nach Starnberg.

Wer den Eisenbahnwagen nicht verläßt, der eile bei der Station Mühlthal an's Fenster, um wenigstens einen Blick in die reizende Tiefe werfen zu können.

Hat sich die Maschine wieder in volle Bewegung gesetzt, dann öffnet sich die Aussicht auf ein wundervolles Bild. Wenige Minuten nur und man steigt im Bahnhofe zu Starnberg aus.

II.

Der Starnberger See und seine Umgebung.

Vor wenigen Jahren noch ging man nach Starnberg oder fuhr im Stellwagen dahin. Eine Menge Kutschen und Chaisen reicher Herrschaften und Bürger belebten die Straße durch den königlichen Park hinauf bis zum Eden der Münchner. Viele Sonntagsspaziergänger durchwanderten von Pasing aus das vier Stunden lange Thal der Würm und wußten Manches von seinen Schönheiten zu erzählen. Jetzt ist der Weg über Forstenried größtentheils verödet, und selten pilgert ein Naturfreund längs der schattigen Ufer des Flüßchens. Man eilt nun in schnellem Fluge mittelst der Eisenbahn an den Rand des gepriesenen Sees. Viele Züge bringen und entführen Gäste, und reges Leben herrscht namentlich an Feiertagen an dem Gestade. Auch wir stehen am Spiegel des Gewässers, von dem ein alter Schriftsteller sagt: „Man muß diese paradiesische Gegend Bayerns selbst gesehen haben, wenn man sich einen hinlänglichen Begriff davon machen will!“

In feierlicher Erhabenheit breiten sich die blauen Fluthen aus und wiegen sanft auf ihren Rücken die

zierlichen Fahrzeuge. Schillernde Wellchen rollen sachte herab vom Haupte des Sees und bringen unter süßem Geplätscher einladende Grüße aus den duftigen Bergen. Kaum das Ufer erreicht, jagt es wieder zurück, das krystallene Gewässer, um im neckischen Kampfe von der nachströmenden Fluth verschlungen zu werden.

Erheben wir das Auge von der zarten Färbung des Wasserspiegels, so hängt der Blick wonnetrunken an dem prachtvollen Rahmen, womit der Schöpfer die azurne Fläche umsäumte. Zu beiden Seiten erheben sich fruchtbare Hügel mit mäßiger Steigung und in gefälligen Formen. Hier wechseln goldene Saatfelder mit wogenden Buchenhainen, während dort blumige Auen den Zauber des Bildes erhöhen. Stämmige Wälder schmücken in langen Reihen die Kette der Höhen und senken sich nicht selten herab bis an das Gestade, um die ragenden Wipfel in den klaren Wellen zu schauen. Von den freundlichen Bergen blicken mit heiliger Ruhe Kirchen und Kapellen, während hinter blühenden Büschen die reinen Fenster niedlicher Landhäuser blitzen. Prachtvolle Gärten umkränzen geschmackvolle Villen, und eine seltene Blumenpracht umgürtet die vielen Schlösser, welche mit ihren Zinnen und Flaggen in den stillen Gewässern sich spiegeln. Von der südlichsten Spitze schimmert über die scherzenden Wogen das Kirchlein von Seeshaupt und winkt freundlich zur frommen Einkehr. Aus bläulicher Ferne endlich dämmern durch einen zarten Schleier die mächtigen Alpen. Grüne Vorberge, abwechselnd mit sonnigen Matten und dunklem Tannengehölze bekleidet, erheben sich wellenförmig, während die grauen Kolosse mit ihren verwitterten,

kahlen Hörnern und Kämmen kühn in die Lüfte stechen und den Süden umschließen bis über die Wolken. Dort ist es vorzüglich die Zugspitze mit ihrem ungeheuren Geschröfe und der plötzlich jäh abfallenden Felsenmauer, welche gebieterisch die lange Kette der ragenden Kuppen und Zinken beherrscht.

Haben wir diesen herrlichen Anblick genossen und das Auge geweidet an dem erhebenden Bilde, so schenken wir unsere Aufmerksamkeit dem Dorfe Starnberg, der beneidenswerthen Sommerfrische der vornehmen Welt, dem Sorgenfrei der wohlhabenden Städter. Im Halbkreise liegt der Ort malerisch aufgestaffelt an den lieblichen Hügeln. Beschattet von fruchtbaren Obstbäumen wechseln schmucke Landhäuser, zierlich und fein, als wären sie aus den geübten Händen der Ammergauer Schnitzler hervorgegangen, mit palastähnlichen Gebäuden, die auf künstlichen Terrassen thronen. Dazwischen ruht versteckt noch manch echt bäuerliche Hütte, welche bisher unerbittlich jede moderne Zierde verschmähte.

Alle die Häuser und Häuschen überragt das alte Schloß der Ritter von Starenberg, die im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts urkundlich vorkommen, es aber nie zu einem besondern Glanze brachten. Die Sprößlinge dieses Geschlechtes erscheinen später als Richter von Starnberg und waren bereits unter Albrecht III. Regierung so verarmt, daß sie die Burg aufgaben und dem Herzoge überließen. Dürftig lebten sie nun an dem fürstlichen Hofe zu München, verloren im Laufe der Zeit sogar den Adelsstand und erloschen mit Simon Starnberger, einem Rathbürgerssohne der Hauptstadt.

Das Schloß verdankt seine jetzige Gestalt Herzog Wilhelm IV., dem Standhaften.

Am glänzendsten leuchteten die Strahlen des Glückes und der Freude unter Ferdinand Maria über das Burgdorf. Auf den Wunsch der kurfürstlichen Gemahlin, der prachtliebenden Adelheid von Savoyen, erbauten italienische Meister nach dem berühmten Muster in Venedig ein Riesenschiff auf dem Würmsee — den Bucentaur. Einhundert Fuß lang, fünfundzwanzig Schuh breit, war der Rumpf des ungeheuren Werkes reich vergoldet; vergoldet waren auch die 110 zierlich geformten Ruder, von eben so vielen rüstigen Schiffsleuten, in schmucke Gewänder gekleidet, bewegt. Auf dem vordern Schnabel schwang ein kolossaler Neptun statt des Dreizacks eine Flagge, während am Hintertheile Minerva sinnig auf die prächtige Umgebung blickte. Rings um die Mitte des Schiffes lief eine Gallerie von durcheinander geflochtenen Fischen und gedrehten Säulen, alles künstlich geschnitzt und reich vergoldet. Der gewaltige Bauch des Fahrzeuges enthielt mehrere größere und kleinere Gemächer. Beim Eingange in den großen Saal stand die Statue des Herkules, und in der Mitte der herrlichen Räume sprudelte ein künstlicher Brunnen. Neptun, in einer großen von vier Meerwesen getragenen Muschel auf einem Delphine sitzend, goß Wasser aus einem Kruge in das marmorne Becken, von welchem der Ueberfluß plätschernd hinab fiel in einen noch umfangreicheren Behälter. Nixen, Najaden und Tritonen, glänzend in Gold und von Künstlerhänden geschaffen, umgaukelten den schwimmenden Palast.

An schönen Sommertagen brachten die fürstlichen

Carrossen viele hohe Gäste von der Hauptstadt. Verriethen wirbelnde Staubwolken auf den Hügeln von Percha den willkommenen Besuch, dann spieen die 16 Kanonen des Bucentaur Feuer nach allen Richtungen, und die Geschütze des Schlosses verkündeten die erfreuliche Ankunft bis zum Fuße der Alpen. Hatte das Herrscherpaar, Ferdinand Maria mit gar freundlichem, gutmüthigen Antlitze und die kunstsinnige Adelheid, strahlend in Perlen und unschätzbarem Gesteine, das prangende Fahrzeug betreten; war die Menge vornehmer Herren und schön geputzter Frauen und Fräulein auf dem Verdecke: dann stach das Schiff unter dem Getöne einer rauschenden Musik und unter dem Jubelgeschrei der schauenden Menge in den See. Bei einer solchen Lustfahrt umschwärmte eine große Menge anderer Boote und Nachen den Bucentaur, der mit seinen ragenden Masten, mit Segeln, vielfarbigen Wimpeln und flatternden Fahnen geziert, stolz sich über die kleine Flotte erhob. Da waren es die rothe Galeere, das Kammerherrnschiff, die vielen Gondeln in allen Farben, das Silberkammerschiff, das Schiff der Aufwärter, das Keller-, Mundküchen- und Krautküchenschiff, das Schiff zur großen Hofküche, die Schiffe für Geräthschaften, Anker, Tauwerk 2c. 2c., welche mit dem Seeriesen vom Lande stießen und bei 2000 Personen auf den Fluthen schaukelten. *)

An solch fröhlichen Tagen wurde das ganze, große Gefolge fürstlich gespeist, und der köstlichste Wein aus

*) Der Starenbergersee von Westenrieder.

dem Hofkeller zu München steigerte nicht wenig die Heiterkeit der lebenslustigen Menge. Schiffrennen, Fischfang oder Jagd, wobei die Hirschen von verfolgenden Hunden in die Fluthen des Sees gesprengt wurden, verkürzten die Zeit. War die Sonne gesunken und verdüsterten die langen Schatten der Fichtenwälder die freundlichen Wogen, dann verdrängte eine hohe Leuchte, von zwei Löwen getragen, die Dunkelheit. Nun prasselten künstliche Feuerräder; schwirrende Raketen schnellten empor und übergossen das Geschwader mit magischem Lichte, bis die Brennkörper sich im feurigen Bogen zischend in die Wellen begruben.

„Schnell vergänglich ist irdische Pracht," das bewährte sich auch hier. Ein Jahrhundert nur und der Bucentaur bedurfte einer Ausbesserung. Die erforderlichen Kosten dazu waren aber zu groß; man zerlegte darum den herrlichen Bau, um ihn nie mehr zu vereinigen. Die einzelnen Theile verschwanden nach und nach, und an einem kalten Winterabende knisterte Neptun in dem Kachelofen einer ärmlichen Schifferwohnung. Mit dem Absterben des Lustschiffes wurde es auch stille in dem Schlößchen auf der Höhe, und nur die entzückende Fernsicht lockte noch Einzelne in das verödete Gebäude. Mit Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts ward die Burg, weil unbenützt, den königlichen Behörden eingeräumt.

In unsern Tagen erstand dem Geschmacke der Jetztzeit angepaßt in dem trefflichen Dampfschiffe des verlebten Bauratheѕ Herrn Himbsel ein neuer Bucentaur, der viele Ankömmlinge zu nicht geringem Verdrusse der Starnberger Fährmänner schnell an die verschiedenen

Uferorte trägt und in zwei Stunden die Rundfahrt um den See vollendet.

Seitdem das lockende Starnberg durch die Eisenbahn der Residenz so nahe gerückt ist, mehrt sich die Zahl prächtiger Wohnungen zur Aufnahme der stets willkommenen Fremden; auch die Gasthöfe bei Pellet, zur Post und zum Tutzingerhofe sind auf's Empfehlendste eingerichtet. Manchem schlichten Münchner will das reizende Burgdorf gar zu vornehm dünken. Es mag allerdings dem harmlosen Naturfreunde widerlich erscheinen, wenn er, in einfache Kleidung gehüllt, nur befrackten Herren mit verwegenen Glasscheibenzwickern vor den gesunden Augen und keck lorgnettirenden Damen begegnet, welch letztere in bauschigen Seidengewändern stolz durch die staubigen Straßen rauschen. Abgesehen davon, daß die nahen Dörfer mit ihren meist guten Herbergen noch die wahre, ländliche Gemüthlichkeit bieten, finden sich auch in nächster Nähe von Starnberg, an dem Wege nach Weilheim, die recht niedlichen Anlagen zu den sieben Quellen, wo es in stiller Einsamkeit Jedem gegönnt ist, Augenblicke der Ruhe zu leben fern vom eitlen Flitter der Welt. Nur das Murmeln des Bächleins, welches in sanften Windungen ein buschiges Thälchen durchrieselt und von allen Seiten die kaum der Erde entsprossenen Gespielen lustig mit sich zieht, begleitet sanft der muntern Vögel frohes Gezwitscher, welches hier ungestört das Ohr des entzückten Lauschers erfreut.

Unten am Ufer des Sees unfern des Bahnhofes und der Lände des Dampfschiffes befinden sich wohleingerichtete Bäder, von Einheimischen und Fremden viel benützt.

Wir wollen nun die Blicke weiterhin richten und die Wanderung beginnen, welche uns der lachenden Umgebung näher bringt. Im leichten Kahne schaukeln wir hinüber an's östliche Ufer *), wo dicht am grünen Gestade aus buschigem Rahmen freundlich Leoni winkt.

Je weiter das Schifflein uns hinein trägt in das sanft wogende Gewässer, desto mehr steigert sich der Reiz der lieblichen Bilder, die lückenlos im Kreise sich entrollen. Ein kühlendes Lüftchen weht von den Bergen und trägt erfrischenden Alpenduft über die schimmernde Fläche. In einer Länge von 5½ Stunden und der größten Breite bei Tutzing, 1½ Stunden, zeigt der See in vortheilhafter, schlanker Gestalt hinauf zum Gebirge. In sanfter Krümmung biegt er sich gegen Südost, wo ragende Fichten einen Theil des Wasserspiegels verhüllen.

Gegen Morgen thront auf dem sonnigen Rücken der Höhe das hochgiebelige Schloß Kempfenhausen, im Besitze des Herrn von Schauß-Kempfenhausen, Hofrath und Advokat zu München. Das unregelmäßige Gebäude gleicht mehr der Wohnung eines ehrsamen Bürgers, als dem eines Herrensitzes. In früheren Zeiten war dieses Schloß das belebteste um den See, und manch lustige Gesellschaft zahlreicher Freunde fand sich

---

*) Die meisten Schriften empfehlen den Beginn der Wanderung am westlichen Ufer. Wenn man aber bedenkt, daß der Reisende am frühen Morgen östlich im Schatten weilt, während das gegenüber liegende Gestade im herrlichsten Lichte prangt, Nachmittag aber das umgekehrte Verhältniß eintritt, so möchte doch der Anfang in Berg oder Leoni vorzuziehen sein.

zur Zeit der Ferien in den lichten Räumen des gastlichen Hauses, um zu ruhen und beim Becherklange heitere Lieder zu singen. Jetzt herrscht in Kempfenhausen große Stille; denn der Zug der Fremden hält sich mehr an den Rand des Gewässers. Nur eine Viertelstunde entfernt ruht in ein friedliches Thal gebettet das Dörflein Haarkirchen. Wem es in Starnberg zu glänzend oder zu lebhaft ist, der findet hier in stiller Abgeschiedenheit ein vortreffliches Wirthshaus mit guter Küche und mit lobenswerthem Keller.

Auf der ersten Stufe der anmuthigen Bergleite ragt über die blühenden Büsche und jugendlichen Gesträuche das Königliche Lustschloß Berg. Eine mächtige Fahne in den freundlichen Landesfarben flattert lustig auf der höchsten Zinne der Burg und verkündet die erfreuliche Anwesenheit des allgeliebten Monarchen. Fern vom Geräusche der Stadt lebt Bayerns hochverehrter König hier in ländlicher Stille im Kreise seiner Lieben die glücklichsten Tage. Ein eigenes, prächtig eingerichtetes Dampfboot trägt die Königliche Familie an heitern Tagen von Ufer zu Ufer, namentlich zum reizenden Wörth, wo in Mitte einer paradiesischen Welt süßer Himmelsfriede das duftende Eiland umweht.

Der einladende Park mit seinen Fichten und Buchen, mit seinen schattigen Gängen und blumigen Hügeln gestattet durch die Lücken des Gehölzes öfters einen überraschenden Blick auf den See und zieht sich hinauf bis gegen Leoni.

Schloß Berg wurde 1640 von Hans Friedrich von Hörwarth erbaut und 1676 an den Kurfürsten Ferdinand Maria verkauft. Seitdem ist es in landesherr-

lichem Besitze. König Max II. ließ das herabgekommene Gebäude umbauen und gab ihm die gegenwärtige Gestalt als eine Zierde der Ufer.

Indeß hat uns der schwankende Nachen nach Leoni gebracht. — Vor nicht so gar langer Zeit lebte in Bayerns Hauptstadt ein Staatsrath, von Krenner mit Namen. Treu und ehrlich trug er sein Möglichstes bei, das Glück des Landes zu fördern und seinem Fürsten zu nützen. Dabei war der gute Mann ein gar eifriger Verehrer der Tonkunst, und der italienische Meister Leoni hatte das seltene Glück, durch den Zauber seines Gesanges sich den wohlhabenden Staatsmann zum Freunde zu machen. Als bei Krenner das Sterbstündlein nahte, überließ er den Verwandten sein ganzes Vermögen als Erbe, nur das reizende Landhäuschen bei Assenbuch am Würmsee vermachte er seinem lieben Leoni. Bei dem so reich bedachten Fremdlinge paarte sich sonderbarer Weise mit der edlen Musika auch die gar nicht zu verachtende Kochkunst, so daß der wackere Mann nicht bloß das Ohr der Sterblichen mit süßen Tönen, sondern auch den Gaumen des verwöhntesten Feinschmeckers mit den seltensten Gerichten zu kitzeln verstand. Es steht sehr in Frage, ob die lockende Sangweise des großen Meisters, oder die staunenswerthe Gewandtheit des Kammersängers, den Küchenlöffel zu führen, es war, warum das Häuschen sich eines immer größeren Zuspruches der vornehmen Welt aus der Residenz erfreute, so daß 1825 eine Erweiterung nothwendig wurde zur Unterbringung der herbeiströmenden Gäste. Der Sänger und Koch segnete das Zeitliche; aber der Name lebt fort auf dem freundlichen Hause.

Kürzlich hat sich auch die Frau des Meisters zur ewigen Ruhe gelegt. Wenn auch der Andrang vieler Gäste in Leoni große Verwirrung in Küche und Keller bringt, so landet der Städter hier dennoch sehr gerne in früher Morgenstunde, um die reizende Aussicht an das jenseitige Ufer zu genießen. Während der entzückte Beschauer noch im düstern Schatten duftender Gesträuche weilt, übergießt die erwachende Sonne die westliche Hügelreihe mit rosigem Lichte, und im reinsten Glanze blitzen die Fenster von Possenhofen und die der neu erstandenen Villen über die kräuselnden Wellen. In heiliger Ruhe steigt immer mehr und mehr die göttliche Leuchte und verherrlichet das reizende Bild mit lieblicher Klarheit. In sanften Schwingungen dringt des Morgenglöckleins Silberklang durch Busch und Wald über den schimmernden See und erfüllt mit überirdischem Entzücken das Herz des fühlenden Menschen.

Von Leoni schlängelt sich ein ziemlich steiler und dabei schattenloser Weg auf die luftige Höhe zur Wallfahrt Aufkirchen. Die Stationen des Leidensganges Christi, in jüngster Zeit auf Kosten des verlebten königlichen Baurathes Herrn Himbsel vollendet, zieren den vielbetretenen Pfad. An den vierzehn Betorten sind auf Naturfelsen und auf marmornem Sockel in gemauerten Nischen die kunstvollen Bilder in erhabener Arbeit aus gebrannter Erde aufgestellt.

Vor Jahrhunderten stand nicht weit vom Gestade, rings von den heiligen Schauern einsamer Waldesdämmerung umfangen, eine schmucklose Kapelle. Ein bleichelndes Marienbild, durch die sanften Züge so recht geeignet in den empfindsamen Gemüthern hart Bedräng-

ter Vertrauen zu erwecken, zog große Scharen frommer Waller heran. Viele fühlten sich gestärkt, oder fanden Erleichterung in ihren Nöthen, und der Zudrang der Andächtigen wurde um so größer. Für die wachsende Menge ward das Kirchlein zu klein; selbst manches ex voto Bild schwankte als Zeuge erhörter Herzenswünsche draußen an den Zweigen der Bäume, weil die Wände des Heiligthumes keinen Raum mehr boten. Kaum ward der Wunsch nach einem größern Gotteshause rege, so lagen als Beweis des religiösen Sinnes der damaligen Zeit in wenig Wochen die Mittel bereit. Der Landesfürst, Albrecht IV. der Weise, und seine Gemahlin Kunigunde, wie auch Herzog Sigmund, der sich durch die Erbauung der Münchener Frauenkirche ein ewiges Denkmal setzte, leisteten ebenfalls ergiebige Beiträge zum Gelingen des löblichen Unternehmens. Alle Vorbereitungen waren getroffen; da entstand ein heftiger Streit über den Ort, wo der neue Tempel erstehen sollte. Ein kluger Priester wußte hierüber Rath zu geben und erklärte, die Bestimmung des Platzes einer höheren Fügung zu überlassen. Der Vorschlag wurde angenommen. Man lud den Grundstein auf einen Wagen, spannte zwei Ochsen vor, trieb diese gegen die Anhöhe, und überließ sie dann ganz ihrem Willen. Nach kurzer Zeit blieben die Thiere stehen; der Stein wurde abgeladen, und hier die Kirche von Aufkirchen erbaut. Gar viele wunderbare Dinge sollen während der Erstehung des Gotteshauses geschehen sein. Im Herbste des Jahres 1625 kam Feuer aus. Die Gluth verzehrte alle Altäre, und so groß war die Hitze, daß das Blei der Fenster schmolz. Das Gnadenbild blieb

unbeschädigt; aber die zur Seite stehenden Engelsfiguren wurden von den Flammen ergriffen, und bis heute erinnern die halbverbrannten Leiber der Himmelsknaben an der Pforte den Eintretenden an das wundervolle Ereigniß. Die Rettung der Madonna aus solcher Noth begünstigte nicht wenig den Aufschwung der Wallfahrt.

Um die Sage von den brüllenden Vierfüßlern in dem Gedächtnisse des Volkes wieder aufzufrischen, veranlaßte der besorgte Wirth vor Kurzem das seltene Schauspiel eines Ochsenrennens und ermöglichte dadurch auch den gehörnten Geschöpfen, preisgekrönt vom Kampfplatze zu treten.

Die meisten Münchner Naturfreunde pilgern in ihrem weltlichen Sinne weniger der Wallfahrt, als des guten Wirthshauses wegen auf den grünen Hügel. Die gern besuchte Herberge ward zu klein, und der wackere Schenke sah sich genöthiget, durch Erbauung eines schönen und geräumigen Gartenhauses dem Uebel zu steuern. Viele lustige Gesellschaften zechen während des Sommers in dem hölzernen Saale, und heitere Lieder tönen über die wogenden Getreidefelder. Während der Pfingstfeiertage ist der Zuspruch am größten. In langen Zügen kommen sie jauchzend und jubelnd von allen Seiten heran, die hungerigen Gäste, und fallen mit solcher Wuth über das friedliche Heer der Hühner, daß oft nicht ein Stück der jugendlichen Geschöpfe dem Mordstahle entgeht; darum sollen auch die gefiederten Bewohner des Dörfchens bei dem Anblicke eines Städters mehr erbeben, als wenn ein Geier über ihrem Haupte kreiset. Gott Pluvius rächt den unerhörten Frevel und schickt die schonungslosen Würger meist triefend nach

Hause. Wer einmal in Aufkirchen ist, versäume nicht, den bescheidensten aller bescheidenen Tanzplätze in den oberbayerischen Landen zu sehen, um sich zu überzeugen, wie wenig es des äußeren Glanzes bedarf, um das Gemüth des Menschen heiter zu stimmen. Schnurrt in dem ungehobelten Schwitzkasten der lecke Baß; ruft die Trompete schmetternd zur Freude des Lebens; dringt die Clarinette mit lautem Geschrei durch alle Räume des Hauses: dann wälzen sich in unsäglicher Lust die glücklichen Paare; da wird getrappt und gestampft, daß der hölzerne Tempel der Freude in seinen Grundfesten wankt; da ertönt ein Schnalzen und ein Patschen, und das Juheschreien überwältiget die kräftigsten Instrumente des rührigen Orchesters. Senkt der Abend mit seinen düstern Schatten sich über das Dörflein, dann beleuchtet ein Unschlittkerzlein mit geisterhaftem Scheine die dunstigen Räume. Die Lustigkeit steigert sich bei dem heimlichen Dämmerlichte, und rascher wandern die Maßkrüge durch die Hände der durstigen Zecher.

Nicht bloß die Kinder der Umgebung drehen sich hier im muntern Reigen; gar manch zartes Dämchen der Stadt fliegt durch die schmucklosen Hallen, nicht achtend auf die holperichte Fläche mit ihren gähnenden Spalten und emporstarrenden Nägeln, welche mit jedem Augenblicke drohen, die zierlichen Stiefelchen zu vernichten. Das Antlitz der flinken Tänzerinen leuchtet dabei vor Lust und vor Freude, viel mehr, als bei der steifen, erkünstelten Heiterkeit in den glänzenden Ballsälen der Residenz.

Von Aufkirchen wird in kurzer Zeit die Rottmannshöhe erreicht. Am Saume des Waldes an

schattiger Stelle erinnert eine steinerne Pyramide mit einfachen Ruhesitzen zur Seite an den unsterblichen Landschaftsmaler Rottmanner († 1850). Hier weilte er gerne, der große Meister, und schaute sinnend auf einen Theil des lieblichen Sees und über Auen und Wälder zur endlosen Kette der Alpen. Von dem gefeierten Plätzchen leitet ein lohnender Pfad am rasch abfallenden Bergrande nach Allmannshausen. Ist das winzige, zwischen blühende Felder gebettete Dörflein durchschritten, dann blitzt durch die Lücken des Waldes der bläuliche Wasserspiegel. Unter mildem Säuseln spielen die Lüftchen mit den frischgrünen Blättern der Buchen; aus der Tiefe dringt der regelmäßige Schlag der Ruder, der Ruf der Fischer, das Plätschern der Wellen am Ufer. Angenehme Waldeskühle umfängt den Wanderer, und ein heimlicher Steig führt ihn hinab zum reizenden Gestade.

Versetzen wir uns zurück nach Leoni und pilgern weiter am beblümten Rahmen des Sees. Zuerst begegnet uns das Landhaus des verlebten Baurathes Herrn Himbsel. An der Stelle des alten Buchhauses prangt das stattliche Gebäude, äußerlich ein oberländischer Bauernhof mit frommen Bildern schön bemalt, innen aber durch humoristische Wandgemälde der besten Meister der Münchner Schule geschmückt. In entzückender Lage ruht der herrliche Sommersitz, beschattet von ragenden, frischgrünen Bäumen in stiller Dämmerung. Der duftende Hain ist zum Garten geschaffen; künstliche Wege, besäumt mit üppigen Kräutern und Büschen, mit nickenden Erd- und Preiselbeer-Stauden, führen zu einladenden Ruhebänken, wo das Auge

weithin die gepriesene Gegend beherrscht. Frische Brünnlein springen von der Höhe und eilen sehnsüchtig zu den lockenden Wellen, um mit ihnen zu spielen draußen auf der sonnigen Fläche.

Nach dem Beispiele des königlichen Baurathes erwuchsen am Seeufer bald neue Ansiedlungen. Die Berghalde hinan und am Gestade entstanden geschmackvolle Villen im musterhaften Gebirgsstyle. Auf dem Giebel der sanft geneigten, weit vorspringenden Schindeldächer schauen geschnitzte Drachen- oder Löwenhäupter mit grimmigen Gesichtern in die Welt hinaus. Zierliche Galerien, bunt bemalt oder mit Schlinggewächsen umflochten, umgürten die ersten Stockwerke der Häuser. Von den Söllern hängen wuchernde Zierpflanzen ihre dünnen Zweige nieder und vereinigen sich friedlich mit den Gefährten, die aus der Tiefe lustig an Wänden und Pfosten emporranken.

Ungern verläßt man das kleine Paradies von Assenbuch; doch nur eine kurze Strecke und auf hohem, buschigen Ufer betreten wir den tiefschattigen Park von Allmannshausen. In stiller Abgeschiedenheit erhebt sich das einfache Schloß zwischen plätschernden Fontänen und kräftigen Bäumen, besonders anziehend durch die Lieblichkeit der Lage. Hier ruht sich's gut an heißen Sommertagen, gelagert in's junge Gras unter den hohen Säulen des mild säuselnden Haines, der nach allen Richtungen seine knorrigen Arme hinausstreckt und den brennenden Sonnenstrahlen jeden Durchgang in die luftigen Hallen hartnäckig verwehrt. Wie wohlthuend ist für das Auge das kühlende Gewölbe, von welchem zahllose Scharen lustiger Vögel ungestört ihre frohen

Weisen trillern! Wenn nun gar die freundliche Wirthin lächelnd grüßend aus der ländlichen Herberge tritt und mit schäumendem Naß im blinkenden Glase die müden Fremdlinge labt; wenn die emsige Dienerin mit geschäftiger Artigkeit in dem Zauberwäldchen goldgelben Butter, saftigen Käs und dampfenden Kaffee kredenzt, — dann ist der Genuß ein vollständiger; man weilt nur zu gerne an dem traulichen Orte.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts erscheint Allmannshausen als adeliger Sitz, änderte aber schnell seine Herrn, bis die Reichsgrafen von Hörwarth über 200 Jahre ununterbrochen Eigenthümer des Schlosses blieben, das im Jahre 1696 neu erbaut wurde. Im Erbgange fiel der herrliche Landsitz an die Gräfin Josepha v. Zech, geborne Hörwarth, und später auf gleichem Wege an den kgl. Oberstlieutenant, Grafen Max von Rambaldi, Vater des gegenwärtigen Besitzers, Grafen Ferdinand von Rambaldi, kgl. Regierungsrathes in München. Während des Sommers bewohnt gewöhnlich der russische Gesandte das Schloß; eine riesige Flagge in den Farben seines Landes weht von dem Giebel des Hauses und verkündet die Anwesenheit des nordischen Herrn. Der Eigenthümer hat sich etwas südlicher ein eigenes Wohnhaus gebaut. Bei Allmannshausen fällt das Gestade schnell und steil gegen den See; über die grauenhafte Tiefe von 140 Klaftern schwimmt das gebrechliche Schifflein. Nicht ohne heimliches Grauen fährt man über diesen gräßlichen Abgrund, der still und finster uns entgegenblickt. Wer aber achtet hier einer Gefahr bei dem Anblicke der herrlichen Natur, die bei jedem Ruderschlage zu einem noch größeren Bilde

sich entfaltet. Die Breite des Sees wächst bis hinüber zum freundlichen Tutzing, und die Gebirge, denen man viel näher gerückt, enthüllen mehr und mehr ihre zauberische Pracht. Am südwestlichen Rande des Horizonts schaut weich und milde über Flur und Wald die langgedehnte Höhe des Peißenberges. Vom grünbewachsenen Rücken schimmert mit so heiliger Ruhe das Kirchlein herab, daß selbst die ängstlichste Seele des gähnenden Schlundes unter den dünnen Wänden des Kahnes vergißt. Glücklich die Zeit, in welcher von Hügeln und Bergen statt unheimlicher Festen und grauenvoller Burgen funkelnde Kreuze und friedliche Kapellen niederblicken auf ein glücklich Völklein, als wollte Mutter Erde selbst die Hände erheben, um ihre lieben Kindlein zu segnen!

Nach einer Stunde schaukeln wir dem Dörflein Ammerland entgegen, das in freier Lage dicht am Rande der Gewässer Wind und Wellen muthig die Stirne bietet. Die Hügelreihe wird allmählig niederer und tritt mehr vom Ufer zurück. Die Gegend lichtet sich, und ausgedehnter gestaltet sich die Fernsicht.

Im Jahre 1596 wurde Ammerland zur Hofmark erhoben und erscheint im Besitze der Lerchenfelde aus der nachmaligen Ahamerlinie, die seit 1653 in den Freiherrnstand erhoben sind. Nach ihnen erhielten den Edelsitz Sprößlinge aus dem erhabenen Herrscherhause der Wittelsbacher, nämlich die geistlichen Prinzen Albrecht Sigmund, ein Enkel Wilhelm des Frommen, Bischof zu Freising und Regensburg, der Erbauer des gethürmten Schlößchens, † 1685; dann Joseph Clemens, ein Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria, der

als Erzbischof und Kurfürst zu Cöln und Fürst zu Berchtesgaden 1723 starb; hierauf Johann Theodor, Sohn des Kurfürsten Max Emanuel, Kardinal und Bischof zu Regensburg, Freising und Lüttich, † 1763. Nach des Letztern Tod fiel Ammerland an das regierende Fürstenhaus zurück, wurde später veräußert und kam in verschiedene Hände. Der gegenwärtige Burgherr, Herr Franz Graf Pocci, als Dichter und Künstler ehrenvollst bekannt, schuf aus dem herabgekommenen Gebäude und den verwilderten Anlagen ein neues Paradies, das mit aller Frische sich spiegelt in den leise anschlagenden Wellen. Den Eingang in den Garten des bekannten Sängers bewahrt zwar kein Engel mit flammendem Schwerte, aber bei jeder Thüre ist in deutlichen Zügen zu lesen, daß der Eintritt unbedingt verboten ist. Der gräfliche Poet hat sich nicht bloß durch sein Haus am Würmsee, sondern auch durch seine heitern Reime und unübertrefflichen Kasperltragödien ein sicheres Denkmal gebaut. Wenn in den Räumen des jüngst erstandenen Puppentheaters in der Residenzstadt die Augen der lieben Kleinen vor Lust und vor Freude erglänzen; wenn sie laut aufjauchzt, die jugendliche Schar, bei den drolligen Einfällen des unverwüstlich heiteren Kasperl: da klingt es fröhlich von Mund zu Mund: das ist von unserm Pocci, Graf Pocci hat das lustige Stücklein für uns geschrieben! Uebrigens sieht man auch Erwachsene weidlich lachen bei den unschuldigen Scherzen; immerhin besser, als würden sie in schmutzigen Komödienkästen gemeinen Witzen Beifall klatschen.

Haben wir uns gelabt unter den Obstbäumen des

Naturgärtchens vor der Taferne, so steuern wir weiter nach Süden zu dem anmuthig sich hindehnenden Dorfe Ambach mit seinem neuen, stattlichen Gasthause.

Vor wenig Jahren, da es weder Eisenbahn noch Dampfschiff gab, verstieg sich selten ein Münchner bis hieher, und wenn es geschah, so waren es gewöhnlich des Fischmeisters vortreffliche Fische, welche die Fremdlinge lockten. Jetzt aber bei der bequemen und schnellen Verbindung mehrt sich die Zahl der renkenlüsternen Gäste, und den stummen Bewohner der Fluthen trifft hier dasselbe traurige Loos, wie in Aufkirchen die Hühner. Es erklingen aber auch oben und unten, diesseits und jenseits des blinkenden Wasserspiegels Wunderdinge über den gesunden Appetit der städtischen Pilger. In ungeheurer Zahl werden den Gewässern die Lieblinge geraubt, und mit vergnügten Gesichtern verzehren die Ankömmlinge die köstliche Beute. Gläsergeklirr und Jubelgesang tönen dabei wie Hohn über die trauernden Wellen. Dafür gibt der See von Starnberg, wie eine alte, schauerliche Sage erzählt, kein todtes Erdenkind der Welt mehr zurück. In grauenhafter Tiefe stellen die rächenden Wogen die Ertrunkenen auf schilfigem Grunde neben einander, und mancher Fischer will bei hellem Wetter den erstarrten Haufen, umflochten und an den Boden gefesselt von hängenden Zweigen und verworrenem Röhricht, wahrgenommen haben.

Grundforellen, Lachse und Renken, namentlich letztere, gelten als besondere Leckerbissen; außerdem nähren die Gewässer Waller, Karpfen, Hechte, Rutten, Brachsen, Alten, Pirschlinge, Rothaugen &c. &c. Das Fischrecht gehört ausschließlich zu den landesherrlichen Re-

galien. Zur Aufrechthaltung des Fischfanges nach der Seeordnung besteht das Seerichteramt, das mit dem Amte des kgl. Landrichters in Starnberg vereiniget ist. Der Seerichter ist verpflichtet, von Zeit zu Zeit Nachsicht zu pflegen, um sich von dem vorschriftsmäßigen Stande der nothwendigen Geräthe der Fischer zu überzeugen. Den Fischverkauf besorgen die zwei Fischmeister zu Ambach und Possenhofen; an diese hat jeder Fischer die gefangenen Fische gegen einen gewissen Preis abzuliefern. Ist der Bedarf für die kgl. Hofküche gedeckt, dann kann der Ueberfluß durch die Fischmeister oder durch die Fischkäufler in Seeshaupt und Tutzing, nie aber durch die Fischer, öffentlich zu Markt gebracht werden.

Nicht bloß die Menschheit der Jetztzeit ist es, die so gierig nach den beschuppten Würmseebewohnern schnappt; die Urkunden des Mittelalters liefern ganz außerordentliche Beweise, wie sehr die Vortrefflichkeit des Renken von hohen fürstlichen und geistlichen Häuptern schon damals geschätzt war. So lesen wir in Friedr. Fischers Staats- und Lehenrechte folgendes Schreiben Herzogs Wilhelm an seinen Bruder Herzog Ernst, datirt zu Preßburg, in welcher Stadt Wilhelm bei dem Kaiser Sigmund wegen der Erbschaft Straubings sich aufhielt, am Erchtag (Dienstag) vor Reminiscere (zweiten Fastensonntag), anno Domini 1425: „Lieber Bruder, wir lassen ew wissen, das unser Herr der Kunig gar vast begert hat, wie das er gern unser Renken aus dem Wermsee wollt haben und versuchen, und darum bitten wir Eur lieb Jr wellet mit den Vischern an den See ernstlich schaffen, das die Vi-

schen und schepfen, und das man dieselben Renken, santtrucken (mit Sand gefüllte Kisten) mach, und sy in ainen Ponzen slah, und herabschickt, so wellen wir unsern Herrn den Kunig von Eurn und unsern wegen damit eren, und auch unser Schwester die Kunigin rc."

In der Urkundensammlung des Klosters Bernried findet sich von der Hand der Herzogin Anna von Bayern, Tochter Kaisers Ferdinand I. und Gemahlin Herzogs Albert V., nachstehendes Schreiben an den damaligen Probsten des Stiftes: „Von Gottes Genaden Anna Pfalz Gräfinn bei Rhein, Herzoginn in Obern und Nidern-Payrn Geborne Khunigin zu Hungern, und Behaim, Erzherzoginn zu Osterreich Wittib rc. rc. Unnsern Grues zuvor, Ersamer in Gott, lieber gethreuer, wir haben eur anheut yberschickt essen Visch, welches ihr unns durch unsern Secretarien Diener und lieben getreuen Hannsen Wagner, Erb-Burcksessen zu Wolfertshausen, diemütig überantwortten, und verehren lassen, zu gnaden angenommen, und Empfangen, thuen uns hierybe solcher düemuetigen Angedechtnus willen gegen euch ganz gnädiglich bedankhen. Wellen auch vermitels gettlichen Gnaden gedacht essen Visch von eurentwegen mit unnsern angehörigen Lieben Leuthen verzeren, und darüber solche angedechtnus wider in Gnaden erkhenlich sin. Das wollten wir euch pro recepisse zu genediger Beantworttung nit verhalten. Datum München den zechenten Junii 1580. Anna in Pairn Wittib.

Später wird erwähnt, daß Renken par estaffete an die kaiserliche Majestät Rudolph II. 1602 nach Prag gesendet wurden, und in unserm Jahrhunderte ließ sich

der höchstselige König Max I. selbe wöchentlich nach Tegernsee bringen.

Wie die weltlichen Potentaten, so fanden auch die geistlichen Obern eine besondere Ergötzlichkeit an dem mehrerwähnten Fische. Im 15. Jahrhundert wanderten von Ambach jährlich 800 Renken und sechszehn große Fische in die bischöfliche Küche auf den Domberg in Freising, wo sie mit außerordentlichem Wohlgefallen verspeiset wurden. So betrachteten es namentlich die Aebte und Pröbste der umliegenden zahlreichen Stifter als ein besonderes Glück, wenn bei kirchlichen und weltlichen Festlichkeiten, die nicht sehr selten waren, der Renke auf der klösterlichen Tafel prangte.

Unfern des Dörfleins schaut von sanfter Höhe das Kirchlein von Holzhausen. Eine schöne Fernsicht lohnt die kurze Wanderung zum Bethause.

Von Ambach wird der Weg am Uferrande schattenlos; Hügel und Wälder weichen zurück oder verlieren sich gänzlich, und unerquickliche Filzstrecken dehnen sich aus. Dafür leuchtet uns das Gebirge mit immer größerer Pracht entgegen. Der duftige Schleier ist gefallen, und die Umrisse der riesigen Berge treten immer deutlicher aus der dämmerigen Bläue. Der Rücken der Benediktenwand lagert in gewaltiger Breite vor dem Alpenstocke und enthüllt sein kahles Gestein und seine tiefen Felsenrunsen. Der Herzogstand, der Heimgarten, das Ettaler Mannl 2c. 2c. sind uns näher gerückt. Doch alle die Zinken und Hörner überthürmen die schimmernden Eisgiebel des Karwendel, die scharfkantigen Spitzen des Wetterstein und der graue Felsenkopf der

Zugspitze, von deren Scheitel aus luftigem Bette silberne Schneefelder blitzen.

An der neu erstandenen, großen Baumschule vorüber ist St. Heinrich erreicht, der stille, anspruchslose Wallfahrtsort, welcher bescheiden am Ufer blüht, wie das Veilchen in einem unbeachteten Winkel des Gartens. Vor Jahrhunderten mögen dichte Wälder die sanfte Ausbiegung des Sees besäumt haben. In dem dunklen Gehölze, in das weder Weg noch Straße führte, baute sich der Einsiedler Heinrich, wie die Sage lautet, ein Graf von Andechs-Wolfratshausen, im 11. oder 12. Jahrhundert an eine hölzerne Marienkapelle seine Zelle und führte fern vom Geräusche der Welt ein beschauliches Leben. Von einem Kreuzzuge zurückgekehrt, soll er, betrogen von Jenen, die er für seine redlichsten Freunde hielt, in tiefer Einsamkeit die letzten Jahre vertrauert haben. Im engen, feuchten, aber freundlich erleuchteten Kirchlein, das 1434 an die Stelle des morschen Bethäuschens trat, befindet sich das verwitterte Denkmal des früher so sehr verehrten Heiligen mit der Aufschrift: B. HAINERICUS.

In St. Heinrich landet kein Dampfschiff, und nur selten trägt eine zierliche Gondel modische Städter hieher. Die einsiedlerische Ruhe hat sich bis heute fortgeerbt, obwohl die Wälder zurückgewichen sind und der Blick ohne Hindernisse weit hinausschweift in die Ferne. Man lebt hier noch immer ungestört glücklich und selig im Genusse der reinsten Freuden aller Sorgen des Lebens bald vergessend bei dem Anblicke der schönen Natur!

Rechts den See, links die Berge erreichen wir nach einer halben Stunde den obersten Rand des langge-

dehnten Wasserbeckens und damit das schmucke Dörflein Seeshaupt. Bei der vor Zeiten kurfürstlichen Mühle überschritten wir das Würmbächlein, das seit Jahrhunderten ohne Namen, matt und müde aus den Isseldorfer Seen herabschleicht. Die feste, steinerne Brücke verräth laut die Tücke des so harmlos scheinenden Flüßchens bei heftigen Regengüssen.

Im Jahre 1815 wüthete eine furchtbare Feuersbrunst in Seeshaupt, und in kurzer Zeit lag der ganze Ort bis auf fünf am Gestade stehende Häuser in Asche. Schnell blühte das Dörflein verjüngt aus dem Schutte empor und ruht, da es der schrecklichen Heimsuchung längst vergessen hat, gar anmuthig auf dem hohen, grünen Uferrande. Vor Jahrzehnten gehörte es zu den Seltenheiten, wenn ein Bergfahrer oder Sonntagsspaziergänger sich bis hieher verstieg, und neugierig eilten die Seeshaupter vor die Thüre, um das kühne Wunderkind zu sehen. Jetzt aber, wo das Dampfschiff täglich zweimal kommt und geht und gar viele Fremde in allen Trachten und von allen Sprachen bringt und entführt; seitdem von hier drei Wegstrahlen, nach Benediktbeuern, nach Murnau und nach Weilheim, in die so sehnlichst gesuchte Gebirgswelt zeigen, seit diesen Tagen ist Seeshaupt hineingeworfen in die Reihe belebter Orte. Die gemüthlichen Dorfbewohner freuen sich dessen, und auch der Wirth hat sich ins Unvermeidliche gefunden, mit so großer Besorgniß er auch die Ankunft der gefürchteten Fremden erwartete. Das Gasthaus ist jetzt sogar empfehlenswerth und bietet eine schöne Aussicht über den See.

Der Weg zu Land über Bernried nach Tutzing ist

wenig anzurathen, und so gleiten wir denn wieder über die silbernen Wellen fort an dem schön gelegenen Weiler Seesseiten vorüber längs des Gestades, um an der dammartig vorgerückten Uferniederung, umwogt von üppigen Bäumen und nickenden Sträuchern, in Bernried zu landen.

Thurm, Kirche und Schloß leuchten vom grünen, reich mit Blumen besäeten Hügel weit hinaus in die lachende Gegend. Otto und Walther von Vallei, gar mächtige Herren aus der Dachauer-Linie der Grafen von Scheyern-Wittelsbach, verwandelten im Jahre 1121 ihr Schloß in ein Kloster für regulirte Chorherrn. Zur Seite stand zur selben Zeit ein Nonnenklösterlein, das durch die selige Herluka eine Berühmtheit erhielt.

Herluka, der Sage nach von fürstlicher Abstammung aus Schwaben, geboren und erzogen in einer der glänzendsten Burgen, lebte in ihrer Jugend nur für die irdischen Freuden und schlürfte in vollen Zügen von dem Becher weltlicher Lust. Leichtsinn und Genußsucht warfen das zarte Fräulein auf's Krankenlager. Hier erkannte die Verirrte die Eitelkeit aller Vergnügungen hienieden, wandte sich mit reumüthigem Herzen zu Gott und versprach, im Falle ihrer Genesung ein neues Leben zu führen. Kaum war Herluka dem Leibe nach gesundet, so waren Krankheit und Vorsatz wieder vergessen, und sie sank noch tiefer in den Pfuhl der Sünde, als vorher. Sie folgte hier den Fußstapfen unzähliger Erdenkinder, die zur Zeit der Noth viel versprechen, aber beim freundlichen Strahle des Glückes schnell in die alten Gewohnheiten verfallen. Wie aber Gott selbst dem Sünder noch Erbarmer ist, das zeigte sich auch hier.

In seiner unendlichen Langmuth hatte der Herr der undankbaren Herluka nicht vergessen und brachte die Bethörte durch schwere Schicksalsschläge zurück auf den Pfad der Tugend. Das gottvergessene Fräulein erblindete! Mit dem Erlöschen des Augenlichtes dämmerte aber ein überirdischer Strahl in der wilden Nacht der sündigen Seele; ein göttlicher Gnadenfunke hatte sich in das Herz der Schwergeprüften gesenkt und zeigte ihr recht deutlich, wie schnell Gottes Strafe den Frevler ereilt. Herluka wandte sich mit ganzem Herzen zum Allerbarmer, betete unablässig um Verzeihung und gelobte feierlich und allen Ernstes, im Falle sie das Augenlicht wieder erhalte, ihr ganzes Leben dem Dienste Gottes zu weihen. Da schenkte ihr der Herr in seiner unbegränzten Güte das Eine Auge wieder; das war und blieb von so wunderbarer Schärfe, daß sie alle Genossinen mit ihrem Blicke übertraf. Herluka war gänzlich geändert, und ihre Seele prangte allmählig im schönsten Tugendschmucke. Nun wechselte die Büsserin auch die Kleider ihres Leibes; sie verschmähte die fürstlichen Gewänder und mit rauhem Zeuge umhüllt, widmete sich die Reuige dem Dienste der Armen und Bedrängten. Besonders nahm sie sich der hilflosen Kinder an und war eine unermüdete Pflegerin der Kranken. Endlich verließ sie das väterliche Schloß. Bei Epfach, nördlich von Schongau, wo wild schäumend der Lech mit verheerender Kraft vom Gebirge brauset und bald da, bald dort ein beliebiges Rinnsal wühlt, in dieser Wildniß baute sich Herluka eine Zelle und lebte ganz der Abtödtung und dem Gebete. Von heidnischen Barbaren vertrieben, flüchtete die fromme Einsiedlerin

nach Bernried am Würmsee, wo sie im damaligen Nonnenkloster ihre Tage beschloß 1142. Ein einfaches Kreuz in dem Steine des Kirchenpflasters bezeichnet die Stelle, wo die Gebeine der Seligen ruhen. Wie uns der Bernrieder Chorherr Paulus, früher Kanonikus in Regensburg, der mit Herluka gleichzeitig lebte, erzählt, soll die gottbegeisterte Klausnerin viele Schicksale des deutschen Reiches vorhergesagt und die berühmte Heidelberger Bibliothek *), welche Kurfürst Maximilian I. dem Papste Gregor XV. schenkte, diese Prophezeiungen enthalten haben. Ebenso ist in der Bücherkunde der Name der frommen Seherin unerlöschbar und glänzt neben dem der Nonne Diemond von Wessobrunn; denn wie diese, beschäftigte sich auch Herluka in Stunden der Ruhe mit Abschreiben gelehrter Werke.

Durch die Säcularisirung wurde 1803 auch Kloster Bernried unter den Hammer gebracht und von Ignaz Grafen von Arco erstanden. Im Laufe der Zeit kam es an verschiedene Besitzer, unter welchen es eben so verschiedene Veränderungen erlebte. Der Rest der Gebäude, ein schöner Seitenflügel mit daranstoßendem, prachtvollen Garten, gehört gegenwärtig dem kgl. bayerischen Gesandten in Paris, Freiherrn v. Wendland. Die sehenswerthe, neugeschmückte Klosterkirche verdankt

*) Durch die Freigebigkeit vieler Fürsten und großmüthiger Gelehrten war sie zu jener Zeit die berühmteste und reichste in Europa; man schätzte sie höher als die Vaticanische. Sie enthielt die seltenste Menge arabischer, indischer, lateinischer, spanischer, altdeutscher und anderer Handschriften. Der Werth der hebräischen und griechischen Werke allein wurde schon damals auf 22,000 Goldgulden berechnet. Jos. Sealinger.

dem Jahre 1653 ihre Entstehung. Durch den fast zu zierlich angelegten Friedhof führt der Weg zum Eingange in die Dorf- oder Hofmarkskirche mit der angebauten Gruftkapelle; nur Schade, daß in letzterer die milden Seelen, welche in ihrem frommen Sinne den Stoff zum Festgewande der schmerzhaften Mutter lieferten, die Spende nicht um ein kleines Stück verlängerten, um damit das Antlitz der Leidenden sowohl, wie auch das des verblichenen Heilandes verhüllen zu können! —

Das Dörflein mit seinen modernisirten Bauernhäusern ruht zerstreut im Schatten fruchtbarer Obstbäume und gleicht einem großen, von sanften Höhen umfangenen Garten.

Feine Wege, einladende Ruhesitze und kühle Baumgruppen steigern das Angenehme des Aufenthaltes. — Dank dem verdienstvollen Gründer des Wirthshauses, der mit möglichster Vorsicht zum Bauplatze sich jene Stelle wählte, an welcher die zukehrenden Gäste — Nichts sehen! Man trifft diesen Uebelstand bei den meisten ländlichen Schenken. Man möchte annehmen, daß der Landmann die Aussicht, welche er während seiner Arbeit ungestört genießt, zur Zeit der Ruhe in der Zechstube eben so entschieden entbehren will, als sie der Städter leidenschaftlich sucht.

So sagen wir auch dem anmuthigen Bernried ein Lebewohl und schwimmen dem freundlich lächelnden Tutzing entgegen. Der See bildet eine bedeutende Bucht, der Karpfenwinkel genannt, weil hier die meisten und schönsten Karpfen gefangen werden. Dieser Winkel ist es auch, aus dem fast fortwährend unbeständige Winde blasen, die, zum Sturm herangewachsen,

dem leichten Schifflein gefährlich werden. Dennoch gehört es zu den größten Seltenheiten, daß ein Fährmann durch ein Unwetter den Tod findet. Wenn bei heranziehendem Gewitter draußen noch sanft und ruhig die klaren Wellen spielen, braust und tost es in dem düstern Kessel, bis endlich die schäumenden Sturmwogen hinaus brechen in den offenen See, wüthend die Wasser durchfurchend bis hinüber nach Ammerland und Allmannshausen.

Tutzing bildete von agilolfingischer Zeit an bis in's 11. Jahrhundert einen Besitztheil des Klosters Benediktbeuern. In den folgenden drei Jahrhunderten war das nach dem Orte sich nennende Edelgeschlecht der Tutzinger daselbst seßhaft. Wie ihr Kommen, so ist auch ihr Verschwinden in Dunkel gehüllt, und mit Einemmale sehen wir das Gut in den Händen eines Münchner Patriziers, Dichtl mit Namen. Gegen Ende des dreißigjährigen Krieges verblich mit Johann Adolph der letzte Sprößling dieser Familie, nachdem er noch die gräßlichen Verwüstungen des Schlosses, des Dorfes und der Umgebung durch die entmenschten Schweden erleben mußte. Die Hofmark änderte nun öfters ihre Eigenthümer, bis sie an das gräfliche Haus der Vieregg fiel, bei welchem sie bis heute verblieb. Die Kirche bewahrt treulich die Grabdenkmäler der früheren Besitzer und liefert eine lange Reihe von Namen edler Herren und Frauen. Die Schloßgebäude, welche nach Westenrieder mit einem Graben umgeben und etwas schwerfällig waren, erstanden 1816 gänzlich neu, einfach, aber geschmackvoll in Mitte eines prächtigen Gartens.

Rühmenswerth ist das Gasthaus in Tutzing, durch-

aus nicht seiner Aussicht, sondern der guten und freundlichen Bewirthung wegen. In der kühlen Geisblattlaube ruht sich's wohl, und schnell schwinden die Stunden, wenn daneben lustig die Kegel fallen und unter dem schattigen Nußbaume aus jugendlich frischen Kehlen heitere Lieder ertönen. Fröhlich schallt es über den grünen, blumigen Plan, der mit der Himmelskönigin geziert, sich bis zum Gestade erstreckt, wo die Fahrzeuge landen und gehen. Bahnen die eisernen Räder des Dampfschiffes mit breiten Dauben schäumende Furchen; speit der düstere Schlott den schwarzen Rauch in wirbelnden Säulen aus dem finsteren Rachen; verkündet der gellende Ton der Glocke die Ankunft des schwimmenden Riesen: da eilt Alt und Jung an's nahe Ufer, und im bunten Gemische steht ein neugierig Völklein beisammen, theils ländlich, theils städtisch, wie die Häuser des Dörfleins.

Wie schön ist ein reiner Sommerabend in Tutzing! Wandelt man ruhig längs der Mauer des gräflichen Gartens in den lieblichen Anlagen am Wasserrande, dann senkt ernste Dämmerungsstille sich über die lispelnden Wellen. Eilen die niedlichen Gondeln der Heimat zu; verdüstern mehr und mehr die Schatten der nahenden Nacht die wogende Fläche: da übergießt noch die scheidende Sonne die jenseitigen Hügel mit rosigem Lichte, und in zartem Schimmer lächeln die sanften Höhen freundlichen Abschied. Lagert schon tiefes Dunkel über die friedliche Gegend, sieh — da glimmen noch in purpurner Glut die kahlen Felsenspitzen der Alpen und schwimmen im Abendrothe die ewigen Schneefelder, bis auch sie, vom letzten Strahle verlassen, erbleichen.

Einer sehr schönen Lage erfreut sich der Sommerbierkeller, verborgen in einer Waldspitze, ein Viertelstündchen vom Dorfe. Der edle Gerstensaft harrt dort im Bauche der Erde mit erquickender Frische des lechzenden Wallers. Meist mundet das Gebräu ganz vorzüglich, so daß schon gar Mancher viel länger unter den säuselnden Fichten verweilte, als nöthig, um den Durst zu stillen oder die herrliche Aussicht über den See und ins Gebirge zu genießen.

Ein weiterer sehr besuchenswerther Punkt ist die Ilka-Höhe bei dem Dorfe Oberzeismaring. Ein schattiger Weg führt durch die Gehölze in einer halben Stunde nach dem genannten Orte; noch eine kurze Strecke durch die goldenen Getreidefelder und eine überraschende Fernsicht eröffnet sich über die waldigen Hügel bis an die Alpen, die im ungeheuren Halbkreise mit majestätischer Pracht den Horizont umschließen.

Von Tutzing kann man getrost das Schifflein wieder mit dem Wanderstabe vertauschen. Feinbekieste Wege leiten an dem gartenähnlichen Ufer an überaus lieblichen Landhäusern vorüber zum alterthümlichen Schlosse Garatshausen. Trotz der ragenden Thürmchen und der umfassenden Ringmauern war auch diese Burg mit ihrem kecken Ansehen gleich allen andern am See nie zum blutigen Handwerke des Krieges bestimmt. In ländlicher Ruhe und im stillen Frieden lebten die Bewohner, sich freuend der schönen Natur. Reben und Zwergbäume umrankten ungestört das Gestein; keine Hand unserer Zeit hat es bisher gewagt, das mittelalterliche, ehrwürdige Haus nach dem modernen Style zu schminken.

Wie das benachbarte Tutzing, so gehörte auch Garatshausen im 8. Jahrhundert zu den Dotationsgütern des Klosters Benediktbeuern. Frau Heriswindis, eine nahe Verwandte des Abtes Eliland im erwähnten Stifte, schenkte den wunderlieblichen Ort den erfreuten Mönchen.

Im 15. Jahrhundert erscheint das Gehöft als selbstständiger Edelsitz der Münchner Patrizier, der Weiler. Die Grabsteine in Feldafing erinnern nur mehr leise an das dahingeschiedene, einst so berühmte Geschlecht. Zur Zeit der Reformation erhob sich das Schlößchen mit den schmalen Fenstern und eckigen Thürmchen. Es wechselte nun öfters seine Besitzer und gehört jetzt Sr. Kgl. Hoheit dem Herzoge Maximilian in Bayern.

Durch ein kühles Wäldchen, wo auf schwankendem Wipfel die Amsel flötet und das flinke Eichhörnchen mit seinen klugen Aeugelein von den knorrigen Aesten arglos auf den stillen Wanderer blickt, im Schatten reichbelaubter Bäume treten wir in die neuen königl. Anlagen längs des Gewässers und der Berghalde hinan. Zwischen grünen, seltenen Pflanzen und Sträuchern schlängeln sich die zierlichsten Pfade um die duftenden Gruppen bunter Blumen und üppiger Kräuter. Nahe am Ufer schwimmt des Sees kostbarste Perle, der Wörth, auch Karlsburg und Roseninsel genannt. Das Eiland, von den silbernen Wellen fröhlich umrauscht, mochte ehedem wohl nichts anderes gewesen sein, als eine Erdzunge, die vor Jahrtausenden durch unbekannte Elementarereignisse vom Festlande getrennt wurde.

Die Geschichte der Vorzeit dieses reizenden Stück Landes deckt ein geheimnißvoller Schleier, und fast alle

Annahmen haben nur in den Volkssagen eine Stütze. So soll auf dem Inselchen im grauen Alterthume ein heidnischer Tempel gestanden sein. Mancher mag bei dieser Kunde spöttisch die Nase rümpfen; allein die umliegende Gegend war in vorchristlicher Zeit sehr stark bevölkert, wovon die in großer Zahl aufgefundenen Todtenhügel Zeugniß geben, und es ist darum wohl anzunehmen, daß unsere heidnischen Vorfahren auf diesen grünen Auen von reiner Fluth umspült unter altersgrauen Bäumen ihren Gottheiten eine Wohnung bauten. Endlich dämmerte auch in dieser Gegend das freundliche Licht des Christenthumes in die dunkle Nacht des Unglaubens. Zertrümmert sank die große Zahl der Götter aus Stein und Holz in den Staub, und der Götzentempel auf dem kleinen Wörth verwandelte sich in eine christliche Kapelle. Die Gnadenspenden des Kirchleins müssen aber außerordentlich gewesen sein; denn der Zudrang gläubiger Waller war so groß, daß das Eiland durch zwei Brücken mit dem Ufer des Festlandes verbunden werden mußte. Die Pfähle davon ragen jetzt noch an seichten Stellen aus dem Seegrunde hervor. Die Schweden, welche wie in ganz Bayern, so auch am Starnberger See arg hausten, zerstörten Kirchlein und Brücken. Herr v. Westenrieder fand auf seiner Wanderung die Kapelle als Ruine und bezeichnete ihre Bauart als „ein mystisches Wesen. Sie faßte kaum hundert Menschen, war durchaus von dicken Quadern und Duftsteinen und nach der ältesten Art in die Gemeinkirche und in einen Chor eingetheilt. Das Kirchlein hatte nur ein einziges Fenster, das oben nordwärts angebracht und dazu gemacht war, eine ehrwür-

dige Dämmerung und das Gefühl, daß darinn eine Gottheit wohnt, in den Gemüthern zu verbreiten."

Die Sage behauptet ferner, die älteste Pfarrkirche an und um den See hätte sich auf der Insel erhoben. Beweise zu dieser Annahme finden sich nicht; wohl aber dafür, daß der Ort der Begräbnißplatz angränzender Dorfschaften war. Das ganze Eiland ist ein Leichenfeld; so tief man gräbt, immer erscheinen wieder neue Schichten von Gräbern, überfluthet von dem Schlamme vieler Jahrhunderte. *)

Der Wörth sollte früher ein Rittersitz gewesen sein; allein auch dafür fehlen alle Belege. Das urkundlich Gewisse in diesem Bezuge besteht darin, daß im Jahre 1545 Jakob Rosenbusch zu Possenhofen und Pöcking die Insel als ein rechtes Ritterlehen von Herzog Wilhelm aus sondern Gnaden mit dem Bedinge um 300 Gulden käuflich erwarb, daß der Wörth „so zuvor Carls Purg geheißen allzeit mit den darauf zu errichtenden Gebäuen Seiner Fürstlichen Gnaden zu Lust und Wohlgefallen offen gehalten werden solle." Damit vernimmt man mit Einemmale, daß das Eiland früher auch Karlsburg geheißen, obwohl keine Spur einer Burg aufzufinden ist. Bis heute ist man nicht im Klaren, wie der so plötzlich auftauchende Name zu deuten sei. Jakob Rosenbusch baute auf sein neues Besitzthum aus den damals noch in großem Umfange bestehenden Ruinen des Schlosses Karlsberg bei Leutstetten ein kleines Herrenhaus; aber mit der Kirche und mit den Brücken

*) Stammbuch von Possenhofen, Wörth und Garatshausen am Würmsee.

brach auch dieses Gebäude unter der Wuth der nordischen Würger im dreißigjährigen Kriege.

In den Tagen, als Westenrieder den See bereiste, bewohnte das mit Weidengesträuch umsäumte Ländchen eine ehrliche Fischerfamilie. In einem niedlichen Bauernhäuschen, von schönen Bäumen beschattet, lebte sie still in ungestörtem Frieden, bestellte den kleinen Acker, und pflegte eifrigst den Gemüse- und Obstgarten. Nebenbei bewirtheten die guten Leute die fröhlichen Gäste, die namentlich an Sonn- und Festtagen gerne landeten und die einsiedlerische Stille auf einige Stunden verdrängten. Im Jahre 1849 legte eine Feuersbrunst das gastliche Haus in Asche. Die obdachlosen Bewohner zogen nach Feldafing; der Wörth aber kam durch Kauf an Seine Majestät König Maximilian II. Damit erwachte der glänzendste Stern des Glückes über dem Eilande; in kurzer Zeit ward es zum Paradiese geschaffen. Wie durch einen Zauberschlag erstand im pompejanischen Style eine wunderliebliche Villa von tausenden und aber tausenden Rosen der seltensten und schönsten Art umkränzt. Man glaubt sich in ein Land der Mährchen versetzt, weit nach Süden unter Italiens tiefblauem Himmel. Hieher schaukelt gar gerne im fürstlich geschmückten Fahrzeuge Bayerns hochverehrter König, sich innig freuend des köstlichen Juwels im eigenen theuren Vaterlande. Dem Fremden ist der Zutritt nur mit Erlaubnißschein gestattet, welcher bei dem kgl. Hofmarschallstabe in München zu erhalten ist.

Nach einem schon lange gehegten Wunsche wird König Max II. den nahen, aussichtsreichen Hügel mit

einem herrlichen Schlosse schmücken. Bei einer Breite von 800 Schuh wird es mit seinen Thürmen und Balkonen als eine ganz besondere Zierde über künstliche Terrassen und duftende Blumenbüsche auf die lieblichen Ufer blicken. Das Gebäude wird an zweihundert Zimmer umfassen, so daß es nicht bloß die Person des Königs und seine nächste Umgebung, sondern selbst seinen ganzen Hofstaat aufzunehmen vermag. Der k. Hofbau-Inspektor Herr Riedl hat hiezu den Plan entworfen; dem k. Oberbaurathe Herrn v. Voit ist die Ausführung übertragen worden.

Von heiterer Höhe winkt einladend das Dörflein Feldafing mit seinem neuen, städtischen Gasthause. Von der Terrasse eröffnet sich ein gewaltiges Bild über den See hinein in die duftigen Thäler der Berge. Hier treten wir auch wieder in den Kreis der noblen Gesellschaft, in die Filiale von Starnberg. Der glänzende Cylinder schmückt das Haupt des fein frisirten Herrn; die schweren Seidengewänder zarter Damen rauschen auf dem Balkone und beengen in umfassender Weise den gemessenen Raum. Mit blitzenden Lorgnetten und langen Feldstechern wird die ganze Welt beschaut; namentlich richtet sich der Blick der scharf gewaffneten Augen in das Wunderland der Alpen, um etwa auf grünem Bühel eine jodelnde Sennerin, oder auf nacktem Gesteine eine springende Gemse zu erspähen. Nicht selten knallt hier an fröhlichen Tagen der schäumende Champagner, und edler Wein perlet in krystallenen Gläsern. Dieses hinderte aber nicht, daß auch der Gerstensaft sein Recht behauptet, und daß in der ge-

räumigen Küche eben so schonungslos geschlachtet wird, wie drüben im gemüthlichen Aufkirchen.

Ein schöner Weg führt durch ein reizendes Lustwäldchen über den Hügelrücken sachte hinab zu Schloß und Dorf Possenhofen. Im zwölften Jahrhunderte gehörte der Ort zu den Besitzungen der erlauchten Ahnen unseres geliebten Herrscherhauses, wurde aber vom Pfalzgrafen Friedrich von Scheyern-Wittelsbach, einem Bruder Otto des Großen ersten Herzogs in Bayern, ganz oder zum Theile an das Kloster Scheftlarn verschenkt. Mit dem 16. Jahrhundert beginnt ein langes Verzeichniß verschiedener Besitzer, bis 1834 das alte Gebäude bleibendes Eigenthum Seiner Kgl. Hoheit des Herzogs Maximilian in Bayern wurde. Nun erwachte in den düstern Mauern ein neues Leben, und rührige Hände schufen das alterthümliche Schloß und die nächste Umgebung zu einem wahren fürstlichen Sitze. Der Hauptmauerstock mit seinen vier Eckthürmen allein wurde beibehalten; aber die schwerfällige Ausstattung der Gemächer, die ungeheuren Kachelöfen und riesigen Himmelbettstätten, wie auch das braune Holzgetäfel der Decken wichen der tadellosesten Einrichtung nach dem Geschmacke der Zeit. Die Ringmauern wurden gebrochen, der Graben eingefüllt und geebnet, und so erhebt sich jetzt der herrliche Bau mitten in einem kunstreichen Garten aus einem bunten Rahmen der seltensten Blumen und Büsche. Die langgedehnte, mit Zinnen und Rundthürmchen geschmückte äußere Mauer umschließt den beneidenswerthen Landsitz. Die niedlichen Anlagen reichen aber noch viel weiter hinaus nach allen Seiten dem Gestade entlang. Kiesblanke Pfade verlieren sich in

die anmuthige Uferwaldung zu schattigen Ruheplätzchen, wo weithin der See erglänzt und dem südlichen Hintergrunde die blinkenden Höhen der Alpen entsteigen.

Das stille Eden ist von der herzoglichen Familie zum Lieblingsaufenthalte erwählt. Hier waltet sie gerne die zärtliche Mutter Ludovike im Kreise blühender Kinder. Immer mehr lichtet sich aber der liebliche Kranz; denn nach allen Richtungen ziehen sie fort, die zarten Blümlein, weit in die Ferne. Hier weilte Elisabeth, Oesterreichs hochverehrte Kaiserin, und spielte auf grünen, blumigen Matten im Schatten duftender Flieder und schlanker Akazien; hier träumte Marie, Neapels heldenhafte Königin, des Lebens ersten Schlummer, und aus den Palästen der ewigen Stadt mag sie gar oft zurückdenken an das ungetrübte Glück der Jugend am wallenden See, wo die klaren Wellen traulich die Heimat küssen. Muthig folgte der Schwester die liebliche Mathilde. Vermählt mit dem Grafen von Trani, eilte sie über die Gränzen zum fernen Tiberstrande. Doch auch dem Vaterlande blieb eine Blume bewahrt mit Helene, der hohen Gemahlin Seiner Durchlaucht des Fürsten von Thurn und Taxis.

Hinter dem Lustschlosse am Wege nach Pöcking erhebt sich der wegen seiner Fernsicht sowohl, als auch durch seine besondere Anmuth ausgezeichnete Kalvarienberg. Erst vor Kurzem neu verschönt, liegen hier an geheiligter Stätte von hochstämmigen Fichten und zarten Lärchen beschattet, sehr oft viele Fromme in tiefer Andacht.

In Possenhofen besteigen wir wieder den Kahn, und dem Ufer entlang am sanft ansteigenden Hügel entrollt sich von dunkelgrünen Tannen überragt eine reiche

Musterkarte großer, mittlerer, kleiner und winziger Landhäuser fein und zierlich, als würden sie nur für den Sommer aus dem Etagere der Gnädigen hieher versetzt. Reiche und wohlhabende Münchner, Freunde der ländlichen Ruhe, zauberten mit ihrem Gelde die neue Ansiedlung an den Rand der Gewässer, umgaben sie, wenn auch eben nicht mit einer chinesischen Mauer, doch mit einem ähnlichen Zaune, und belegten sie, nachdem der beißende Volkswitz den Ort längst vorher getauft, mit dem Namen Niederpöcking. Von dem Dutzend schmucker Häuser zeichnen sich namentlich drei durch Größe und Geschmack aus: die Villa des Herrn Angelo Knorr, des Herrn Inspektors Miller und des Advokaten Herrn Dr. Simmerl.

Noch ein Viertelstündchen und wir landen bei dem Burgdorfe, das wir kurz vorher verlassen, und sind mit unserer Rundreise zu Ende.

III.

Von Starnberg über Seeshaupt und Murnau nach Partenkirchen.

(Entfernung von Seeshaupt: Murnau 5 St., Eschenlohe 7½ St., Oberau 9 St., Partenkirchen 11 St.)

Schwer wird uns die Trennung von der herrlichen Gegend, und mit langem Scheideblicke suchen wir das liebliche Bild noch mehr zu befestigen in unserer Seele, um in lebhafter Erinnerung uns desselben zu freuen. Dann aber versetzen wir uns nach Seeshaupt und wandern oder fahren auf der neuen Straße, eben nicht zur Freude und zum Nutzen Weilheims in jüngster Zeit erstanden, über Habach nach Murnau. Haben wir den Würmsee im Rücken, so betreten wir ein ganz eigenthümlich beschaffenes Land voll von Seen, Weihern, Teichen und Tümpeln, von Sümpfen, Mösern und Mooren. Viele Bäche und Flüßchen speisen träge dahinschleichend mit bräunlichem Filzwasser die zahlreichen Becken. Vom Peißenberg bis an die Isar, und von den Ufern des Ammer- und Starnbergersees bis an das rasch aufsteigende Hochgebirg findet sich diese Gestaltung. Auf den Rücken der Hügel breiten sich artige Dörfer aus, und manch stattliches Haus schaut trotz Sumpf und Moor von buschiger Höhe. Selbst in die-

sem Chaos von Erde und Wasser finden sich viele fruchtbare Stellen, und es ist nicht das geringste Verdienst der Mönche, daß sie vor vielen Jahrhunderten gerade diesen Gau sich wählten, um ihn zugänglich und urbar zu machen. Da und dort erhoben sich einfache Zellen, die schnell zu prächtigen Gebäuden sich wandelten, von herrlichen Kirchen und Kuppeln überragt. Immer größer wurde die Anzahl reicher Stifter und dadurch auch die Menge der Ordensgeistlichen; das Volk nannte deßhalb in scherzhafter Weise den ganzen Bezirk den Pfaffenwinkel.

In urältester Zeit mögen nicht bloß diese Niederungen, sondern selbst die höchsten Berggipfel der Alpen unter den Fluthen geruht haben. Wo jetzt der Jäger mit kühnem Muthe die flinke Gemse von den Felsnadeln holt, da schnappten riesige Leviathane nach Fischen und anderem Gethiere, und wo in unsern Tagen die Sennerin jodelnd den Fremdling zum Hüttchen lockt, da ringelten sich die gräulichen Seeschlangen, diese sagenhaften Ungeheuer der Alten, und zogen schäumende Furchen in den endlosen Wogen. Die Erd- und Felsenschichten zeigen sämmtlich die Wirkungen ungeheurer Wasserstrudel; zahllose versteinerte Seethiere, mehrere Tausend Fuß über den gegenwärtigen Stand der Meeresfläche aufgefunden, die unzähligen Vertiefungen, Risse und Schlünde der Gebirge, bald vertrocknete, bald versumpfte Becken und Kessel sind zwar stumme, aber unverwüstliche Zeugen. In Folge unbekannter Ereignisse durchbrach die Strömung mit gewaltiger Kraft die Ufer, stürzte hinaus in die Tieflande und wühlte die Abgründe des Ammer- und Würmsees. Vor wenig Jahr-

tausenden noch bildete wohl das Land vom Peißenberg bis zur Isar eine zusammenhängende Wasserfläche, bis sie in Folge der immer mehr sich tiefer grabenden und regelnden Abgangspforten bei Grafrath, Petersbrunn und Wolfratshausen auf den heutigen Stand herabsank. Die Unzahl stehender Wasser jeder Art und in allen Größen, die Möser, Filze und Moorgründe möchten hiefür genügende Beweise sein.

So ziehen wir denn weiter auf dem ehemaligen Seegrunde und freuen uns, daß selbst solche Länderstriche dem Menschen nicht ohne Nutzen sind. Abgesehen davon, daß in dem Labyrinth von Land und Wasser Jäger und Fischer lohnende Beute erringen, sind es die ungeheuren Torflager, die namentlich nach vollständiger Herstellung der Verkehrswege zur Goldquelle werden. Zudem liefert die Masse Streu den Bauern den unentbehrlichen Stoff zur Landwirthschaft.

An dem Gute des Ministerialrathes Herrn Weber vorüber und Antdorf durchwandert, erreicht man Habach.

In dem artigen Dörflein mit seinem ehemaligen, von dem Grafen Norbert, der zu Chur in Graubündten Bischof und aus dem Geblüte der Hohenwarte entsprossen war, gegründeten Kollegiatstifte schauen zur glücklichen Zeit wie funkelnde Rubine saftige Weichseln von den glattrindigen Bäumchen, welch letztere, durch starke Bande gefesselt, mit bewunderswerther Geduld an den Mauern der Häuser ausgebreitet emporwachsen. Im geräumigen Wirthshause trifft man häufig angenehme Gesellschaft; denn die Künstler der Hauptstadt, welche nicht bloß schöne Gegenden, sondern auch gute

und billige Schenken zu finden wissen, verweilen hier gerne und sind in der Regel gar heitere Herren.

Eine Stunde nur, und man steht auf der Aidlinger Höhe (2394 P. F.) mit ihrer rühmenswerthen Fernsicht über die Vorlande und in die Berge.

Den Fußsteig weiter verfolgend, gelangt man zum stillen Riegsee, der weder fremdes Wasser aufnimmt, noch das eigene sichtbar abgibt; bloß durch Quellen unterhalten, versendet er seinen Ueberfluß durch unterirdische Kanäle.

In überaus lieblicher Gegend, in einer schmalen, nach Süden gesenkten Thalfurche finden wir zwischen beträchtlichen Hügeln den Markt Murnau. Wenn man der Sage glauben dürfte, so hätte der Ort ursprünglich Wurmau oder Wurmesau geheißen und diesen Namen von einem ungeheueren Drachen oder Wurm bekommen, der sich in der Gegend aufhielt und zum größten Schrecken viele Menschen und Thiere erlegt haben soll, bis endlich ein kühner Held das Ungethüm erschlug. Noch zeigt man die Stelle, wo dieses Abenteuer bestanden wurde. Bis heute führt der Markt in seinem Wappen einen Drachen mit vorwärts greifenden Klauen, aufgesperrtem Rachen und ausgestreckter rother Zunge.

Murnau steht mit München im gleichen Alter und verdankt seine Entstehung dem Straßenzuge, der über Weilheim und Partenkirchen weiter nach Süden führt. Von einem bayerischen Herzoge wurde zum Schutze der viel benützten Verbindungslinie gegen die Raubritter das Schloß erbaut. Das bescheidene Bollwerk wurde später durch Anbauten vergrößert und zur Aufnahme

der Amtleute des Klosters Ettal, dem Murnau von 1332—1803 unterthan war, eingerichtet. Sehr viel litt der Flecken durch die Kriegsstürme, welche über ihn brausten. Kaum waren die Wunden, welche der dreißigjährige Krieg geschlagen, etwas vernarbt, da begann der für unser Vaterland so unglückselige spanische Erbfolgekrieg. Kurfürst Max Emanuel kehrte seine Waffen gegen Oesterreich und nahm mit siegreicher Hand Kufstein, Rattenberg, Hall und Innsbruck, um sich mit der aus Italien kommenden französischen Armee zu vereinigen. Da heulten plötzlich die Sturmglocken durch die Thäler Tyrols und riefen mit schauerlichem Tone die Söhne des Landes zum Kampfe gegen die Eindringlinge. Bayerns Kurfürst, von allen Seiten bedroht, mußte zurück und erreichte mit genauer Noth durch den Paß Scharnitz sein Heimatland und fuhr auf einem Floße die Isar hinunter. Nicht ein einziger bayerischer Soldat wurde bei diesem Rückzuge an den Päßen des Gebirges zum Schutze der Gränzbewohner gelassen, und so fanden die verfolgenden Feinde offenen Eingang. Der entschlossene Abt vom Kloster Benediktbeuren sah die verderblichen Folgen dieser Unvorsichtigkeit voraus und verrammelte mit seinen Bauern mittelst gefällter Baumstämme den Engpaß am Walchensee. Bei dem Anblicke des Verhaues zogen sich die Tyroler zurück, um über Partenkirchen mit desto größerer Wuth hereinzubrechen. Es war der 28. August 1703, da wälzte sich ein Haufen racheschnaubender Feinde auf Murnau, plünderte, mordete, zündete den Markt an und brannte ihn bis auf wenige schlechte Hütten nieder. Die Lage der vom Glücke nie

besonders begünstigten Bewohner war trostlos. Nichts als das nackte Leben gerettet, ohne Kleidung, Wohnung und Lebensmittel, war auch an eine Hilfe von der Nachbarschaft nicht zu denken, weil die schonungslosen Feinde die ganze Gegend überschwemmten und auf ähnliche Art behandelten. Die Spuren dieser schrecklichen Heimsuchung verwischten sich allmählig, bis am Vorabende des Pfingstfestes 1774 der ganze Ort mit Ausnahme des Schlosses, der Pfarrkirche und weniger Häuser durch ein in Folge von Unvorsichtigkeit ausgebrochenes Feuer ein Raub der Flammen wurde und abermal in Schutt und Asche sank. Noch lange nicht hatte sich Murnau von diesem letzten furchtbaren Schlage erholt, da begannen 1809 die Einfälle der Tyroler in das schutzlose Land. Die Nachkommen der alten Rhätier, die in Folge des Preßburger Friedens unter bayerischen Scepter kamen, wollten trotz der Vortheile, welche diese Vereinigung zu bringen versprach, sich in den Wechsel nicht fügen. Die neue Regierung schien ihnen zu unkatholisch oder doch zu wenig katholisch, und so erhoben sie sich denn zum ernsten Kampfe zu Gunsten Oesterreichs. Nach mehreren mörderischen Treffen mußten die Bayern 1809 das Gebirgsland räumen, und die dadurch ermuthigten Tyroler streiften weit hinaus in die wehrlosen Gränzbezirke. Am 6. Juni bewegte sich ein Heerhaufe von 3000 Mann im ernsten Takte gegen Murnau. In höchster Angst betrachteten die Bewohner den heranrückenden Feind. Pfarrer Adam Pessenbacher, ein kluger Mann, ließ mit allen Glocken läuten und zog den unwillkommenen Fremdlingen mit Kreuz und Fahnen entgegen. Zuerst verblüfft über diesen feier-

lichen Empfang, dann geschmeichelt ob der großen Ehre, verschonten sie mit außerordentlicher Huld und Gnade den Markt mit Brandlegung und Plünderung; aber geben mußte man den Uebermüthigen, was sie verlangten. Wie groß die Mäßigung des strenggläubigen Völkleins war, geht daraus hervor, daß dieser kurze Besuch dem Orte 23,683 fl. kostete. Kaum waren einige Wochen verstrichen, so beschlich die Tyroler, trotz ihres zarten Gewissens, abermals eine große Begierde nach den Schätzen der Murnauer. Den 17. Juli stürmten sie wiederholt aus den schützenden Bergen, wurden aber schon den folgenden Tag von dem Obersten Grafen Arko ganz nach Gebühr mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt.

Die Kanonen waren verstummt; das Schwert hing ruhig als Zierde an der Seite des Kriegers; viele Jahre lächelte ein ungetrübter Himmel des Friedens über das Vaterland. Allmählig verminderte sich der Druck, der aus schweren Zeiten noch fühlbar lastete, da waren es wieder die Flammen, welche mit unbändiger Wuth hervorbrachen und nach und nach mit feurigen Armen den ganzen Ort umfaßten und in Asche warfen. Im Jahre 1835 wurde der obere, 1837 der mittlere und 1851 der untere Markt von dem tobenden Elemente vernichtet.

Doch alle diese furchtbaren Schicksalsschläge vermochten den Muth der Murnauer nicht zu beugen, und so trifft der Fremde im lächelnden Hügelkreise nicht bloß einen Ort mit neuen, städtischen Gebäuden, sondern auch ein Völklein voll Heiterkeit und freundlicher Gefälligkeit. An großen und guten Gasthäusern (Post, Griesbräu, Angerbräu, Bandlbräu) ist

hier kein Mangel, wenn gleich Bayerns Volksgetränk hie und da (doch mit rühmlicher Ausnahme) sehr kräftig an den üblichen Löschstoff bei Feuersbrünsten erinnert. Bei der angenehmen Lage, nahe der Hauptstadt und auch dem Gebirge, gehört Murnau zu den viel besuchten Sommerfrischen.

Um den Reiz und die Anmuth der wonnigen Gegend im ganzen Umfange zu genießen, besteige man das sogenannte Eichholz, eine sanfte Höhe unmittelbar an der Ostseite des Marktes. Stattliche Linden beschatten das Bildniß des Gekreuzigten, und zu allen Zeiten liegen an dieser Stelle Andächtige im brünstigen Gebete. Einige hundert Schritte hinter den duftenden Bäumen auf der Mitte des Berges entfaltet sich ein reizendes Bild. Nicht eine endlose Fernsicht ermüdet das Auge, sondern die reiche Mannigfaltigkeit selbst im engern Kreise ist es, die den Beschauer entzückt. Ueber dunkelgrünem, sanft abfallenden Grunde blitzt der anmuthige Staffel-See mit seinen sieben Inseln herauf. Ein freundliches Kirchlein, von erhöhtem Vorsprunge sich spiegelnd in den kräuselnden Wellen, blickt mit heiliger Ruhe auf die buschigen Hügel, welche vom südlichen Ufer links bis zu den Gebirgen sich dehnen, rechts aber mit waldigem Rücken den Gesichtskreis begränzen. Ueber das wellenförmige, bunt gezeichnete Land ragt vereinzelt und weit vorgeschoben der fernsichtige Peißenberg. Wenden wir den Blick weiter im Kreise über die niedlichen Dörfer, fruchtbaren Felder und über das Gipfelmeer wogender Gehölze mit ihren knorrigen Eichen, dunklen Tannen und röthlichen Buchen und Ahornen, da fesselt das Auge der reine Spiegel des friedlichen Riegsees.

Gegen Süden starrt in schroffen Umrissen Bayerns höchster Gebirgsstock entgegen. Ueber unzählige Bergkuppen strecken die Zugspitze, die Alpspitze, der Wetterstein 2c. ihre kahlen Häupter über die Wolken und zeigen zwischen tiefen Schlünden und Rissen ihre ewigen Schneefelder, die im Nachglanze der Sonne noch glühen, wenn das grüne Thal längst schon tiefes Dunkel umnachtet. Zu unsern Füßen senkt sich die Höhe hinab zum beblümten Grunde, den die Loisach mit ernster Ruhe durchzieht. Jenseits des glitzernden Wasserbandes grüßt aus wunderlieblicher Gegend an der ersten Stufe des Heimgarten Ohlstadt, das rührige, wohlhabende Dorf mit seinen unerschöpflichen Wetzsteinbrüchen, seinen zahlreichen Mühlen, welche die erbeuteten Steine bearbeiten, und seinen herrlichen, viel bewunderten Cascaden.

Der gewöhnliche Spaziergang der Murnauer und der anwesenden Gäste ist zum nahen Staffelsee. Er mißt in seiner Länge 3/4 St., in der Breite 1/2 St.; die größte Tiefe beträgt 24 Klafter. Die Ach liefert den Zufluß und bringt das abfließende Wasser in die Ammer. Aus dem anmuthigen Becken steigen sieben Eilande, St. Jakob, Buch, Mühlwörth, die große und kleine Birke, von welchen aber nur das größte, der Wörth, bewohnt ist. Die von dem geheimen Rath v. Utzschneider erbaute Kapelle und das Landgut des Herrn Inspektors v. Miller zieren die Insel. Das milde Wasser wird wegen des unbedeutenden Zuganges und der geringen Tiefe von den Sonnenstrahlen leicht erwärmt und dient so zu angenehmen Bädern.

Wie von der Roseninsel im Würmsee, so behauptet die Sage auch von diesem Wörth, daß im grauen

Alterthume darauf ein Heidentempel sich erhoben habe. Die vor wenigen Jahren vorgenommenen Nachgrabungen, bei welchen man außer Geschirren, Helmen 2c. auch gegen 3000 römische Münzen auffand, welch letztere unter den Kaisern Antoninus Pius, Galerius und Maximinianus geprägt worden sind, bestärkten den Glauben. Uebrigens zog hart am Ostufer des Sees jene Römerstraße vorüber, die von Partenkirchen nach Schöngeising bei Bruck an der Amper führte, um dort in die Verbindungslinie von Augsburg nach Salzburg einzumünden, und so könnten die angeführten Findlinge auch die Reste einer römischen Ansiedlung sein. Um die Zeit, da die Klöster Benediktbeuern, Kochel und Schlehdorf sich erhoben, entstand die Pfarrkirche auf dem Wörth als die älteste der Umgebung und erfreute sich der besondern Auszeichnung, vom heiligen Bonifazius, dem unermüdeten Apostel Deutschlands, eingeweiht zu werden. Laut Inventar, welches über die Kirchenschätze von eigenen Kommissären Kaiser Karl dem Großen vorgelegt wurde, war der Reichthum des Gotteshauses im Staffelsee ein sehr großer. An das Kirchlein soll sich auch ein Benediktinerstift gelehnt haben, welches von den wilden Ungarn, die wie eine verheerende Lawine sich über Bayern wälzten, gleich andern Klöstern des Oberlandes verbrannt wurde. Die umliegenden Dörfer, später auch Murnau, bildeten den Pfarrsprengel. Dieser ward anfänglich von dem Kloster, nach Zerstörung desselben von Weltpriestern, welche Augsburgs Bischöfe dahin setzten, und im 15. Jahrhundert von dem Stifte Ettal verwaltet. Das Pfarrgotteshaus steht jetzt im Dorfe Seehausen, und Murnau wurde

nach langem, hitzigen Streite 1744 eine selbstständige Kirchengemeinde.

Die Straße südwärts weiter verfolgend, gelangt man über die kleine Anhöhe bei Höhendorf in die sumpfigen Niederungen der Loisach. Hier soll vor unbekannten Zeiten ein See gefluthet haben, welcher der Sage nach auf den Wunsch eines edlen Ritterfräuleins sich verlief und das Murnauermoos zurückließ. Zwischen unzähligen Drischen (kegelförmigen Schobern aus Moosheu gebildet) erheben sich über den Sumpf einzelne mit Wald bewachsene Bergtrümmer, Köcheln genannt, auf deren mittlerem eine große Masse Pflastersteine für Münchens Straßen gebrochen werden.

Jenseits des Flusses begleiten uns schon lange die freundlichen Vorberge, und ein kluger Fußgänger wird den kleinen Umweg nicht scheuen, gleich von Murnau an der drübern Seite des Loisachbettes durch eine reizende Gegend in's Hochgebirg zu dringen.

Ueber Schwaiganger (1¼ St.), dem großen Stammgestüt für die bayerischen Fohlenhöfe und einer kgl. Brauerei, erreicht man Ohlstadt. Die Lahne, welche aus finstern Schluchten des Heimgarten (5518 P. F.) hervorbraust, durchwühlt tosend ein kühles Felsenthal und treibt mit ihrem schäumenden Wasser die vielen Mühlen, welche bald da, bald dort am steinigen Ufer, an überhängenden Klippen oder im Schatten frischgrüner Bäume, oft von dichtem Gestrüppe umsäumt, friedlich erstehen.

In geringer Entfernung von dem Dorfe trotzte einst auf der waldigen Höhe einer Felsenzinne die Skorzenburg, später Schaunburg genannt. Die Be-

sitzer der Feste, die Herren von Chamer, pfuschten gern in das Handwerk der Strauchritter, und manch ehrsamer Kaufmann, der mit zufriedener Miene, den Gewinn berechnend mit kostbaren Waaren die Straße zog, kam blank und baar, laut jammernd nach Murnau. Die Schaunburger Strolche brachten die Beute auf ihr Felsenneſt, und so sehr mehrten sich dort die Schätze, daß der Sage nach bis heute in unterirdischen Gewölben ungeheure Reichthümer verborgen liegen sollen. Erst vor etlichen Jahren will ein bekannter Wilderer, der Gamsanderl, durch Schutt und Steingeröll in dem Getrümmer die eiserne Thüre gefunden haben, hinter welcher die geraubten Kostbarkeiten der Erlösung harren. Der verwegene Jäger hatte bereits mit mächtigem Hiebe die Axt zwischen Thür und Pfosten gezwängt, da ertönte tief und hohl wie aus einer Todtengruft des Burggeists Stimme: „Halt ein! Gleich! gleich!" Bebend vor Schreck und Entsetzen floh der Frevler den Ort des Grauens und bezahlte nach wenig Tagen die Vermessenheit mit dem Tode.

Die Schnapphähne auf Schaunburg wußten sich nicht bloß auf die angeführte, wohlfeile Art zu bereichern, sie huldigten auch noch einem andern Grundsatze, der im Laufe der Zeit bis heute unter der Menschheit ein äußerst fruchtbares Erdreich fand, — die edlen Herren wollten keine Schulden bezahlen. Die Bürger Münchens hatten schon seit Langem von Arnold von Chamer eine bedeutende Summe zu fordern, konnten sich aber mit dem eigensinnigen Manne über die Tilgung der Schuld nicht einigen. Arnold starb, und der würdige Sohn Gebhard verweigerte ganz im Geiste des Vaters

mit Trotz und Uebermuth jede Verpflichtung. Als die Städter zudem noch hören mußten, wie mit jedem Tage die Straße zwischen Eschenlohe und Murnau unsicherer wurde, da brach die Geduld. Ergrimmt griffen sie nach den Waffen und zogen im Jahre 1414 mit Kanonen und Kriegsmaschinen vor die Ringmauern der Skorzenburg. Die Murnauer hielten zu den Münchnern; dafür schickte der nachbarliche Gebhard einen gedungenen Brandstifter, der um den Lohn von sechs Gulden den Markt anzünden sollte. Die Murnauer faßten den Bösewicht noch zur rechten Zeit und hängten ihn nach eingeholter landesherrlicher Erlaubniß an den Galgen. Die Hinrichtung vollzog der Hacher (Henker) zu Landsberg, der eigens herbeigebracht wurde. Dabei zogen die ehrsamen Kornmesser mit großem Ernste den Haspel auf, und die biedern Leinweber hielten pflichtmäßig die am Hochgericht lehnende Leiter, wie es damals Sitte und Brauch war.

Indeß lagen die Bürger der Hauptstadt eilf Wochen vor der Feste und kämpften hartnäckig mit dem muthigen Häuflein der Hofmärkler. Obwohl die tollkühnen Knechte des Burgherrn den Belagerern eine eiserne Kanone sammt den Seilen abjagten, so ward das Bollwerk dennoch erstiegen, gebrochen und von Grund aus zerstört. Den Siegern kostete dieser Strauß 4000 fl., für dieselbe Zeit eine große Summe. Der Jubel und die Freuden des Triumphes machten bald das schwere Opfer vergessen.

Der Fall des stolzen Schlosses wurmte Gebhard von Chamer ungemein, und er wußte sich in seinem Unmuthe kaum mehr zu fassen. All sein Sinnen war,

sich an den Münchnern zu rächen. Wirklich neckte er mit seinen wilden Gesellen gar oft die friedlichen Bewohner und soll den großen Thalbrand im Jahre 1417 veranlaßt haben. Endlich kam auch für den Gefürchteten das letzte Stündlein. Antonius, aus dem alten, berühmten Geschlechte der Parth, erschlug in offenem Kampfe den Buschhelden. Damit endete ebenso ein arger Feind der Herzoge, wie einer der Stadt.

Bei Eschenlohe führt uns der Weg wieder auf die Hauptstraße. Das uralte Dorf ruht an den Wurzeln der schnell aufsteigenden Berge. Die Schönheit der Natur und die heilbringende Mineralquelle ziehen auch hieher einige Gäste, welche in dem geräumigen Wirthshause eine gute Herberge finden. Auf grün bewachsenem Felsenhügel, dem Festbüchl, von dunkelgrünen Tannen beschattet, schimmern uns schon in weiter Ferne die weißen Mauern einer Kapelle entgegen. Das Kirchlein und daneben spärliche Mauertrümmer bezeichnen die Stätte des ehemaligen Stammschlosses der Grafen von Eschenlohe.

So reich und mächtig dieses Geschlecht war, so ist dennoch sein Ursprung in unsicheres Dunkel gehüllt, und die Ansicht der Geschichtschreiber über die Abkunft der heimgegangenen Herren ist sehr verschieden. Die Einen wollen die Eschenloher in Bayern mit denen im Ultenthale bei Meran in eine Linie bringen, und dadurch mit den südtyrolischen Welfen und bojoarischen Gränzgrafen in Botzen, welche auf ihrer unbezwinglichen Feste Hocheppan saßen, — während Andere, und wohl richtiger, das edle Geschlecht aus dem Stamme der Grafen von Andechs leiten. Gewiß ist aber, daß

nicht leicht ein anderes, während seines Bestehens so glänzendes Adelshaus diesseits und jenseits der Alpen mehr an den Wechsel des irdischen Glückes und die Vergänglichkeit weltlicher Größe erinnert. Sie sind dahin, die stolzen Herrscher, verschwunden und vergessen; nicht einmal in der Sage klingt ihr Andenken fort. Unbedeutend sind die Spuren der einstigen Burg an der Loisach; auch drüben in Tyrol starren mitten im Thale der brausenden Valschauer von ragendem Hügel mit hochstämmigen Fichten düster umrahmt nur mehr die öden, leeren Mauern des Schlosses Eschenloh, und in reizender Lage, wie kein Herrensitz der gefürsteten Grafschaft, verkündet nur einsturzdrohendes Gestein das frühere Dasein des erloschenen Geschlechtes auf Hocheppan. Die bayerische Linie endete 1294; die Besitzungen kaufte Ludwig der Bayer, um damit sein Kloster Ettal zu beschenken. In Tyrol verblich der letzte männliche Sprosse des gräflichen Hauses 1386; das österreichische Banner tragend, starb er als Held unter den Streichen der freiheitbegeisterten Schweizer in der Schlacht bei Sempach.

Wir stehen nun am Eingange in die vormalige Grafschaft Werdenfels. Durch ein würdiges Thor tritt man in das großartige Ländchen. Zu beiden Seiten rücken kühn aufstrebende Höhen uns näher, und die Loisach eilt lustig über den steinigen Grund. Mit dem Rauschen des Flusses vereiniget sich das Geklapper der Gypsmühlen von Oberau. Auf einer herrlichen Thalebene mit saftgetränkten Matten belegt, von bewachsenen Bergen umschlossen, vor uns die ehrwürdigen Häupter des Wetterstein und der Zugspitze, erreicht man das

alte Dorf Farchant. Im nahen Bergwalde jenseits der Loisach stürzt über das verworrene Gestein des Fricken ein schäumender Wasserstrahl und bildet namentlich nach vorhergegangenen Regentagen eine sehenswerthe Cascade, die Kuhflucht. Anfänglich führt ein anmuthiger Weg durch Wiesen, dann aber windet sich ein grobschrotiger Steig zur Höhe, bis das wilde Tosen die Nähe des Falles verkündet. Einer alten Sage nach galt der Bach für einen Abfluß des Walchensees. Der Schlegel, welchen einst ein Binder in jenes hochgelegene Wasserbecken geworfen hat, soll durch die Kuhflucht wieder zum Vorschein gekommen sein.

Weiter das Thal hinan ruhen rechts auf einer gewaltigen Felsenstufe des Kramer, von Busch und Wald umdüstert, die Reste einer Burg. „Wer erobert den Fels?“ verkürzt „Werdenfels“ war der Trotzname, mit welchem der stolze Gründer die Feste belegte, und sich — das ganze Werk liegt in Trümmern. Das Dörflein Aschau, welches einstens mit stiller Demuth zu den Füßen des Schloßberges sich ausbreitete, wegen seiner armseligen Hütten aber die herrliche Aussicht vom Söller des gräflichen Hauses beeinträchtigte, mußte weichen, ward als ein gemeines, schlechtes Ding gebrochen und hinabgeschoben zur Gemeinde Farchant als einer würdigen Gefährtin. Dort steht es noch das Dutzend verstoßener Häuser, und Friede und Freude blühen ungestört fort in den bescheidenen Räumen. Die reichen Gemächer dort oben, in denen die Burgherrn die Nächte durchschwelgten; die prunkenden Hallen, wo mit wilder Lust die Ritter das Leben verzechten, — sie wurden zum Schutthaufen, zur Wohnung für Ratten,

Molche und Schlangen, für Fledermäuse, Eulen und anderes Gethier. —

Von der im schmucken Gebirgsstyle erbauten Schwaige Wang führt ein beschwerlicher Pfad auf die steile Waldeshöhe zu dem zerbröckelten Gesteine. Durch ein zerfallenes Thor gelangt man in den ehemaligen, nun mit Dornengesträuchen und mit verwildertem Gebüsche dicht bewachsenen Schloßhof. Die wenigen Ueberbleibsel lohnen die Mühe des Hinaufklimmens nicht, wohl aber die entzückende Fernsicht.

Wie von den meisten Schloßruinen, so hat auch von dieser die Geschichte weder die Zeit der Erbauung, noch den Namen des Gründers aufbewahrt. Sicher ist, daß Berthold, der letzte Graf von Eschenlohe, 1294 die Burg sammt Partenkirchen und Mittenwald an den Bischof Enicho von Freising verkaufte. Die jährliche Leistung von fünf Fuder Bozner Wein und zwanzig Pfund Münchner Pfennige auf Lebenszeit war der gewiß mäßige Preis. Das bischöfliche Hochstift Freising vereinigte den neuen Besitz mit dem bereits 1249 von Schweiker II. von Mindelberg ebenfalls käuflich erworbenen Garmisch, Eibsee und Falkenstein und nannte das ganze Gebiet Grafschaft Werdenfels, welcher Name auf den gegenwärtigen Gerichtsbezirk überging. Die Burg Falkenstein thronte auf einem Felsenvorsprunge an dem südlichen Absturze des Kramer, nicht weit von Garmisch, ist aber bis auf die letzten Trümmer spurlos verschwunden. Auf der fast unzugänglichen Feste sollen gefürchtete Raubritter gehauset haben.

„Ich bin der Herr von Falkenstein,
Sauf aus, und schenk mir wieder ein!"

ist der Schlußreim eines Liedes, das in seinen übrigen Zeilen leider verloren ging. Selbst diese wenigen Worte möchten aber genügen, die Lebensweise der Herren auf dem Felsenriffe gehörig zu beleuchten.

Nach der Vereinigung mit Freising bewohnten die bischöflichen Pfleger Burg Werdenfels. Die Unterhaltung des alten, weitläufigen Schlosses beanspruchte große Summen; da man diese nicht aufwenden wollte, so überließ man den bereits schadhaften Bau dem allmähligen Verfalle. Was die Zeit nicht zu zerstören im Stande war, that eifrigst der Mensch. Eine große Masse Steine wanderte nach Garmisch zum Baue einer zweiten Kirche und einer neuen Frohnfeste.

Die Beamten der Grafschaft zogen zu Thal und fanden es in dem sogenannten Herrenhause am Fuße des Schloßberges viel bequemer, als auf der Höhe. Wenig Beachtenswerthes ist in geschichtlicher Beziehung über die Feste nachzulesen; dafür möchte aber ein anderes Ereigniß, das in den düstern Mauern spielte, der berüchtigte Hexenprozeß von 1590, nicht ohne Interesse sein.

Gegen Ende des 16. Jahrhundert hatte der Glaube an Hexerei, Zauberei, Teufelbeschwören und Goldmachen eine bedauernswerthe Ausdehnung gewonnen und verblendete nicht bloß das gemeine Volk, sondern selbst die höhern Schichten der Gesellschaft. War es ja dem schlauen Glücksritter Marco Bragadino möglich, sogar in der Hauptstadt ein volles Jahr lang die Bewohner durch allerlei Vorspiegelungen zu täuschen. Der kecke Schwarzkünstler sollte Quecksilber in Gold verwandeln und schwindelte zu diesem Zwecke der leichtgläubigen

Menge ungeheure Summen ab. Endlich zerriß das großartig angelegte Gewebe von Betrug, und der vornehme Gauner ward trotz seines glänzenden Gefolges von 36 Dienern auf den Richtplatz geführt und enthauptet. Zur größern Vorsicht tödtete man auch des Verbrechers treue Begleiter, zwei zottige, rabenschwarze Bullenbeißer, in denen man verlarvte Höllengeister vermuthete.

Da nun solches in der Residenz, dem Mittelpunkte der Bildung und Aufklärung, geschehen konnte, so wird man es leicht begreiflich finden, wenn die unwissenden Naturmenschen der Grafschaft Werdenfels außerordentliche Unglücksfälle, Hagelschlag, Mißwachs, Krankheiten bei Menschen und Thieren dem Rachegeiste der Hexen oder Unholde zuschrieben, und wenn darum ihr ganzer Zorn der Zauberei verdächtige Personen traf. Namentlich vermuthete man solche Teufelskünste bei ältern Weibspersonen, welche die Natur durch ein unliebliches Antlitz, allenfalls durch rothe Gluderaugen oder borstige Braunen ꝛc. auffallend gezeichnet hatte.

Wiederholtes Schauerwetter, Viehseuchen und unheilbare Krankheiten bei einigen Thalbewohnern steigerten den Fanatismus jener Zeit zur höchsten Höhe, und eine Menge meist verheiratheter Frauen wurden im Herbste 1589 als die Urheberinen alles Unglückes in Eisen geschlagen und in die furchtbaren Kerker der Burg geworfen. Da half kein Sträuben, kein Weinen; jede Betheuerung der Unschuld war nutzlos. Mehr als fünfzig solch unglücklicher Geschöpfe winselten und jammerten monatelang voller Verzweiflung in den unter-

irdischen Felsenhöhlen, bis die Qual der Tortur, welche man sehr bezeichnend die peinliche Frage nannte, ein erwünschtes Geständniß erzwang. Dabei vernahm man Worte der Selbstanklage und der Reue, die offenbar nur die Folge des Wahnsinns waren, der sich in leicht erklärlicher Weise bei einer solch entsetzlichen Lage der Erbarmenswerthen bemächtiget hatte. Aus Furcht vor den grauenvollen Martern der Folterbank erhängte sich eine der Angeklagten; ihr Leichnam ward von dem Nachrichter verbrannt und die Asche in den Fluß gestreut. Dieser Vorfall gab Veranlassung, die Weiber noch strenger zu verwahren. Neue, schwere Ketten wurden ihnen angelegt, und jeder Versuch zur Selbstentleibung oder Entweichung ward zur Unmöglichkeit. Noch mehrmals wurden die vermeintlichen Hexen strenge befragt, d. h. gefoltert, bis man ihnen, gewiß zum Troste, mit Ende des Jahres das Todesurtheil eröffnete.

Angesichts einer unzähligen Volksmenge überlieferte man die Unglücklichen dem Strange oder dem Scheiterhaufen und zwang die Hinterlassenen, ohnehin schon des tiefsten Mitleides werth, zu dem Ersatze der Untersuchungs-, Ernährungs- und Hinrichtungskosten; diese Summen waren aber so maßlos hoch gestellt, daß auch die Verbliebenen dem äußersten Elende verfielen und gänzlich zu Grunde gingen. Kaspar Poißl, der werdenfelsische Pfleger, welcher überall Hexerei und Zauberei roch und auch das lange Siechthum seiner Frau den bösen Einflüssen der Unholde zuschrieb, war es, der den furchtbaren Prozeß mit allem Eifer betrieb; der verblendete Mann gelangte so zu einer wahrlich

nicht beneidenswerthen Berühmtheit. Sollte es auch sein, daß bei der bedenklichen Aufregung der Landleute der Richter mehr gezwungen, als freiwillig handelte, so bewiesen die Vorgänger des Kaspar Poißl, daß man bei gehöriger Klugheit und Leidenschaftslosigkeit auch mit gelinderen Maßregeln die Stürmenden beschwichtigen konnte.

Der Landmann blickt noch immer mit Grauen zu dem schwarzen Gemäuer, wenn ihn in dunkler Nacht der Weg am Fuße des Burgberges vorüberführt, und mancher will während der Geisterstunde zahlreiche Rittergestalten bei fröhlichem Gelage gesehen haben. Schauerlich tönen dabei wüste Lieder aus dem Steingetrümmer, während unzählige Furien, schrecklich anzusehen, mit wildem Rachegeschrei den Felsenkopf umkreisen.

Jene finstern Zeiten, in welchen selbst die Gesetze den unseligen Fanatismus begünstigten, sind vorüber; kein schuldloses Geschöpf stirbt mehr in den Flammen; aber der Glaube an Unholde hat sich namentlich bei dem Landvolke getreulich fortgeerbt bis auf unsere Tage. Hexen, welche durch einen Bund mit dem Bösen geheime Dinge erlernten, und Truden, die zur Nachtzeit ausfahren, um Menschen und Thiere zu würgen, daß der Athem stockt und namentlich die Pferde, von einem bösen Wesen gequält, am Morgen zitternd und mit Schaum und Schweiß bedeckt im Stalle stehen, sind noch immer gefürchtete Uebel, und kein Mittel wird unversucht gelassen, sie von dem Hause zu bannen. Da bezeichnet man die Stallthüre mit einem Trudenfuße, hält sich einen Trudenstein, schlägt ein gefundenes

Hufeisen sammt den Nägeln an den Eingang oder gesellt zu den Hausthieren einen kräftigen Bock, um den Zauber abzuwehren. Ist ein Bäuerlein getrudet worden, so vergißt er beim Schlafengehen nicht, seine Schuhe mit den Absätzen gegen das Bett zu stellen oder den Besen verkehrt, das heißt, den Reisigbündel aufstehend, neben die Kammerthür zu lehnen, um so das gefürchtete Wesen fern zu halten. Das beste Mittel, den Truden die Anfälle zu verleiden, ist, sie rechtzeitig zu fassen, zu zwicken und zu beißen. Auf diese Art gekennzeichnet, ist des andern Tages die boshafte Alte aus der Zahl verdächtiger Weiber bald herausgefunden.

Die Hexen machen ihre Reisen auf einem Bund Stroh, oder bedienen sich einer Ofengabel oder eines Besenstieles statt des Pferdes, wissen Wind und Wetter zu machen, Menschen und Thieren Krankheiten anzuzaubern, die Milch eines mißliebigen Nachbarn zu verderben ꝛc. Brautleute und Kinder, namentlich schutzlose Waisen, sind ganz besonders den Nachstellungen der Unholde ausgesetzt, und allerlei bedenkliche Dinge werden ihnen von den bösen Mächten angethan. Da weiß nun die Bäuerin manche Würzelchen und manche wunderkräftige Kräutlein, die in der Tasche oder am Leibe getragen, ein sicherer Talisman gegen Hexerei sind. Als ich das Unglück hatte, schon in frühen Jahren elternlos zu werden, drang die erfahrendste Matrone meines Heimatortes am Lechraine ernstlich in mich, die bewährten Schutzmittel fleißig zu brauchen. In meinem Leichtsinne achtete ich nicht im Geringsten auf den Rath der Alten, wurde aber bis heute weder von

triefenden Gluderaugen, noch struppigen Braunen bezaubert.

Schreiten wir weiter auf dem belebten, grünen Grunde, zahllose Heuhüttchen zur Seite, und wir betreten bei zwei schönen, im Gebirgsstyle gehaltenen und von üppigen Schlinggewächsen umrankten Gebäuden den Markt Partenkirchen.

IV.

Partenkirchen und Garmisch. Die Umgebung.

Auf blühender Thalebene, vom schönsten Blumenflor saftiger Wiesen umsäumt, liegt zusammengedrängt Partenkirchen, das alte Parthanum der Römer. Der Ort besteht zunächst aus einer langen, nicht sehr breiten und holperigen Straße, an welche die Wohngebäude in eben so geschmackloser Bauart, als auffallender Unregelmäßigkeit sich reihen. Nur wenige Ausnahmen leuchten als freundliche Lichtpunkte aus dem Haufen gebrechlicher Hütten. Kaum möchte ein zweiter Ort in unserm Hochlande aufzufinden sein, dessen Häuser oft mehr Ruinen, als menschlichen Herbergen gleichen. Wie sehr verderblich dieser wirre Durcheinander, diese ausgedörrten Schindeln, vorspringenden Dächer und dürren Holzwände bei Feuersgefahr sind, bewies sich wieder im Sommer 1861, wo bei ruhiger Luft in kurzer Zeit sieben Gebäude an der Hauptstraße in Asche sanken. Gar friedlich schaut auf das fahle Dächergewimmel der Spitzthurm der Pfarrkirche. Eine von dem Venetianer Bartholomä Litterini meisterhaft gemalte Himmelfahrt Mariä schmückt den Hochaltar des sonst einfachen Gotteshauses.

Die Gastwirthschaften sind meist überfüllt und we=

nigstens zur Post ist für solche Fremde, die nur mit der einfachen Reisetasche ankommen, selten ein Platz. Uebrigens wohnt man bei dem Nachbarn zum „Rassen", obgleich auch zur Postfamilie gehörend, billiger und eben so gut. Freilich muß man dann auf den musikalischen Genuß verzichten, der wöchentlich im Speisezimmer des Posthauses gespendet wird. Maskirte Alpensänger suchen durch Zitherspiel, Schnoadahüpfeln und heitere Gebirgsweisen die Fremden zu belustigen. Der Alterthümler nehme sein Quartier „zum Stern". In den düstern Hallen dieses massiv gebauten Hauses trifft er als Entschädigung für so manchen Mangel eine gothische Kapelle, ein geheimes Gewölbe 2c., und schlüpft am Abende durch ein spitzbogiges Pförtchen in sein Schlafgemach, wie ehedem die Hexen auf Werdenfels in ihre Verließe. Auch an Privatwohnungen ist hier kein Mangel; besonders kann das Haus der Frau Spänglermeisterin Therese Sam empfohlen werden. Man findet dort bequem eingerichtete Zimmer nebst Badegelegenheit. Familien wird auch die Küche zur Benützung überlassen.

Eine der bedeutendsten Römerstraßen, die Verbindungslinie von Pons Drusi (Botzen) nach Augusta Vindelicorum (Augsburg), zog hier vorüber. Der Durchfahrt wegen wurde ein Markt erbaut, den man Parthanum nannte und zur Sicherheit mit einem Fähnlein Rhätier besetzte. Von dem Aufenthalte der Römer zeugt der Fund vieler, zum Theile werthvoller Münzen, z. B. eine aus Erz mit dem Bilde der älteren Kaiserin Faustina; zwei Goldmünzen von Kaiser Konstantin dem Großen u. m. a. Ueberschwemmungen, Rinnsal-

veränderungen der Gewässer, Herabsinken der Vorberge, Kriegsstürme und Feuersbrünste möchten in Jahrtausenden die weitern Spuren einstiger Römerherrschaft gänzlich zerstört haben. Ragt ja von dem aus Stein gehauenem Thore, auf welches das sogenannte Schlössel gebaut ist, nur mehr der Bogen über die Erde, so daß eine Schutt- und Geröllsanhäufung von wenigstens 6—8 Schuh angenommen werden muß.

Ein traulich murmelndes Bächlein durchrinnt mit aller Bescheidenheit Partenkirchen. Bei anhaltenden Regengüssen schwillt der winzige Silberfaden zum riesigen Strome, der brüllend sein steinernes Bett überspringt und mit wilder Gewalt den Ort durchwühlt. Ein angenehmer Spazierweg führt von der Nordseite des Marktes am St. Floriansbrunnen vorüber längs des Randes eines gähnenden Felsenrachens, der Wiege dieses oft verderbenbringenden Baches, zum Wasserfalle. Unten im düstern Schlunde brechen sich die Wellen mit frischer Jugendkraft laut lärmend Bahn durch das Getrümmer. Noch eine kurze Strecke und eingeschlossen von starren Wänden braust kühnen Muthes die Fluth von steiler Klippe unter Donner und Regenschauer in die Tiefe. Vereinsamte Gruppen Nadelholzes dunkeln herab, während scharf gezeichnete Kanten hoch in die Lüfte ragen. Bergschlucht und Wasserfall tragen den Namen „Fauken.“ An Stellen, wo das Auge staunend auf den zerklüfteten Felsbergen haftet, oder wo der Blick sich voll Entzücken an dem friedlichen Thale mit seinen zahllosen Häuschen und Hüttchen weidet, an solchen Stellen laden einfache Bänke zur Ruhe. Wandeln wir über schöne, fette Wiesen, nach allen Sei-

ten von einem bunten Farbenmeer umspielt, von Partenkirchen nach Garmisch, so geleiten uns die buschigen Ufer eines träg dahinschleichenden Baches, der „Kanker" heißt. Fauken und Kanker haben unverkennbar ihre Abstammung von den lateinischen Wörtern fauces, der Rachen oder Schlund, und cancer, der Krebs, und sind jedenfalls verbliebene Reste der Sprache der Römer.

Zur Zeit, als die deutschen Handelsstädte noch in vollster Blüthe standen, herrschte in Partenkirchen reges Leben. Unzählige Wägen, hoch bepackt mit levantischen Kostbarkeiten, rollten die Straße daher und wurden in dem Ballhause ab- und aufgeladen. Eine eigene Innung aus Fuhrleuten und Saumroßtreibern, die Rott, schaffte die durchgehenden Kaufmannsgüter zu den nächsten Niederlagsstationen Mittenwald, Murnau oder Oberammergau, und viel Geld verblieb so in dem Werdenfelsischen Ländchen. Aufgemuntert durch den lebhaften Verkehr, den das geweckte Völklein täglich sah, fing es an, selbst Handel zu treiben. Mit Früchten und Spezereien machte es außerordentlichen Gewinn und trat sogar mit Rußland in Geschäftsverbindung. Durch das Zusammentreffen aller dieser glücklichen Umstände hob sich der Wohlstand der Bewohner so, daß man die Grafschaft „das goldene Landl" nannte. Nachdem der Handel sich andere Wege gesucht hatte, und der Glanz unserer alten Städte erbleichte, da wurde es auch stille auf der Straße durch Werdenfels. Zudem brachten vielerlei Wirrsale der Zeit die selbstgeübte Handelschaft in Verfall. Man dachte nun auf andere Erwerbsmittel und nahm es in der Wahl derselben bei einem eben nicht sehr engen Gewissen auch nicht besonders genau.

Bei dem Schmuggel, dem Viehschacher und dem Hausiren wurde durch allerlei Listen und Kniffe manche Summe erobert, aber dem Rufe der Werdenfelser durchaus nicht genützt; zudem brachte das häufige Verweilen im Auslande traurige Veränderungen in die Sitten und Gebräuche des Völkleins. Die altgewohnte Gebirgstracht verschwindet immer mehr, die eigenthümliche Sprechweise verliert sich, und man findet nicht so häufig jenes offene, treuherzige, biedersinnige Entgegenkommen, wie in andern Theilen des bayerischen Hochlandes. Auch das frische, freudige Alpenleben, wie drüben in der Jachenau, bei Länggries, in den Bezirken von Tegernsee und Miesbach, namentlich auf und um den Riesenstock des Wendelstein, wo aus luftigen Höhen die zierlichsten Hüttchen winken, wo das Jauchzen und Singen weithin durch die saftgrünen Schluchten und Thäler ertönt, und der Freudenruf des Fremden von allen Seiten fröhlich erwiedert wird, — solch ein herzerhebendes Treiben sucht man auf den ragenden, senkrechten Felsen der alten Grafschaft umsonst. Hier ist es die Größe und Pracht der Natur, hier sind es die hehren Formen, die uns zur stillen Bewunderung hinreißen.

Das Urtheil, welches ein Professor der Münchner Hochschule über die Bewohner dieses Ländchens fällte, möchte aber gar zu strenge ausgefallen sein. „Die Physiognomie der Werdenfelser hat etwas Unheimliches und Lauerndes", sagt jener gelehrte Herr in seiner Quartalschrift von 1854. „Ihr Charakter ist Verschlossenheit; dabei sind sie berechnender und gemüthärmer als ihre Nachbarn . . . . . Das Völklein im Landl ist äußerst jähzornig und schlägt sich mit Schei-

tern leicht gefährliche Wunden. Es vernachlässiget auffallend die Viehzucht und Alpenwirthschaft und ist nicht mehr ein naturwüchsiges Geschlecht, sondern ein abgelebtes Volksthum; was man damit auch versuchen will, es läßt sich nicht mehr heben u. s. w." Ganz im Widerspruche mit dieser schonungslosen Censur steht ein Bericht des werdenfelsischen Landrichters Hocheicher, der noch unter bischöflicher Regierung in dem Bezirke wirkte. Dieser meint, „daß die Grafschaft noch immer von einem schönen, kräftigen, verständigen, für jede Belehrung empfänglichen, frohsinnigen, derbnaiven und versöhnlichen Menschenschlag bewohnt werde." Wir dürfen sohin ohne Gewissenszweifel annehmen, „daß in dem Hexenländl jenseits der steinernen Brücke bei Farchant, wo sich die Schildposten eines längst zurückgedrängten und untergegangenen Volkes" finden, die Sonne ebenso über Gute und Böse scheint, wie in Tölz und in München.

Neben dem geringen Ackerbaue und dem gesunkenen Handel betreiben die Bewohner einige Alpenwirthschaft. Floßfahrt, Fertigung von Dachschindeln und Fässern, Holz-, Bein- und Horndreherei beschäftigen Viele; aber all das bringt die guten, alten Zeiten nicht mehr zurück.

In Hinsicht auf historische Denkwürdigkeiten ist Partenkirchen arm. Einige Geschichtschreiber verlegen jenen wichtigen Auftritt, welcher den Sturz der Welfen in Deutschland zur Folge hatte, hieher, während andere Chiavenna als den Schauplatz bestimmen.

Kaiser Friedrich Barbarossa, ein Mann voll Muth und Kraft, sah sich genöthiget, wiederholt gegen die aufrührerischen Welfen zu ziehen. Die sieggewohnten Waffen des großen Helden vermochten aber nichts gegen

die Begeisterung der lombardischen Städte. In dieser Noth richtete der Kaiser ein Aufgebot an alle deutsche Fürsten, ihm zu Hilfe zu eilen. Der Ruf hatte geringen Erfolg; auch Bayerns Herzog, Heinrich der Löwe, der durch seine große Macht am meisten hätte helfen können, blieb unbeweglich. Friedrich hatte die welfischen Güter in Schwaben, die einst dem Löwen als rechtmäßiges Erbe zugefallen wären, durch geringen Kauf erworben, daher Heinrichs Groll. Umsonst erwartete der bedrängte Kaiser die Ankunft frischer Streitkräfte. Nach vergeblichem Harren eilte er selbst über die Alpen und berief die zurückgebliebenen Fürsten, darunter auch Heinrich den Löwen, nach Partenkirchen. Der schwer gekränkte Welf erschien, versagte aber mit harten Worten jede Hilfe. Voller Verzweiflung bat Friedrich flehentlich und sank zuletzt im Uebermaße des Schmerzes dem Herzoge zu Füßen. Doch Alles umsonst! Da ermannte sich des tief gedemüthigten Kaisers Gemahlin, trat voll edlen Unwillens hinzu und rief: „Steht auf, mein Herr! Gott sei dieses Zustandes gedenk!"

Das Unglück hatte den Stolz des Hohenstaufen gebrochen. Vor der Hauptkirche in Venedig versöhnte sich der gebeugte Rothbart mit seinem Gegner, Papst Alexander, hielt ihm den Steigbügel und warf sich voller Ehrfurcht nach ganzer Leibeslänge vor dem Kirchenfürsten in den Staub.

Heimgekehrt in die deutschen Lande fand der Kaiser bald Gelegenheit, sich an Heinrich zu rächen. Geistliche und weltliche Herrn klagten über die Rücksichtslosigkeit des bayerischen Herzogs. Friedrich forderte den

Angeschuldigten zuerst zur Verantwortung nach Ulm. Der Welf erschien aber nicht. Nach mehreren erfolglosen Vorladungen wurde die Reichsacht über den Ungehorsamen ausgesprochen und Heinrich der Löwe der Herzogthümer Bayern und Sachsen für verlustig erklärt. Der Geächtete floh nach England. —

Von einer mäßigen Stufe des Anzetsberges, an welchen sich nördlich der Markt Partenkirchen lehnt, schaut voll des heiligen Friedens das Wallfahrtskirchlein St. Anton Ein breiter, von duftenden Linden beschatteter Weg führt an kleinen Stationskapellen vorüber zur stillen, geweihten Stätte. Der eben nicht große, aber eigenthümlich gebaute Tempel enthält am Hochaltare ein schönes Oelgemälde von dem bereits genannten Litterini; mehr noch überraschen die herrlichen Freskomalereien an der Decke des Kirchenschiffes von des Tyrolers Johann Holzer kunstgewandtem Pinsel. Möge kein Gast versäumen, den sanften Berghang hinan zu steigen, um von diesem ehrwürdigen Orte ein reizendes Ländchen zu schauen, rings umrahmt von den Wundern der Allmacht.

„Anno 1703 Ist durch Richter Martin Grändl, auch Gericht sambt der Burgerschafft zue Partenkürchen die Capel zue Lob und Ehr S. Antoni de Padua auf dem Perg ob dem Markht Verlobt worden zu bauen, weegen damal der Großen Kriegsgefahr, so die Burgerschafft ausgestanden, Weyl damahl die französische und Chur Bayer. Armee über dem paß Khopfstain ins Tyroll hinein und die Kayserl. Soldaten und Pauren durch den Kayserl. Paß Schärnitz Widerumb herauf in das Payrlandt, ist also damahl die Linie unter den Stai-

nen briggel Von den Kayserl. überstügen, die Bayrischen daselbst Hinweckh geschlagen und darvon Ville gefangen worden, indem ist die Burgerschafft und der Markht Wegen Drohenten Raub und Feuersbrandt, und großer Gefahr Leib und Leben in großer noth und Angst gestandten, so Gott uns gnediglich erhalten hat, ist also gott darumb Zu schuldigster Dankhsagung Disse Devotion, wie ob Vermeldt, versprochen und der Anfang gemacht worden ꝛc."

Vorstehende Zeilen verkünden zur Genüge den Grund zur Entstehung des Gnadenortes. Das Kirchlein wurde später erweitert und durch Pfarrer Samweber ein Priesterhaus an dasselbe gebaut. Das freundliche Gebäude mit seiner entzückenden Fernsicht dient gegenwärtig dem Schulbenefiziaten zur Wohnung.

Zur nächsten Nachbarschaft Partenkirchens gehört auch das Kanizerbad oder Kainzenbad im Besitze des Herrn Dr. Braun. Südöstlich im stillen, saftgrünen Partnachgrunde sprudelt aus einer Felsenritze des Eselrückens die Heilquelle, die nach Dr. Buchner's Analyse ein gelinde jod- und schwefelhaltiges alkalisches Wasser liefert. Hygeas Gabe riecht und schmeckt widerlich, was der Grund des sonderbaren Namens sein soll; denn kainz oder kaniz bedeutet ursprünglich schlecht, garstig. Einer ganz gegentheiligen Ansicht ist Herr Prechtl, und er sagt in seiner vortrefflichen Chronik der ehemals bischöflich freisingischen Grafschaft Werdenfels: „Kainz heißt in der älteren Sprache nichts anderes als Konrad, und Kainzenbad ist so viel als Konradsbad. Die Kainzenwiese kommt schon 1407 als Eigenthum eines Partenkircher Bürgers vor und das daran-

stoßende Bad finden wir zum ersten Male ausdrücklich als Kainzenbad aufgeführt bei Gelegenheit des großen Hexenprozesses 1581, und da damals schon von einer öffentlichen Badgesellschaft die Rede ist, so bürgt diese Aufzeichnung für dessen Alter und Frequenz."

Daraus ergibt sich, daß der heilkräftige Brunnen schon seit Jahrhunderten bekannt war, ja, daß vielleicht die badelustigen Römer sich schon in dem wunderthätigen Naß erquickten. Weiter hinaus in die Ferne drang der Ruf der Quelle erst in unserm Jahrhunderte.

Am Fuße des hohen Esels, eines fruchtbaren Vorberges, quillt der Brunn zu Tage, der für Hautausschläge, Lähmungen und Unterleibskrankheiten heilkräftig wirkt, und neben dem neuen, geräumigen Kurhause seine Fassung erhält. Bei dem größten Andrange ist dafür gesorgt, den Wasserbedarf hinlänglich zu decken. Mit der Heilanstalt sind auch Eisen-, Schlamm- und Moor-Bäder verbunden. Molken — Jodmolken — und Kräutersäfte stehen ebenfalls zu Diensten. In dem gemüthlichen Kanizerbad erwacht während der Sommermonate gar manch fröhlicher Tag. Die Hügel sind zur Schießstätte gewandelt, und unter den Bäumen und Sträuchern erstehen luftige Standhäuschen. Von allen Richtungen kommen aus Thälern und Schluchten rüstige Schützen, das schmucke Hütchen mit einer Spielhahnfeder und mit dem Gamsbart geziert, um die Preise zu holen, die lockend zwischen dem Laubwerke flattern. Lustig knallen die Stutzen; von Fels zu Fels hallt der gellende Juhschrei der Zieler und verkündet das sichere Auge und den festen Arm der Söhne der Alpen. Wirft die Sonne ihre sengen-

den Strahlen mit solcher Kraft in die Tiefe, daß selbst das Laubdach nur geringen Schutz mehr bietet, dann wandert aus dem dunklen Felsenrachen dem lechzenden Waidmanne der labende Maßkrug entgegen, und eine milde Hand vergißt auch des heisern Zielers nicht, der draußen schattenlos schmachtet. Kühlt nun der stärkende Saft aus dem duftenden Humpen Herrn und Diener, da leuchtet mit neuem Entzücken das Auge; da wird voll innerer Behaglichkeit der beschäumte Schnurrbart gestrichen, und mit gesteigertem Frohsinn erschallt das Jauchzen und Singen.

Laut einer alten Ueberlieferung soll am Kainzenbade der Königsmörder Johann Parricida in tiefer Verborgenheit, gequält von einem bösen Gewissen, den Rest seines Lebens vertrauert haben. Die Tradition fand bisher in der Geschichte keinen Widerspruch. Der Hergang des Ereignisses ist folgender:

In der Schweiz, wo die Stammgüter des habsburgischen Hauses lagen, hatten sich in Folge des harten Druckes von Seite der aufgestellten Landvögte die Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden erhoben, um das unerträgliche Joch der übermüthigen Beamten abzuschütteln. König Albrecht von Oesterreich forderte die Aufständischen auf, sich zu unterwerfen. Die Erwiederung darauf war der ewige Bund der Freiheit, geschworen auf dem Rütli am Vierwaldstädtersee den 7. Dezember 1307. Ergrimmt eilte Albrecht im Frühlinge 1308, begleitet von dem Sohne seines Bruders Rudolph, Herzog Johann von Schwaben, nach seinen Besitzungen in Helvetien, um die kühnen Schweizer zu züchtigen. Früher schon und auch auf dieser Fahrt bat

der bereits mündige Johann um das rechtliche Erbtheil an den habsburgischen Gütern. Auch dießmal flehte der herrschsüchtige Jüngling vergebens, und — er brütete Rache. Verbunden mit vier Edelleuten, die gegen Albrecht tödtlichen Haß im Herzen trugen, wußte der Herzog in dem Thalgrunde der Reuß an der Ueberfahrt bei Windisch den König von seinem Gefolge zu trennen. Arglos setzte Albrecht, von seinen Todfeinden umgeben, über die Fluthen und zog, jenseits angekommen, ruhig weiter zwischen grünen Fluren. Schon blickten die Zinnen der Habsburg über die Hügel, da griff Herzog Johann mit wilder Wuth plötzlich nach dem Speere und rannte ihn in den Hals des Onkels. „Hier der Lohn des Unrechts!" brüllte mit entsetzlicher Stimme der Meuchler. Zu gleicher Zeit durchstach auch Rudolph von Balm den König, und Walther von Eschenbach spaltete ihm mit gewaltigem Streiche das Haupt. Albrecht sank zur Erde. Ein armes Weib, welches den furchtbaren Vorfall sah, eilte zur Hilfe herbei; in ihrem Schooße verblutete der unglückliche Fürst. Die verbündeten Mörder sprengten eiligst davon, um sich in diesem Leben nie mehr zu sehen. Nur der Eine, Rudolph von Balm, wurde ergriffen und starb an dem Orte der entsetzlichen That eines schmachvollen Todes; gleich dem gemeinsten Verbrecher verendete er am Rade. Die Andern, sammt dem Herzoge, beschlossen in irgend einem unbekannten Winkel der Erde ihr elendes Dasein.

Eine wohlerhaltene Straße und mehrere Fußsteige führen in kurzer Zeit von Partenkirchen zum Schwestermarkte Garmisch.

Garmisch*), nach Lamont 2122′ über dem Meere gelegen, früher Garmischgau, Germarisgowe (Germariskeve) 2c., erblühte schon im Alterthume im freundlichen Thale. Hier an der Pforte von Rhätien entspann sich bei dem allmähligen Sinken der Römerherrschaft ein fortwährender Kampf zwischen den fliehenden Fremdlingen und den verfolgenden germanischen Völkerschaften. Um das Andenken an die Siege über die Welschen immer lebendig zu erhalten, und um sich von andern Stämmen zu unterscheiden, nannten sich die nachrückenden und hauptsächlich im schönen Loisachthale sich ansiedelnden Deutschen „die Germaren", d. h. die Speerberühmten, zusammengesetzt aus dem althochdeutschen Ger, der Speer, und mar, berühmt. Die ganze Umgebung hieß ursprünglich der Germarsgau, welcher Name nach vielfachen Veränderungen sich ganz verlor, und abgekürzt in dem heutigen Garmisch fast nicht mehr zu erkennen ist. Abgelegen von der großen Handels- und Heerstraße schwanden Jahrhunderte ohne erhebliche, geschichtliche Ereignisse dahin. Von Bischof Konrad I. von Freising 1249 für das Hochstift erkauft, hatte der Markt bei dem spätern Wechsel der Landesherrschaft mit Partenkirchen gleiches Loos.

Die großen und kleinen, ländlich einfachen, mitunter sogar ärmlich gebauten Häuser liegen nicht zu gedrängt in vortheilhafter Unregelmäßigkeit zu beiden Seiten der rasch dahin eilenden Loisach, die zum großen Nutzen des Ortes hier floßbar wird. Zwei Kirchen, ein Rath-

---

*) J. B. Prechtl, Chronik der Grafschaft Werdenfels.

haus und die stattlichen Amtsgebäude, noch aus der Zeit der Freisinger Bischofsregierung stammend, überragen den freundlichen Markt. Die Marienkapelle, welche mit ihrem Spitzthurme an dem Nordende von Garmisch zum Himmel an strebt, verdient wegen ihres Alters und ihrer besondern Bauart einer genauen Besichtigung. Der Sage nach soll sie, ursprünglich ein heidnischer Tempel, der erste Betort der Christen dieser Gegend gewesen sein und wird bis heute als die Mutter sämmtlicher Kirchen der alten Grafschaft immer noch hoch in Ehren gehalten. Papst Nikolaus IV. erließ, um die Mittel zum Umbaue des Gotteshauses aufzutreiben, einen noch vorhandenen Ablaßbrief. Jetzt ist das Kirchlein den Schulschwestern überlassen.

Garmisch gehört zu den vielbesuchten Sommerfrischorten unserer reizenden Alpenthäler, wozu das rühmenswerthe Gasthaus von Roman Reiser nicht wenig beiträgt. Ein unbekannter Meister, der es hier recht behaglich finden mochte, malte vor Jahren in launiger Stunde an das obere Stockwerk des Gebäudes einen Husaren, der mit einem Waffengefährten vom Fenster aus die Ankömmlinge gemüthlich betrachtet. Das gab Veranlassung zu dem Namen „Husarenwirth". Hier ist jeder heitere Gast herzlich willkommen, und bei dem größten Andrange ermüdet die rührige Schenkin nicht, die Fremden selbst aufzunehmen oder bei einem gefälligen Nachbarn unterzubringen. So wurde ich bei überfülltem Hause im Auftrage der sorgsamen Frau zum Bäcker, dann zum Metzger und endlich zum Schreiner geleitet, um überall zu vernehmen, daß selbst das bescheidenste Plätzchen schon genommen sei. Der gold-

treue Diener der Husarenwirthin würde ganz gewiß voll unerschütterlicher Ruhe mit mir noch die Runde bei allen Meistern und Meisterinen des Marktes gemacht haben, hätte ich nicht Reißaus genommen, um trotz des sinkenden Tages Herberge in Grainau zu suchen. Traurig schaute der verlassene Führer nach, bis ich raschen Schrittes im Dämmerlichte verschwand. — Am Tische des Roman Reiser findet man Mittags und Abends im Zimmer und im Garten nicht bloß zahlreiche, sondern auch fröhliche Gesellschaft, fern vom widerlichen Vornehmthun und von langweiliger Ziererei. An den würzigen Speisen, welche die gewandte Hausfrau mit so großem Geschicke zu bereiten versteht, sättiget sich Jeder friedlichen Sinnes, ohne daß man den Schüsselbezirk durch gezogene Stricke bezeichnen muß, wie weiland in dem Posthause eines Gebirgsdorfes zwischen Isar und Inn.

Unmittelbar bei Garmisch erheben sich mit finsterm Trotze die dunklen Wände des Kramer bis zur Höhe von 6086 Fuß. Mit Mühe und Gefahr war der rauhe Koloß zu erklimmen, und nur geübten Steigern gegönnt, von dem Scheitel des Bergriesen die entzückende Fernsicht zu genießen. Nun ist er aber gezähmt, der tückische Felsenkopf, kirre gemacht auf Königlichen Wunsch. Unser allverehrter Herrscher, Max II., der so gerne weilt in den Bergen seines lieben Bayerlandes, ließ einen bequemen Steig empor führen bis zum luftigen Gipfel. Scharf und tief schneidet er ein in den steinernen Leib, der neue Pfad, und weithin sind sie sichtbar die klaffenden Wunden, welche Pulver und Brecheisen dem alten Wolkenträger gegraben. Der Weg ist ungefähr bei dem

zweiten Drittel der Höhe durch ein hölzernes Gitter abgesperrt. Wer bis zum Standhäuschen emporsteigen will, muß sich bei dem kgl. Revierförster in Garmisch den Schlüssel erbitten. Die Rundschau ist eine überaus lohnende.

Die Gegend um Partenkirchen und Garmisch ist überreich an Naturschönheiten und lockt jährlich von Nah und Fern gar viele Bewunderer in das großartige Thal. Zahlreich pilgern auch die Jünger und Jüngerinen der Künste ins reizende Ländchen und schwärmen mit unverdroßenem Fleiße umher, um die schönsten Perlen landschaftlicher Bilder mit Stift und Kreide auf's Papier und in zierlicher Mappe in die Heimat zu bringen. Bevor ich Ausflüge zu den lohnendsten Punkten unternehme, will ich es versuchen, ein allgemeines Gemälde aufzustellen. Ein Gang in frühester Morgenstunde nach St. Anton möchte die beste Gelegenheit dazu bieten.

Tiefe, feierliche Stille ist über das Thal gebreitet; nur das Rauschen der Bergbäche hallt eintönig aus dem Grunde. Im ungewissen Helldunkel ruhen die Niederungen, und leichte Nebelflocken schweben gespensterhaft längs der Gewässer. Sieh, da küßt der erste Morgenstrahl das kahle Gestein der mächtigen Alpspitze, und in der Dämmerungsröthe glüht das riesige Kreuz. Höher steigt des Tages Leuchte und enthüllt in schauerlicher Klarheit eine neue Welt. Die zahllosen Zinken und Riffe, in verworrenen Umrissen im Frühlichte emporstarrend, treten nun scharf gezeichnet immer näher und näher. Da sind es zur Linken des Wettersteins tief zernagte Wände, welche die ganze Wildheit dieses

furchtbaren Gebirgsstockes verrathen. Die Dreithorspitze erhebt sich kühn über das ungeheure Geschröfe und streckt ihre Hörner weit in die Lüfte. Dort ist alles Leben erstorben; selten nur betritt der Fuß eines kühnen Jägers die verderbendrohenden Wüsteneien. Bereits funkelt die ganze Pyramide der Alpspitze in feuerrother Gluth, und selbst der rauhe Waxenstein steigt mit Purpur übergossen deutlich aus dem Zwielichte. Mit gewaltigem Umfange lagert der abgerissene Felsenkoloß mit seinen grauenvollen Abgründen und finstern Klammen scheinbar in Kegelgestalt vor der Zugspitze und verdeckt so den steilen Abfall des Bergriesen, der stolz alle Gefährten beherrscht. Wie mögen sie jetzt funkeln und leuchten die tiefklaren Gewässer hoch oben im felsigen Bette, der Stuiben- und Schachensee*); wie werden sie flimmern und schillern, wenn in den blaugrünen Fluthen die ersten Strahlen sich baden! — Gegen Westen bildet die zügige Thörleswand den Rahmen. Ueber die bewaldete Höhe schaut neugierig mit verwittertem Antlitze der breitschulterige Daniel herein und wird nicht satt an dem wunderlieblichen Bilde. Tiefe Furchen haben Alter und Lebensstürme dem Felskegel gegraben; denn er ist ja der erste, den bei heranbrausenden Gewittern die Wolken umtanzen, und die Blitze mit gräßlichem Feuer umzucken. Rechts hemmt der gewaltige Kramer den Blick. Von dem allmählig sich senkenden Vorberge dämmern die fahlen, verödeten Mauern der gräflichen Burg, und im Hintergrunde

*) Der Stuibensee an der Alpspitz liegt 5963′, der Schachensee auf dem Schachen 5690′ über dem Meeresspiegel.

verliert sich der Blick in dem Gipfelmeere dichter Gehölze. Mit dem wachsenden Tage sinkt das Licht tiefer, und aus dem zarten Nebelschleier erheben sich leise die grünen Tannenhügel. Die langen Schatten der Bäume schmücken die blumigen Halden und mehren das Farbengewimmel der im Thaue funkelnden Matten. Allmählig wird es auch klar unten im Grunde, und frisches Leben erwacht längs der glitzernden Wasserfäden. Heiliger Schimmer umfließt Thürme und Kirchen und übergießt die Wohnung des Menschen mit himmlischer Milde. Da tragen weiche Lüfte die Klänge der Betglocke durch's helle Thal und wahrlich — es bedarf dieses Mahnrufes nicht; denn wer sollte bei dem Anblicke so vieler Wunder den Schöpfer nicht preisen! —

Der bekannte Fremdenführer von Partenkirchen, Joseph Reindl, vulgo Spadillweber, wußte die Schönheiten des Bergländchens unter 14 Nummern zu bringen und hat das Verzeichniß hierüber in den Gasthäusern aufgelegt. Ein reisender Engländer glaubte unbedingt an die Nothwendigkeit, daß man bei Eins beginnen und bei Vierzehn aufhören müsse, um etwa nicht um das Beßte zu kommen, ungefähr so, wie ein britischer Gesinnungsgenosse in einem Münchner Hotel sich alle auf der Speisekarte verzeichneten Gerichte vorsetzen ließ, um ja nicht des preiswürdigsten Bissens verlustig zu werden. Dem Vernünftigen wird weder das Register des Spadillwebers, noch der Spleen eines langweiligen Fremdlings maßgebend sein; denn bei näherer Betrachtung der Gegend ist leicht zu ersehen, daß bei größern Ausflügen die kleinern nur zur Wiederholung würden.

Obenan steht die Parthie zur Klamm, nach **Vordergraseck** und in's **vordere** und **hintere Rainthal**.

(Entfernung von Partenkirchen: Teufelsbrücke 1¼ St., Graseck 1 St., Rainthaler Bauer 2½ St., Partnachursprung 7½ St.)

Ein anmuthiger, wohlbetretener Pfad führt über Wiesen und Felder zu einem gewaltigen Einschnitte, der überraschend zwischen dem Eselberge und Rißerkopf sich öffnet. Hart am Wege braust mit frischer Kraft die Partnach, und muthwillig wirft sie ihre Wogen über zahlreiche Steinblöcke. Eine Prügelbrücke trägt ans linke Ufer; ein grüner Hügelkranz umschließt den Wanderer. Still und einsam ist es hier in der Wildenau; nur das Rauschen der Wellen, die mit lärmendem Tanze über das rauhe Steinbett stürmen, unterbricht die Ruhe. Die Fluthen verfolgend, weiset bei einem zweiten Flußübergange ein Wegweiser von seltener Einfachheit zur **Klamm**. Längs der himmelanstrebenden, aber dennoch bewachsenen Wände kriecht der Steig allmählig empor und bereits ist es gegönnt, einen Blick in den geheimnißvollen Felsenrachen zu werfen. Die Schlucht verengt sich, und steiler wird der schmale Pfad; träufelnde Brünnlein netzen die Stufen, und durchnäßte und morsche Querhölzer mahnen zur Vorsicht. Unten das Brausen der Wogen, oben überhängendes Geschröfe, vor uns der gähnende Schlund, vor dessen gräßlicher Tiefe das Auge zurückbebt, wahrlich ein ergreifendes Bild. Fern und hohl tönen die Gewässer, als hätten sie sich in die Eingeweide der Erde gewühlt, da schwebt kühn die sogenannte **Teufelsbrücke**, aus Holz gezimmert, über eine düstere Felsen-

spalte, die 210 Fuß senkrecht hinabfällt zum rauhen, finstern Bett der Partnach. Wie lange schon mag das tobende Element nagen und lecken, wie viele Jahrtausende mag es schäumen und zischen hier im steinernen Zwinger, um diese schwindelnde Furche zu graben! — Wenige Minuten bringen uns am rechten Ufer aus der dräuenden Schlucht, und haben wir soeben mit Ernst und Staunen die Natur in ihrer ganzen Wildheit gesehen, so schweift das Auge nun entzückt über sonnige Auen. Das neue, freundliche Häuschen des Forstwartes von Graseck ruht einladend auf sanfter Höhe. Gern erquickt sich hier der Fremde und schaut über die waldigen Tiefen mit ihren verborgenen Schründen und Rissen zum Wetterstein. Eine einstündige Wanderung führt ohne Beschwerde zu den Höfen von Mittel- und Hintergraseck.

Um mühelos einen tiefen, vollständigen Blick in die Alpenwelt, in's eigentliche Hochgebirg mit all' seinen Schrecknissen werfen zu können, pilgere man in das vordere Rainthal zum Rainthaler Bauern. Statt über die zweite Partnachbrücke die grobschrotige Bahn hinan, welche große Steindämme gegen die rasenden Wildwasser schützen, zum Weiler Graseck zu steigen, wandle man in der Wildenau rechts über grüne Gehänge zum Rücken der Höhe. Bald erheben sich die kahlen Zinken des Wetterschrofen über die dunklen Forste, und im Osten tauchen in gewaltiger Breite die von Sturm und Regen zerfressenen Zacken des Karwendel in die Lüfte. Endlich senkt sich der Weg, und an den untern Abhängen des Antoni Waldes betreten wir in einem Kranze duftender Wiesen, von dichtbelaubten

Baumgruppen umschattet, den vielgepriesenen Hof. Mit trotziger Stirne starren sie herab über die schwarzgrünen Föhrengipfel, die Bergkolosse, und schließen einen schauerlichen Halbkreis um das stille Thal. Das verwitterte, weißgraue Gestein der Dreithorspitze (8,288 P.F.), die doppelten Zinnen des Teufelsgsaß (8717'), der steile Schachen, das Fraueneibel und endlich die furchtbaren Wände der vordern und hintern Rainthalerschrofen umstehen wie drohende Riesen den friedlichen Ort.

Beim Rainthaler ist gewöhnlich das Nachtlager der Bergwanderer. Mit dem ersten Morgengrau blickt man erwartungsvoll hinaus, ob der Himmel heiter geblieben, und wenn — dann geht es lustig fort in der erfrischenden Kühle, und kühnen Muthes lenken beim Dämmerlichte die Schritte auf den Schachen mit seinem krystallenen, felsumgürteten Wasserbecken, in welchem sich die Zirbelkiefer spiegelt ($3^1/_2$ Std.), oder zum Stuibensee ($3^1/_2$ Std.), von üppig grünenden Fluren umrahmt, dicht unter dem östlichen Abhange der 8000 P. F. hohen Alpspitze ($6^1/_2$ Std.) ruhend. Geübte Steiger trachten zur Wetterstein Alpe ($4^1/_2$ Std.) und erklimmen wohl gar die grauen Spitzen des Teufelsgsaß ($5^1/_2$ Std.)

Wem der gütige Schöpfer gesunde Beine geschenkt, und wer mit fester Fußbekleidung ausgerüstet, der versäume nicht, der Partnach entlang bis zur Quelle dieses Bergwassers zu dringen. Der ganze Pfad bildet eine Kette malerischer Ansichten, würdig den Bildern aus dem Hochlande der Schweiz zur Seite zu stehen.

Vom Rainthalerhof senkt sich sachte der Weg in ein kräutervolles Thal zur brausenden Bodenleine. Wie

ein munterer Knabe purzelt dieser lärmende Gebirgsbach rasch und frisch aus waldiger Schlucht von Stein zu Stein. Ist die Brücke überschritten, so drängen schwere Berge wieder dicht an die Ufer der Partnach, und reizen mit ihrem starren Geschröfe den schäumenden Fluß. Brüllend und donnernd hat er sich auch hier ein tiefes Rinnsal gefressen, und in ewiger Dämmerung leckt er unverdrossen am kalten Gesteine, um das Bett zu glätten und zu weitern. Wir nähern uns wieder dem Rande der Partnach, die nun bis zum Ziele der Reise unsere stete Begleiterin bleibt. Immer mehr rücken die steilen Höhen heran; rauh und zerrissen wird der Pfad, und recht ärmlich schmiegt und drückt er sich oft an die kahlen Wände. Da erscheint in stiller Wüste das sogenannte Bockhüttl, ein kleines Alpenhäuschen zum Aufenthalte für Hirten und Jäger. Die düstern, geschwärzten Räume werden nicht selten ein erwünschter Zufluchtsort selbst für den vornehmen Städter. Hier, wo die Berge sich senkrecht erheben, schaut nur ein schmaler Streifen des Himmels in die enge Wildniß. Plötzlich verdrängen hereinbrechende Gewitter die freundliche Bläue, und unvermuthet schütteln schwere Wolken auf derbe Art ihr Naß schonungslos auf den überraschten Fremdling. Wenn es nun so stürmt und rauscht und der Donner alle die unzähligen Echo erweckt; wenn bei der heranbrausenden Fluth Stein und Geröll lebendig werden und herabstürzende Gießbäche die Wege zernagen: dann finden es Herrn und Damen ungeheuer gemüthlich unter dem Holzdache des rauchigen Häuschens! — Immer unwirthlicher gestaltet sich die Gegend. Kies, Geschiebe und ungeheure Fel-

sentrümmer, die Zeugen alter und neuer Bergfälle, erschweren das Fortschreiten. Aller Pflanzenwuchs hört auf; Todtenstille herrscht in dieser Einöde, nur unterbrochen von dem durchdringenden Gekrächze der schwarzgefiederten Steindohlen und von dem Plätschern der Bäche, die in silbernen Rinnen von glänzenden Schneefeldern eilen. Mitten aus dem Bilde der Zerstörung und Verlassenheit flimmern, eingehöhlt in's morsche Kalkgebirge, mit freundlicher Milde zwei ruhige Wasserspiegel, wegen ihrer eigenthümlichen, tiefblauen Farbe die blauen Gumpen genannt. Weiter geht es fort im engen Thaleinschnitte. Plötzlich schießt mit wilder Kraft ein Alpenbach vom lockeren Gestein. Tosend zerstäuben die Fluthen im Falle, und die glitzernden Wasserperlen erfüllen im weiten Kreise die Luft mit feuchter, eisiger Kälte. Noch ein halbstündiges, mühsames Steigen in einer zertrümmerten Welt, und mit Staunen erreichen wir auf lachender Flur mitten im üppigen Grün eine einsame Hirtenwohnung, die Angerhütte (4146'). Der blaue Speik umblüht das stille Häuschen, Primeln und wilde Veilchen, Anemonen und Saxifragen sproßen auf dem frischen, thauigen Beete. Aus öden Abgründen so plötzlich auf blumigen Plan versetzt, erregt unsere Verwunderung; noch mehr wird sie gesteigert, erblickt man als weitern Gegensatz in geringer Entfernung das weiße, reinliche Schneefeld, von welchem dünne Wasseradern über dunkle Moospolster gleiten. Der Sommer mit seinem schönsten Alpenflor und mit der reichen, duftenden Farbenpracht zarter Blümlein, und der Winter mit seinem erstarrenden Hauche, — beide herrschen hier als friedliche Nachbarn neben einan-

der. Nur noch ein kleiner Rest des Weges, einige Minuten auf kalter, blendender Decke, und aus einem mächtigen Eisgewölbe, das kein Sonnenstrahl gänzlich zu zerstören vermag, kommt als gewaltiger Quell die Partnach plötzlich zu Tage. Der Plattacher Ferner, einer der wenigen Gletscher, die sich auf Kalkboden ansetzten, hat die schimmernde Grotte gebaut. Der Schnee- und Eisstock soll noch nicht sehr alt sein und die fettesten Almen bedecken, welche wegen der Hartherzigkeit und wegen des Geizes ihrer reichen Besitzer über Nacht eingeschneit wurden, eine Sage, die sich längs der Alpenkette öfter wiederholt. — Die krystallne Wiege verlassend, hüpft die Partnach lebensfroh von Fels zu Fels zur Angerhütte; zaudernd durchrinnt sie den lieblichen Wiesengrund, als fürchte sie den schrecklichen Kampf durch die grauenvollen Klammen.

Hier sind sie alle vereiniget die Wunder der Gebirge. Bei dem Anblicke der Natur in ihrer Erhabenheit, in ihrer Größe und in ihren hehren Formen werden die Beschwerden der Rückreise bald vergessen.

Von der Partnachquelle führt für rüstige Wanderer ein gangbarer Steig über das Gatterl (6959′) zur Meninger und Ehrwalder Sennalpe, dann zum Drachenseer Wasserfall, und endlich hinab nach Ehrwald und Leermoos zum Ursprung der Loisach.

Ausflug nach Obergrainau, zum Eibsee und in's Höllenthal. Hammersbacher Alpe.

(Entfernung von Partenkirchen: Garmisch 1/4 Std., Obergrainau 1 1/2 Std., Eibsee 2 1/2 Std., Hammersbach 1 3/4 Std., Höllenthal 4 Std., Hammersbacher Alpe 4 1/2 Std.)

Um so recht mit Behagen, ohne Jagen und Haschen,

all die zahlreichen Prachtgemälde der Natur, die uns auf diesem Wege begegnen, bewundern zu können, möchte es gerathen sein, am Abende der Loisach entlang über Garmisch zur Schmelz und nach Obergrainau zu wandern und in letzterem Orte die Nacht zu verleben. Rechts steigt der bewaldete Kramer empor mit seinem weithin blickenden Kreuze, links gestaltet sich der Kegel des Waxenstein (6923') zur breiten, riesigen Wand. Ungeheure Bergtrümmer lösten sich in vergangenen Zeiten vom verwitterten Gestein und liegen nun moos- und grasbewachsen in dem Grunde zerstreut.

Das Bestehen des Ortes „die Schmelz" kann auf ein Paar Jahrhunderte nachgewiesen werden und hängt mit dem Werdenfelsischen Bergbau zusammen; aber erst 1824 ward vom Kaufmanne Beck aus Augsburg eine Zinkschmelz errichtet, welche sich später in eine Bleischmelz verwandelte, bis in neuerer Zeit auch diese kalt und todt geworden ist. Eine Sensenschmiede fristet noch ihr Dasein. Im Volksmunde hat sich trotz der Veränderung die alte Benennung erhalten. Ein einfaches Wirthshaus entspricht bescheidenen Anforderungen.

In Obergrainau findet der Fremde im Hause des Forstwartes und in der Wohnung des Benefiziaten gutes Unterkommen. — Feuer, Wasser, Felsenstürze und Lawinen brachten schon öfter entsetzlichen Jammer über das stille Dörfchen, welches so schüchtern im düstern Schatten des Waxenstein ruht. Für die friedlichen Häuser gibt es während der kurzen Wintertage keine Sonne; groß ist der Jubel, mit welchem man die ersten Strahlen begrüßt, wenn sie herüberstreifen über das rauhe Geschröfe, um mit freundlicher Milde hinabzulu-

gen in's tiefe, tiefe Thal. — Mit des Morgens jüngstem Lichte verlassen wir den gastlichen Ort mit seinen Wies- und Baumgärten und den zerstreuten Gehöften. Wie da Alles froh und tief athmet in der Alpenfrische, umringt von lachenden Fluren! Wie da das Auge sich weidet auf dem tiefgrünen Teppiche, in welchem die zarten Blümlein im Thaue nicken! Selbst die Höhen hinan sprießen junge Bäumchen aus den Rissen; üppige Pflänzchen recken neugierig ihre Köpflein aus den Spalten, und feuchtes Moos umgürtet wie ein Sammtgewand die Felsenrippen. Bevor uns Tannendunkel umfängt und der Pfad im Waldesdufte sich hinabsenkt zum blaugrünen See, da glühen die scharfkantigen Firsten, und schauerlich klar werden die zerrissenen Furchen der steinernen Häupter. In stiller Bergeinsamkeit erstehen am Gestade zwei Fischerhäuser, die einzigen menschlichen Wohnungen in weiter Oede. Aus der Lichtung des Forstes schimmern die Dächer im Morgenglanze, und dünner, bläulicher Rauch umhüllt die hölzernen Giebel.

Für Verehrer schmackhafter Fische ist der Eibsee ein alter Bekannter, denn vortreffliche Hechte und ausgezeichnete Renken tummeln sich in den klaren Fluthen. Ein Freisinger Bischof versuchte im vorigen Jahrhunderte aus dem Wallersee Saiblinge hieher zu verpflanzen; das Unternehmen mißlang aber gänzlich. Für Naturfreunde trat das wenig bekannte Wasserbecken erst in neuerer Zeit in den Vordergrund und fand eine gebührende Stelle in den Handbüchern für Reisende.

Der Eibsee, 2994′ über dem Spiegel des Meeres am Fuße der Zugspitze gelegen, gehört zu den höchst gelegenen Seen Deutschlands. Sein Flächenraum be-

trägt mit dem Frillensee 534 Tagwerke, die Tiefe an manchen Stellen 24 Klafter. Der Abfluß findet in unsichtbaren, unterirdischen Kanälen statt. Neun niedliche Eilande, die schöne Insel, die Ludwigsinsel, die Bracheninsel ꝛc. ragen über die Wellen und verleihen dem Gewässer einen eigenen Reiz.

Schon im 13. Jahrhundert im Besitze der Bischöfe von Freising, kam der See 1803 durch die Säcularisation an den Staat, von welchem ihn die Uranherrn der gegenwärtigen Fischerfamilien 1813 um Einhundert Gulden kauften. In einsiedlerischer Abgeschiedenheit leben die verarmten Nachkommen wohlhabender Ahnen hier wie in einer eigenen Welt. Die zahlreichen Sprößlinge sichern noch lange das Fortbestehen des alten Fischergeschlechtes, und finden es ungemein behaglich in dem abgesonderten Winkel der Erde. Seelenvergnügt wälzt sich die jugendliche Schar im duftenden Grase, und wenn milde Lüfte die Wasserfläche kräuseln, dann tummeln sich am Waldessaume die gebräunten Naturkinder in so leichtem, luftigen Gewande, als lebten sie noch ungestört in der Zauberpracht des ersten Paradieses. Ein viel gelesenes und viel benütztes Reisebuch macht aus den Uferbewohnern gar Zigeuner und spendet ihnen überhaupt kein Lob. Das schrecke aber den Naturfreund nicht zurück; (der Vernünftige wird überhaupt nie der Sklave eines Handbuches werden) ja er trinke sogar trotz aller Warnung ein Glas des Gerstensaftes, und sollte auch hie und da eine Flasche nicht munden, so hat dieses die anspruchslose Hütte mit den ersten Gasthöfen gemein. Uebrigens möchte es gerathen sein, nicht nur in dem Fischerhause am Eibsee, sondern

in jeder Schenke verdorbenes Getränk der Erde zur Läuterung zu übergeben, damit ein gewissenloser Wirth das Verschmähte nicht dem Nachfolger vorsetzen kann, wie es zwar selten, aber doch geschieht. In mancher Dorfgastung herrscht eben noch immer die Ansicht: „Für den Stadtherrn ist's leicht gut; wer weiß, wann er wieder kommt!"

Ein rüstiger Bursche oder eine schwarzbraune Dirne zieht mit nervigem Arme das Ruder, und bald landet man an einer der Inseln. Nun erst entrollt sich das herrliche Alpenbild zur höchsten Pracht. Ernst und düster, von stämmigen Wäldern umdunkelt, fluthet eingezackt in ein felsiges Becken voll heiliger Ruhe der See. Nur leise tönt der Wasseramsel lieblicher Sang über die Wogen. Hier erhebt der Seeberg seinen Tannenrücken und taucht im klaren Widerscheine seine zahllosen Wipfel tief in die smaragdnen Wellen. Dort umgränzen die Abhänge der Thörleswand das Wasserbett; Tannen- und Föhrenstämme verhüllen mit tiefgrünem Kleide nur spärlich die tückischen Wände, welche trotzig aus Waldesdunkel in den Abgrund schauen. Schwebt der Blick höher über endloses Geröll und Getrümmer, da haftet staunend das Auge an dem Riesenbau der Zugspitze. Mächtig steigt sie hinauf in die reinen, blauen Lüfte, und aus lichtumflossenen Höhen blitzt das vergoldete Kreuz in gränzenlose Fernen. Dort oben am mauergleichen Absturze ist eine Welt gräßlicher Zerstörung. Kein menschliches Wesen dringt an jene Stellen, nicht der Hirte oder Schmuggler; selbst der Jäger meidet den Ort des Grauens und Verderbens. Berühmt ist das Echo des Eibsees. Wird auf der

Insel vom Schiffer der Böller losgebrannt*), dann erwachen sie alle die polternden Berggeister. Wie ein Hochgewitter schlägt der Knall donnernd an die Felsen der Zugspitze, und tausendfach prallt er zurück, um tiefer und ernster wieder zu kehren. Dumpf und düster rollt und grollt der Schall lange fort in den fernen Wäldern und Schluchten, bis er leise verhallt wie ersterbendes Sturmgebraus.

Auf der Rückkehr von dem stillen Alpenkessel ruht das Auge mit neuem Entzücken auf dem lieblichen Thale der Loisach. Von Gärten ganz umblüht, strahlend im Morgenlichte, lacht uns heiter Obergrainau entgegen. Immer näher rückt die Sonne dem Felseinschnitte hoch oben am Waxenstein, und schwebt sie über der plötzlichen Senkung, der Mittagsscharte, dann eilt der hungrige Aelpler zum einfachen Mahle.

Wir treffen beim Forstwart stets Gäste, die weidlich lachen über die guten Einfälle des Waidmannes mit seiner unverwüstlich heiteren Laune. Ein Berliner Junker wollte im verflossenen Sommer um jeden Preis auch anbinden mit dem „jottvollen" Manne und fragte voll kindlicher Einfalt mit seinem zarten Silberstimmchen: „Sagen sie mich einmal, mein jutester Herr Förster, wie viel schießen sie täglich Jemsen auf der Zugspitze?" Ein schallendes Gelächter der anwesenden Gesellschaft war die Antwort auf den unerhörten Unsinn. Es ist wahrlich auffallend, welche stupide Fragen namentlich von nordischen Gästen über Berge, Almen,

*) Der Schuß kostet zwölf Kreuzer; dem Fremden ist es aber freigestellt, das Pulver selbst mitzubringen.

Sennerinen, Gemsen ꝛc. an die Gebirgsbewohner gestellt werden, obwohl in zahlreichen Schriften die Geheimnisse der Bergwelt bis in die geringsten Einzelnheiten längst enthüllt sind. Wenn angenommen wird, daß der nördliche Theil unsers großen Vaterlandes ein viel fruchtbareres Feld für Schriftsteller und Verleger ist, als die südliche Hälfte, so drängt sich in Folge obiger Erscheinung unwillkürlich die Vermuthung auf, daß dort die belehrenden Bücher zwar gekauft, — aber nicht gelesen werden.

Von Grainau liegt in kleiner Entfernung hinter Busch und Baum der Weiler Hammersbach.

Den Namen erhielt der Ort von dem Eisenhammerwerke, das an der Offenlain, 200 Schritte oberhalb des Dörfchens, errichtet war. Die Reste jener Eisenschmelze sind noch deutlich sichtbar. Uranfänglich bestand Hammersbach aus einem Gute, dessen Eigenthümer zu nicht geringem Ansehen kamen, aber schon im 16. Jahrhundert erloschen. Die Ruinen der Burg sind als spärliche Ueberbleibsel in der Nähe der im Jahre 1783 erbauten kleinen Kapelle noch zu finden; der ganze Schloßplatz ist unter dem Namen des Thurmangers bekannt.

Der winzige Ort liegt am Eingange in das schauerliche Erz- oder Höllenthal, am Wege zur kühngespannten Brücke in die Bleigruben, wo die urweltlichen Verwüstungen gewaltiger Naturstürme, wo alle Schrecknisse der Fels- und Eis-Region sich entfalten. Freundliche Bilder sucht der Naturfreund dort umsonst; nur Zerstörung und Steingeröll, Klüfte und finstere Abgründe gestalten ein schauerliches Gemälde. Anfangs

zieht der Pfad über eine mäßige Erhöhung durch eine kühle Nadelwaldung am linken Ufer des Hammersbaches zur Erzhütte. Bis hieher wurde früher die Ausbeute des Bergwerkes durch Menschenhände theils auf Kraxen, theils auf Karren unter unsäglicher Mühe und steter Lebensgefahr gebracht. Wie an der Tafel zu lesen ist, zweigt links ein guter Weg ab zur Marklamm. Ungeübten Steigern und nicht schwindelfreien Personen ist anzurathen, sich mit dem Besuche dieser untern, überaus großartigen Felsenenge zu begnügen.

Wir klimmen rechts unter vielen Beschwerden zickzack empor bis zur himmelanstarrenden Wand des Warenstein, an welchem ein schmaler, den Felsen abgetrotzter Steig, an der Stange genannt, mühsam hineinführt in die Schlucht. Immer bedenklicher und grauenerregender wird die Umgebung. Vor den Füßen des Wanderers gähnt ein entsetzlicher Schlund, aus dessem Grunde dumpfes Getöse den Kampf der Gewässer verräth. Ein Fehltritt — und keine Rettung gibt es mehr für den Unglücklichen; zerschellt an den scharfkantigen Zacken, die mit fahler Todtenfarbe aus der unheimlichen Dämmerung grinsen, erreicht der gebrechliche Mensch schon als Leiche das schäumende Grab. Ueberhängend und einsturzdrohend, stets düstern Schatten werfend, rücken die starren Flügel des Felsenrachens immer näher und näher, und beklommenen Herzens schreitet der Fremdling bedächtig weiter „am bösen Wege" hinab zum Höllenthor. Ueber eine Spalte, die 240 b. Fuß jäh in die Tiefe fällt, ist kühn eine Brücke gelegt. Der kecke Bau gewährt eine überwältigende Niederschau in die bodenlose Kluft. Da unten ist alles

Leben erstorben, jeder freundliche Laut verklungen. Dort nickt kein Alpenröslein von moosiger Stufe; kein Blümlein grüßt aus dem düstern Schlunde, — Alles ist kalt und starr. Durch diese Welt des Grauens wühlt sich der Hammersbach tief im Felsenbauche eine finstere, geheimnißvolle Bahn. Aus einer Oeffnung der Seitenwände schießt brausend ein Wasserstrahl, der von den schmelzenden Schneefeldern gespeist, durch unbekannte Kanäle das Innere des Gebirgsstockes durchdringt. Von der Höhe flimmern als freundliche Sterne in dieser Wildniß die nun verödeten Häuschen des Bergwerkes (4660 P. F. ü. d. M.). Ein Anschlag verbietet dem Fremdlinge ein weiteres Vordringen. Wenden die Schritte sich zur Rückkehr, dann leuchtet herzerfreuende Himmelsbläue in die Felsenspalte. Der Blick schweift hinaus in die Ebenen, wo aus dämmernder Ferne die Wellen des Ammer- und Würmsees glänzen. Weitert sich der Riesenstollen, und betreten wir wieder das sonnige Thal der Loisach, dann athmet von unheimlichen Schauern entbunden leichter die Brust.

Viele Sommergäste steigen vom Weiler Hammersbach links durch Wälder, Auen und Felsentrümmer zur Hammersbacher Alpe, um von dortiger Höhe in's Höllenthal zu schauen. Ist schon bis zur Hütte der Weg weit und mühsam, so wird er oberhalb derselben über steinigen Boden durch Gestrüpp und Legföhren sogar beschwerlich. Von alpengrüner Wiesenfläche enthüllen sich die Geheimnisse des Höllenrachens, und mit Beben senkt sich das Auge in die finstere, verderbendrohende Tiefe. —

Um nicht denselben Rückweg nehmen zu müssen, ist

die Heimkehr über die nahe Kreuzalpe anzurathen. Oberhalb der Sennhütte eröffnet sich eine überraschende Fernsicht. Durch die Weite des grünen, belebten Loisachthales flimmern aus zartem, bläulichen Dufte der Staffel- und Riegsee, und mehr nach Norden blitzt der Silberspiegel von Starnberg. Eine bunte Landschaft, abwechselnd Berg und Thal, lustige Wälder und sonnige Matten, ein großer Theil von Bayerns gesegneten Gauen liegt ausgebreitet zu unsern Füßen. Vom waldbesäumten Horizonte grüßen still und freundlich die gewaltigen Häupter des Liebfrauendomes in München. Eine dreistündige Wanderung, größtentheils abwärts, bringt nach Partenkirchen zurück.

Anmerkung. Vom Eibsee leitet ein steiler, leicht in die Irre führender Bergweg über das Thörle in's nahe Tyrol. Gar mancher Fremde bereute bitter die Keckheit, allein auf das Wald- und Felsenjoch gestiegen zu sein. Der rauhe Rücken der Höhe gewährt einen erfreulichen Blick über saftgrüne Halden hinab zum Quellengebiet der Loisach, wo in einem vom Gebirgswasser versumpften Dreiecke an der Straße von Füßen nach Innsbruck die Dörfer Biberwier, Ehrwald und Leermoos (Post) liegen.

Der Weiler Schlattan (3/4 St.), der Bauer auf der Riß (1 St.), wo im Mittelalter die Kätzler in der nun gänzlich verschwundenen Burg hauseten, Wamberg (1 1/2 St.) und der Bauer am Eck (2 St.) sind ebenfalls vom Spadillweber registrirt und gehören zu den von den Fremden gern besuchten Orten.

Ausflug auf die Kuppe des Krotenkopf (6421 P. F.).

(Entfernung von Partenkirchen: St. Anton 1/4 St., Oesteralpe 2 St., Gipfel des Krotenkopf 5 1/2 St.)

Den größten Lohn für alle Mühen und Anstrengungen gewährt eine Besteigung des Krotenkopf; sie bildet die Krone aller Unternehmungen. Der neugebahnte, bequeme Weg auf den Kramer möchte den Besuch des rauhen Gebirgsriesen etwas beeinträchtigen; der Pfad zur Pyramide des Krotenkopf bietet aber ebenfalls nur wenig Beschwerden und befindet sich in ländlich einfacher Weise in so gutem Stande, daß selbst Frauen ohne Bedenken die luftige Höhe erklimmen.

Von einem verläßigen Führer geleitet und mit Nahrungsmitteln wohl versehen, beginnt gewöhnlich in den spätern Stunden des Nachmittags die Wanderung. Ueber St. Anton auf dem westlichen Rücken des Anzetsberges unter dem kühlenden Gezweige eines Tannenwaldes empfängt uns ein bunt beblümtes, von mäßigen Höhen umgränztes Wiesenthal. Ein niedliches Wasserbecken flimmert am Wege; am Rande des stillen Gewässers wuchert wilder Schnittlauch, eine Erscheinung, die auf den Bergen unserer Alpen nicht selten ist. Auf reicher, fetter Weide erwächst eine Sennhütte von Heerdengeläute gar anmuthig umtönt und umsungen. Im üppigen Grase keimen Rütz und Mardaun, die gern gesehenen Milchkräuter, und die Bränteln erfüllen weithin die Luft mit angenehmem Dufte. Nach einer Viertelstunde begrüßt die hintere Oesteralpe, zum kgl. Militär-Fohlenhofe Schwaiganger gehörig, den Bergfahrer. Hier ist gewöhnlich das Nachtlager heiterer Naturfreunde, und manch lustige Gesellschaft tagte schon in dem gemüthlichen Häuschen. „Sie entschuldigen", sprach im halb höflichen, halb herrischen Tone ein behäbiger Fremdling, als ich in Begleitung gar munterer Herren

zusprechen wollte; „sie entschuldigen, ich habe diesen Ort bereits als mein Quartier bestimmt!“ Verwundert betrachteten wir den sonderbaren Mann, der, nebenbei gesagt, so von Gold und Edelsteinen strotzte, als hätte er mit der ganzen Auslage einer Juwelenhandlung seinen werthen Leib geschmückt. Schallendes Gelächter folgte einer kurzen Pause des Staunens, und mit möglichster Artigkeit ward das lebendige Schaufenster vom Eingange gedrängt. Nun begann ein fröhliches Leben um das Feuer, welches unter dem gewichtigen Käsekessel prasselte; da knallte der Pfropf aus den mitgebrachten Flaschen, und mit lustigen Liedern wurde die sinkende Sonne besungen. Je mehr sich unsere Heiterkeit steigerte, desto grämlicher wurde das Antlitz des Fremden. Sieh, da griff er heldenmüthig plötzlich nach dem Stocke, und trug beim letzten Abendglühen sich und sein Geschmeide in die vereinsamte Vorderalm, um dort ungestört auf hartem Pfühle seine stolzen Glieder zu strecken und den Aerger zu verträumen. Selbst die süße, würzige Alpenluft vermochte nicht, den Menschenhaß oder — den Hochmuth des Sonderlings zu heilen. Laut Fremdenbuch war der funkelnde Gast aus Augsburg; damit erklärte sich theilweise das Eigenthümliche der schwäbischen Hochnase.

In frischer Morgenkühle wird die Herberge verlassen, um mit dem ersten Sonnenstrahle auf der felsigen Kuppe des Berges zu stehen. Zuerst über alpengrüne Wiesen, dann durch Waldesnacht, immer aufwärts tragend, leitet der Weg zum Ochsenhüttl, dem Ruhepunkte für Jäger und Hirten, und wohl auch für ermüdete Städter. Die Hochwälder haben längst aufgehört, und

die Legföhre überzieht die zerrissenen Kalkmassen. Dazwischen wuchert in herrlicher Frische auf grünem Moosteppiche die Alpenrose, und aus der Felsennische schaut freundlich der Sturmhut. Durch ein enges Thal windet sich der Pfad und führt über loses Steingeröll endlich zum Ziele. Eine Felspyramide, von den zahlreichen Wallern aus den umhergestreuten Trümmern errichtet, krönt die herrliche Kuppe. Nächtliches Grau umschleiert Berge und Thäler, und aus düsterm Lichte schaut die endlose Welt verworren und finster. Ein greller Purpursaum erglüht an des Horizonts Rand, und rosige Morgenwölkchen verkünden den Tag. Die flimmernden Lichtlein, welche bei der Herreise so freundlich geleuchtet, erlöschen allmählig; dafür erglänzen in wunderbarer Pracht, vom ersten Sonnenstrahl berührt, die riesigen Eisgiebel der rhätischen Gletscher.

Mit der Ankunft der göttlichen Leuchte will ich die begeisternden Worte anführen, welche der treffliche Weiß von solchen Alpenstandpunkten eben so wahr als tief empfunden sagt: „Das Aussehen dieser Gebirge (des Mittelzuges) ist minder schrecklich, die Wände sind weniger drohend, und das scharfe Auge entdeckt meistens bis nahe an die höchsten Spitzen haltbare, durch Gras oder Krummföhren (Latschen) bezeichnete Stellen an und über den nur scheinbar unersteiglichen Wänden. Diese Höhen sind es darum, die ohne Gefahr und abschreckende Ungemächlichkeit die schönsten Genüsse der Natur darbieten. Ueberall gangbare Steige und Almhütten und grasreiche Triften von weidenden Heerden durchzogen, deren harmonisches Geläute in diesen höhern Regionen eine fröhlichere Stimmung in unser Gemüth

ruft, als im schweren Dunstkreise der Städte die künstlichste Opernmusik. Von da aus überschaut man eine Welt von Pyramiden, die sich die erhabene Natur als Hieroglyphen ihrer Urzeit gesetzt hat, um die winzigen Menschen zur Anschauung ihrer Schöpfungen zu erheben. Von da aus erscheinen die hohen, nackten Wände in ihrer schwindelnden Höhe, vom Fuße bis zu den höchsten Zinken ihrer Geschröfe, und nicht selten die himmelanstrebenden majestätischen Firnen von ewigem Eise starrend. Ein süßes Erstaunen bewältiget selbst die kälteste Brust, und unsere Seele schmilzt in unaussprechlichen Gefühlen. Von da schweift der Blick hinaus über die weiten, unabsehbaren Ebenen Bayerns und verliert sich über die blauen Streifen der hercynischen Gebirge, oder ruht in der Tiefe auf den bunten, bewohnten Gefilden, auf Bächen und Seen, die ihm das Blau des Himmels zurückstrahlen. In dieser erhabenen Einsamkeit ruht der Mensch, entrückt dem Getümmel der Welt, und unkennbar, wie die ferne Wohnstätte, liegt sein Kummer in den Tiefen verborgen. Reiner strahlt ihm die kommende Sonne, die sich schon lange vorher am schmelzenden Glanze der Firnen und an den höheren Geschröfen glühend verkündet hatte; und wenn sie lange schon gesunken, weidet sich das Auge noch gern am Nachglanze, bis es von Zinke zu Zinke hinauf allmählig erlischt. — Nichts gleicht solchen herrlichen Genüssen der Natur! Ja längst in den engenden Kreis seiner Geschäfte zurückgekehrt, blickt man noch oft mit Sehnsucht zu jenen bezaubernden Höhen, wehmuthsvoll sich's gestehend: „Dort wohnt die reinste Freude!“ —

Der höchste Berg der Umgebung, der König der bayerischen Gebirgswelt, die Zugspitze, erhebt als riesiger Gränzpfahl 9153 P. F. das kahle Haupt in die Lüfte. Bewährte Bergsteiger und die verwegensten Gemsjäger hatten öfters versucht, die himmelanstrebenden weißgrauen Kalkwände zu erklimmen, aber immer kehrten sie unverrichteter Dinge wieder heim, so daß der Felskoloß lange als unbestiegen und unbesteigbar galt. Endlich in den Jahren 1834 und 1835 wurde unter unsäglichen Mühen und Gefahren der Zugspitzgiebel erklettert, und große Theilnahme und großen Anklang fanden die anziehenden Berichte. Ein österreichischer Geometer pflanzte 1838 eine Signalstange auf die höchste, westliche Spitze, und 1843 erreichte eine größere Gesellschaft kühner Männer die schneebedeckte Zinne. Daß auch auf dem Scheitel dieses Gebirgs-Giganten, wie auf den meisten Kuppen der bayerischen Alpenkette, das hehre Siegeszeichen der Christenheit erstehe, daran dachte der Pfarrer und Observator auf dem Hohenpeissenberge, Herr Christ. Ott, und sein Verdienst ist es, daß nun ein 14' hohes vergoldetes Eisencylinderkreuz von Bayerns höchstem Punkte strahlt. Nachdem der rührige Mann mit edlem Eifer die Kosten von 611 fl. auf dem Wege der Subscription zusammengebracht hatte, wurde den 11. August 1851 unter der Leitung des k. Forstwartes von Graseck, Herrn Karl Kiendl, das gefährliche Unternehmen begonnen, und unter 19 Träger die über 300 Pfund schwere Last des zerlegbaren Kreuzes vertheilt. Mit unerschütterlichem Muthe erreichten die furchtlosen Männer, nachdem sie in der Angerhütte an der Partnach-Quelle über-

nachtet hatten, über Schnee, Geröll, Sandriesen und vielgezackte Kämme den Gipfel der grauenvollen Höhe. Hier auf der schmalen Felsenkante, nach drei Seiten von gräßlichen Abgründen umgeben, wurde eine Oeffnung in das harte und spröde Gestein gebohrt und die neue Bergzierde eingesenkt. Ohne allen Unfall ward das schwierige Werk vollendet, und wohlbehalten erreichten die Betheiligten ihre Heimat. Möge das freundliche Zeichen des Glaubens lange blitzen und funkeln im Sonnenglanze und ungestört hinschimmern auf friedliche Länder und auf glückliche Menschen! *)

Wenige Höhen Tyrols und selbst der Schweiz fallen plötzlich in so jähen Wänden ab; man steht auf der Zugspitze unmittelbar am Rande ungeheurer Tiefen. Mit Entsetzen blickt selbst der Kühnste in die gähnenden Klüfte und Spalten, schaut bebend in die klaffenden Schlünde, die gleich gefräßigen Ungethümen mit unersättlichem Rachen Alles zu zermalmen und zu verschlingen drohen.

Die größten Gefahren auf dem Wege zu diesem Gebirgsriesen sind jetzt beseitiget, und rüstige, schwindelfreie Personen erreichen nach 13stündiger, mühevoller Wanderung das Ziel. Eine überwältigende Rundschau auf die glanzreichen Getreidefelder unseres Vaterlandes und auf die stolzragenden Gletscherreihen vom Großglockner bis zur Ortlerspitze, ja bis zu den schimmernden Eisnadeln der Schweizer Hochgebirge lohnt die Beschwerden.

---

*) Mehr hierüber findet man in dem Schriftchen: Die Zugspitz-Expedition zur Errichtung eines Kreuzes. Von Christ. Ott.

Arm an Sage und Ueberlieferung ist das Ländchen von Werdenfels. Außer den Gespenstern, die in den verfallenen Hallen der gräflichen Burg in finstern Nächten ihr Unwesen treiben, ist es zu Zeiten das wilde Gjaid (wüthige Heer), das unter Peitschengeknall und Hundegebell, überhaupt mit einem höllischen Lärmen vom Kramer hinauf zum Eibsee brauset. Der einsame Wanderer läuft dabei Gefahr, unter schaurigem Hohngelächter mit fortgerissen zu werden, wirft er sich nicht bei dem Nahen der jagenden Teufel schleunigst auf sein Angesicht in die Mitte des Weges, bis der schreckliche Spuk über ihn weggehuscht ist. So soll 1815 Joseph Ostler, auch Peterle genannt, als er um Mitternacht von Garmisch nach Hause gehen wollte, plötzlich von den Waidmännern der Unterwelt ergriffen und mit Blitzesschnelle bis ins Engadin, das Innthal in der östlichen Schweiz, versetzt worden sein. Vergebens suchten die besorgten Mitbürger den Vermißten, bis der Entführte nach zwölf Tagen wohlbehalten wieder die Heimat erreichte. Leider machte Ostler aus seiner sonderbaren Reise ein Geheimniß, das Anno 1851 mit ihm begraben wurde*).

Das Mährchen vom Wildsee ist fast ganz in Vergessenheit gerathen, und die geretteten Trümmer sind nur mühsam in einen Zusammenhang zu bringen. Im 16. Jahrhundert wurde von dem kleinen Wildsee nächst dem Simetsberge geschrieben: „Wildsee, deß genießt niemandts, wirdt darumb also genannt, daß wenn man darin werft, so grollt und tundtert es zu Handt greil-

---

*) Schöppner's Sagenbuch.

lich, und gerath khein Visch darin, dann obschonn ye zu Zeiten Visch darin geworffen, so sey doch kheiner hernach wieder gefunden noch gefangen worden." *)

Im grauen Alterthume umhüllte ein dunkler, waldiger Mantel die Tiefen der Loisach und der Partnach. In der finstern Wildniß hausten Luchse und Wölfe; namentlich Bären durchzogen zahlreich das Dickicht. Noch im vorigen Jahrhundert wurden solche brummende Unthiere gefangen und geschossen. Wegen häufiger Erlegung der gefürchteten Bestien erhielt eine Jägerfamilie in Obergrainau den Beinamen „Bären", und von dem Lieblingsaufenthalte jener Unholde bekam eine Schlucht im nahe gelegenen Waxenstein die Bezeichnung „Bärenheimat."

Vor undenklichen Zeiten stand zitternd vor Frost im düstern Schatten des Gehölzes am Ufer des Widders-, jetzt Hammersbaches ein armer Hirte. Der rauhe Nordwind blies scharf das Thal herauf und spielte mit den zerzausten Locken des bleichen Jünglings. Im ärmlichen Gewande sah er traurig auf seine kleine Heerde. In kurzer Zeit hatten die hungrigen Unthiere des Waldes viele seiner Schützlinge geraubt, und mit Thränen überblickte der Unglückliche den verbliebenen Rest. Da kracht und rauscht es wieder in dem feuchten Tannendunkel; ein riesenhafter Bär streckt schnuppernd seine Schnauze aus dem Busche und packt mit scharfen Krallen die willkommene Beute. Bei diesem Anblicke überwältiget der Schmerz den armen Hirten, und mit

*) Hoheneicher's Recension in den bayer. Annalen für Vaterlandskunde.

dem Ausrufe der Verzweiflung wollte er tief unten im schäumenden Bette das Grab für seine Leiden suchen. Schon stand er am Rande der dräuenden Schlucht; schon war er zum letzten Sprunge bereit: da schwebte aus lichter Felsenspalte ein wunderholdes Fräulein und kam mildlächelnd dem Trostlosen entgegen. Von zartem, rosigen Schimmer umflossen, wallte glänzendes Seidenhaar in reicher Fülle über den Rücken, und ein goldener Gürtel hielt den köstlichen Stoff des Gewandes, das mit freundlicher Himmelsbläue die schlanken Glieder umschloß. Ein unschätzbarer Kranz von Edelsteinen leuchtete auf dem Lockenhaupte, und an dem Saume des Kleides glitzerten zahllose Perlen. In den klaren Augen des zauberischen Wesens lag aber so viel Milde und Güte, daß der erstaunte Hirte bald seines Elendes vergaß und ohne Furcht sich der lieblichen Erscheinung nahte. Das Felsenthor erweiterte sich, und geleitet von der Hand der reizenden Fee betrat der Entzückte ein unterirdisches Zauberschloß in wunderbarer Pracht. Ein zahlloser Geisterchor umgaukelte mit unbeschreiblichem Gepränge den verwirrten Jüngling, und der leiseste Wunsch fand augenblickliche Erfüllung.

Lange weilte er in den glanzreichen Hallen; dann bat ihn die holde Zauberin mit herzlichen Worten, bald und oft wieder zu kehren, sie werde von nun an seine Beschützerin sein. Ernstlich mußte der Scheidende noch versprechen, Niemanden von dem Feenschloß zu sagen und nie ein edles Wild, die Lieblinge des Bergfräuleins, zu tödten. Tief im Höllenthal aber, wo dröhnendes Gestein den Sturz des Alpenbaches verkün-

det, da sollte der Begünstigte Gold finden, des edlen Metalles in Menge.

Der Hirte stand wieder am Hammersbache. Erfreut sprang ihm die Heerde entgegen; selbst die geraubten Thiere fehlten nicht. Nun erwachten für den Glücklichen herrliche Tage. Mit jedem erwachenden Morgen schlüpfte er in die Zaubergrotte und vergaß ganz der Schätze, drinn im finstern Felsenrachen. Monde vergingen, da warf ein heftiges Fieber den Jüngling auf das Krankenbett. Mit zärtlicher Sorgfalt pflegte die Mutter den Leidenden, und manche Nacht durchwachte sie am Schmerzenslager. Die sonderbaren Enthüllungen des Kranken während der Fieberhitze erregten bei dem guten Weibe mancherlei Besorgnisse. Mit herzlichen Worten drang die bekümmerte Mutter in ihren Liebling; der Verführte offenbarte sein ganzes Geheimniß und versprach, den höllischen Zauber zu meiden. Der Jüngling genas und weidete wie sonst in der waldigen Niederung der Loisach seine Thiere. Alles Elend und alle Leiden waren wieder gekehrt; das Unglück verfolgte ihn unaufhörlich. Hatte er bisher schon oft hinauf geblickt zur Felsenpforte, die seine Wünsche barg, so eilte er heute, seines Mißgeschickes müde, sehnsuchtsvoll zum Thore in die Geisterwelt. Der Eingang war geschlossen. Weinend bat der Hirte um Verzeihung; aber da half kein Flehen, kein Schmeicheln, weder Drohen noch Fluchen; kein Strahl des Mitleides leuchtete aus der dunklen Grotte. Traurig blickte der Verlassene auf das regungslose Gestein. Da gedachte er des Reichthumes am Höllenthor. Muthig kletterte er in die enge Wildniß, und schon sah er es funkeln und

blitzen das edle Metall. Noch einen kühnen Sprung gewagt, und der Jüngling war reich, konnte sich alle irdischen Freuden erkaufen. Gierig griff die Hand nach dem unermeßlichen Schatze, sieh — da erblich der Glanz, und das Gold wandelte sich in fahles Blei. Teuflisches Hohngelächter drang aus allen Rissen und Spalten, und vertausendfacht durch ein tückisches Echo hallte es lange fort in der Schlucht des Grauens. Entsetzt floh der Hirt den Höllenspuk. Vernichtet, aller Hoffnungen bar, kam er in's Thal herab. Der Betrogene fluchte der Zauberin, die in seiner Brust die Begierde nach weltlichen Genüssen entflammte. Voll Rachelust griff er nach den Waffen, verließ die Heerde und irrte spähend auf ein edles Wild in dem Gebirge umher. In der Nähe des Simetsberges ersah er ein herrliches Thier, und mit funkelnden Augen sandte der kecke Jäger den scharfen Pfeil auf das flüchtige Geschöpf. Im nämlichen Augenblicke bebte die Erde, die Felsen wankten, der Boden wich unter den Füßen des erschrockenen Jünglings. Ein finsterer Abgrund verschlang ihn, und ungeheure Wasserstrudel, die donnernd aus den Klüften, drangen, deckten den Unglücklichen. Auf dem Berge stand in verklärter Schönheit das Fräulein und legte schützend die Hand auf seinen Liebling, das gefährdete Thier. Mit trübem Blicke sah die Zaubergestalt auf den jungen See, der nun über den Treulosen fluthete.

Das kleine Wasserbecken erhielt den Namen Wildsee, der Jahrhunderte lang knurrte und brummte und kein lebendes Wesen beherbergte. Drinnen im Höllenthal aber wurde noch in jüngster Zeit von dem Golde geholt, das ein böser Zauber in Blei verwandelte.

Bevor ich das paradiesische Ländchen verlasse, kann ich nicht versäumen, einige poetische Zeilen*), mit welchen ein begeisterter Dichter den Reiz der Gegend besungen, hier wieder zu geben.

Könnt ich doch in deinem Schatten wohnen
Flurenbuntes, schönes Partnachthal!
Brausend über Felsen sich ergießen
Sehen deines Faukens Silberfall!
Einsam nach St. Anton möcht ich wallen,
Nach der Schattenlaube, dicht verzweigt,
Wo bestreut mit Hütten, menschenrege
Sich das Thal dem Blick am Besten zeigt;
Wo auf hainbedecktem Fuß der Kramer
Ragt, den Scheitel wolkbekränzt;
Jenseits Garmisch, aus den Bergen brausend,
Gleich dem Silberschmelz die Loisach glänzt;
Wo in finst'rer Tannenwälder Mitte
Hellern Grünes sich die Buche hebt,
Aus der Bergeskett' im Hintergrunde
Stolz der Daniel zum Himmel strebt.
Hoher Andacht voll wünscht' ich zu wandern
Nach der Werdenfelser Burg-Ruin,
Wo ehrwürd'ger Vorzeit Schattenbilder
Still am Dämmerlicht vorüberzieh'n.
Schön ist's, wo im Kainzengrunde
Hygeas heil'ger Quell entspringt
Und dem armen, leidensvollen Dulder
Trost und Heilung die Najade bringt;
Schön, wo über grausenvoller Tiefe
In der Klamm die Wunderbrücke hängt,
Wo durch thaubenetzte Felsenwände
Hochaufschäumend sich die Partnach zwängt.

---

*) Vaterländisches Magazin 1838.

Schön sind, Bayerns Hochland, deine Thäler,
Deiner Berge felsgeschmückte Auen!
Unvergleichbar schön im Partnachthale
Sind Alpinas Wunder anzuschauen;
Wo der königlichen Zugspitz Stirne
Ewig die Demanten-Krone trägt,
Die des Herrschers dieser Bergesriesen
Hocherhabnes, stolzes Haupt bedeckt.

Anmerkung für den Reisenden. Von Partenkirchen über Garmisch führt zwischen hohen Waldbergen, ohne den Eibsee zu berühren, eine gute Fahrstraße in 3 St. nach Griesen, mit dem bayerischen und österreichischen Zollhause und einem Gränzwirthshause. Weiterhin windet sich der Pfad durch die sogenannte Ehrwalder-Schanze, ehemals ein fester Paß zur Abwehr heranstürmender Feinde, zu Dorf und Post Leermoos (2 St.) und vereiniget sich dort mit der Hauptstraße. Von letzterem Orte leitet die Verbindungslinie zwischen düstern Bergen nach Heiterwang. Nun senkt sich die Straße durch waldfinstere Hügel zur ehemaligen Feste Ehrenberg; dann geht es fröhlich hinaus in's lichte, freundliche Lechthal. Auf einer schönen Ebene, wo einst die Wellen eines ungeheuren Sees flutheten, bis es den stürmenden Gewässern gelang, die Felsenpforte bei Füßen zu brechen, ruht der Markt Reute (Post) mit seinen großen, stattlichen Häusern. (5 St.) Von hier aus ist in 3 Stunden das königliche Lustschloß Hohenschwangau zu erreichen.

Für den Fußgänger führt von Griesen ein Reitweg in 4 Stunden zum Plansee, mit malerischen Baumgruppen und nacktem Gesteine umrahmt. Von dem Felsenkessel längs der abfließenden Achen fortgewandert, gelangt man in 3/4 Stunden zu dem 90′ hohen Fall der großen Stuiben. In 1 Stunde ist Reute erreicht.

V.

Ettal, Ober- und Unterammergau, Peiting, Schongau. — Das Graswangthal.

(Entfernung von Oberau: Ettal 1 St., Oberammergau $2^1/_2$ St., Unterammergau 3 St., Raitenbuch 8 St., Peiting 10 St., Schongau 11 St. — Das Forsthaus Lindertrad im Graswangthale $2^3/_4$ St., Hohenschwangau $9^1/_2$ St.)

Um in den Ammergau zu kommen, versetzen wir uns zurück zum freundlichen Dörfchen Oberau mit seinem reinlichen, gutbestellten Posthause. Hier zweigt die Straße ab in einen grünumlockten Thalwinkel zum Wirthshause Untermberg. Umschattet von der düstern Pracht schlanker Fichten und Tannen ruht die Schenke einsam an den Wurzeln der schnell aufsteigenden Gebirge des Roth- und Kienberges und des Ettaler Manndls. Aus den finstern Schluchten der Roth eilt fröhlich der Gießenbach, um draußen in sonniger Weite die Wiesen zu tränken. Hier erhebt sich die Straße und führt zur Ettaler Höhe. Mächtige Bäume und üppiges Buschwerk bilden ein kühlendes Dach über den wohlerhaltenen Weg, der immer steiler und steiler emporstrebt. Auf der Hälfte des Berges ladet eine einfache Bank zur Ruhe. Unter nickenden Zweigen, von den heitern Weisen der Vögel umsungen, lugen durch ein zartes, luftiges Laubgewölbe über den dicht-

bewachsenen Grund die jenseitigen Wände. Ein niedlicher Wasserfall gießt mit sanftem Rauschen seine sparsamen Wellen über das gestaffelte Felswerk in die verborgene Tiefe.

Recht behaglich findet es hier im Buchenschatten der Naturfreund, welcher sorgenlos umherstreift, um mit wahrer Herzenslust all die Wunder der Allmacht zu schauen. Wie viel wurde aber auf dem langen Steig nicht schon geächzt und gestöhnt, wie viel nicht Schweiß vergossen von Menschen und Thieren! Die langen Züge von Lastwägen, die sonst unter Schreien und Peitschengeknall der Fuhrleute von dampfenden Rossen auf die Höhe gezogen wurden, haben aufgehört, und nur selten rollt ein schweres Fuhrwerk auf dieser Straße nach Schwaben dahin. Dafür sieht man gar oft arme Menschenkinder, an gebrechliche Karren gespannt, unverdroßen den ermüdenden Steig erklimmen; manchmal muß auch ein Eselein oder eine halbverhungerte Mähre Beihilfe leisten. Unter dem zerrissenen Leinendache strecken neugierig fröhliche Kinder ihre zerzausten Lockenköpfchen heraus und blicken mit hellen Aeugelein gar seelenvergnügt in die Welt hinein. Hie und da umschwärmt das gebräunte, schmutzige Völklein das wandernde Häuschen, pflückt Blumen und Beeren, schlägt Purzelbäume und — bittet im wehmüthigen Tone den Wanderer um ein Kreuzerlein. Selten wird den bedauernswerthen Geschöpfen die kleine Bitte versagt, den Armen, deren ganze Habe der hölzerne Kasten birgt. Unter der Blache des winzigen Wagens ist ihre Wiege, ihr Wohn- und Schlafgemach und wenn glücklich — auch ihr Sterbebettlein.

Derlei Leute heißt man Laninger, Karner, Landfahrer oder Dörcher; sie kommen aus Tyrol von Ehrwald und Biberwier, ja sogar vom Oberinnthal, wo es nach Stafflers Mittheilung eine ganze Colonie solchen Nomadenvolkes gibt. Sie bringen gewöhnlich Geschirr, Obst und andere kleine Waaren mit sich und führen Brod und Getreide zurück in die Heimat. An den Tagen vor den treffenden Jahrmärkten in den nahen Flecken ist der Kienberg ganz besonders von solch wandernden Familien belebt. Der Gewinn aus dem Handel ist nur gering; viel bessere Prozente liefert der Bettel.

Wir verlassen das trauliche Plätzchen, und in hochliegender Einsamkeit, in stiller Abgeschiedenheit des Gebirges steigen ernstgebietend die Kuppeln von Ettal empor. Aus dem grünen Bergwinkel schimmert die goldene Kaiserkrone, welche den kühnen Bau umstrickt. Der herrliche Dom mit den umschließenden Gebäuden verkündet die Nähe des weltberühmten Stiftes. Der Name leitet sich wahrscheinlich von Oedthal, ein ödes Thal, obwohl Einige dabei an den alten Welf Ethiko denken, der sich aus Verdruß, weil sein Sohn Heinrich einem Kaiser zu Lehen ging, in eine Klause des Ammergaues verbarg. (Ethikons Thal.)

Die Veranlassung zur Gründung des Klosters erzählt eine alte Legende ungefähr so:

Ludwig der Bayer zog 1327 mit seiner Gemahlin Margaretha von Holland nach Italien. Nach einem prachtvollen Einzuge in die Stadt Mailand empfing er die eiserne Krone der Lombarden. Viele Widerwärtigkeiten und Wirrsale, der Wankelmuth der Welschen und die Arglist ihrer Fürsten verzögerten die Reise des

deutschen Helden nach Rom. Erst im Januar 1328 empfing Ludwig in St. Peters Dom unter dem Jauchzen des Volkes den kaiserlichen Schmuck. Eine lange Reihe glänzender Freudenfeste füllte ein weiteres halbes Jahr und leerte den Schatz des Neugekrönten bis zur Neige. Schlimm stand es darum wegen des nöthigen Geldes zum Heimzuge über die Alpen. In dieser Bedrängniß flehte der Bayer recht herzinniglich zur Gottesmutter um Beistand. Da trat durch die verschlossene Thür des Zimmers ein ergrautes Männlein, ein Mönch im schwarzen Talare. Mit tröstenden Worten verkündete der Alte dem erschrockenen Kaiser einen guten Ausgang der Sache, wenn er verspreche, bei Ampferang im deutschen Lande zur Ehre unserer Frauen Schiedung unter Sankt Benediktus Regel ein Kloster zu bauen. Bei solcher Kunde war dem Bedrängten wieder wohl zu Muthe, und er versprach Alles. Da zog der Mönch aus seinem Aermel ein wunderschönes Muttergottesbild als ein Wahrzeichen, darüber die Kirche zu bauen. Das Männlein verschwand hierauf.

Glücklich erreichte Ludwig sein Heimatland, und als er von Partenkirchen den Kienberg hinan die Straße nach Augsburg zog, da ward das Marienbild, welches der Kaiser auf den Armen trug, plötzlich schwerer, daß er es kaum mehr zu halten vermochte. Zugleich fiel des Fürsten Roß bei einer großen Tanne mit den vordern Füßen dreimal zur Erde. Da merkte Ludwig, wie dieß der von jener himmlischen Erscheinung bezeichnete Ort sei, und sieh — er hieß Ampferang. Die dichte Wildniß, in welcher Räuber und Mörder ihr Unwesen trieben, wurde nach kaiserlichem Willen schnell

gelichtet, und aus dem Felsenthale erwuchs über das Wunderbild ein Bethaus aus Holz. Bald verwandelte sich das hölzerne Kirchlein in ein steinernes, und prächtige Klostergebäude umrahmten den Tempel.

Das vollendete Stift ward auf des Kaisers Ruf von zwanzig Benediktinern unter dem Abte Friedrich Heinrichsreuter aus Kloster Reichenbach in Besitz genommen; deßgleichen sollten dreizehn im Kriege wohlverdiente Männer mit ihren Frauen, wie auch sechs Wittwen gefallener Streiter in den geräumigen Hallen ein sorgenloses Alter finden. Der edle Kaiser hatte darum die Abtei in Anbetracht des damit verbundenen Ritterinstitutes wahrhaft fürstlich ausgestattet. Außer dem angränzenden Ammer- und Graswangthale schenkte er ihr den Markt Murnau, die Herrschaften Tölz und Wildenberg, die Seen bei Iffeldorf, die Hofmarken Aubing und Maisach u. n. m. Merkwürdig sind die seltsamen Satzungen, welche in der Stiftungsurkunde vom Jahre 1332 namentlich den weltlichen Bewohnern des Klosters vorgeschrieben wurden. So sagt gleich der erste Absatz: „Bey dem ersten sullen sin zweinzig Munich sand Benedicten-Orden, der sullen vierzechen Priester sin, und dreizehen Ritter, der soll ainer Maister sin, der des Chlosters pfleg mit allen Sachen, und sullen die Munich iren Orden, und die Ritter und Frauen ir Ee recht und redlich halten, und mit dheinen Sachen überuarn. Jeder Ritter und sein Frau sullen haben einen Knecht und ain Diern, und ainen Hayzer. Es sullen die Wittiben nicht besunder Dienerinne haben, In sol der Maister zwo Dienerin geben, die ir gemeinlichen wartten. Ez sol auch die Maisterinn ein besunder

Dienerin haben, die ihr wartt. Ez sullen die Ritter kein ander Varb tragen, dann pla und gra, und die Frauen nur pla 2c." Weiter erlaubte der Stiftbrief den Rittern Hut und Hosen (in den angeführten Farben), Gürtel aus Gold, Fingerling, Sporen und beschlagenes Messer zu tragen. Männern und Frauen war ferner geboten stät und tugendhaft beisammen zu leben, Tanz, Trunkenheit und Geldspiele zu meiden, der Mette und anderm Gottesdienste täglich beizuwohnen, alle Fasttage, die der Christenheit gesetzt sind, zu halten und jährlich fünfmal unsers Herrn Leichnam zu empfangen. Ritter und Frauen sollten ob dem Tische nicht reden ohne des Meisters oder der Meisterin Erlaubniß. Man soll ihnen während des Tisches etwas Deutsches vorlesen, das göttlich sei; dabei waren täglich die Plätze zu wechseln. Der Meister und die Meisterin saßen an den würdigsten Orten. Armbrustschießen, Jagd, Bürsch, Falkenbeizen und andere Kurzweil waren den Männern gestattet 2c. Der Unterhaltungen für Frauen ist in der Urkunde gar nicht gedacht, wohl aber daran, daß sie ohne Begleitung der Meisterin oder deren Stellvertreterin kein anderes Haus selbst innerhalb der Hofstatt besuchen durften. Der Meister, welcher über das Stift wachte, und dem, so weit es die Klosterverwaltung betraf, selbst der Abt untergeordnet war, hatte vier Rosse, einen Koch, zwei Junker, einen Schreiber, einen berittenen Jäger mit zwölf Hunden und einen Falkner mit zwei laufenden Knechten. Den übrigen Rittern wurden gemeinschaftlich acht Pferde gehalten. Wittwern war gestattet, sich in der Pfründe wieder zu vermählen. Sehr hart war die Bestimmung, die Kinder nach

dem dritten Lebensjahre aus dem Kloster zu entfernen, und vielleicht wohlgemeint, aber höchst unpassend klingen die Strafen: Beschränkung der Kost auf Wasser und Brod, Bodensitzen der fälligen Haudegen im Speisesaale während des Essens, öffentliche Buße in der Kirche, Einkerkerung und endlich bei Unverbesserlichkeit die Verweisung aus der Pfründe.

Waren schon solche Einrichtungen nicht geeignet, das Fortbestehen dieses Versorgungshauses zu fördern, so erfolgte dessen Auflösung um so schneller, als der Sohn des Gründers, Ludwig der Brandenburger, sämmtliche weltliche Besitzungen des Klosters nach dem Ableben des Vaters einzog. Die Ritter verließen mit ihren Weibern wohlgemuth die Zellen und man liest nirgend, daß sie sich besonders in die Einöde zurückgesehnt hätten. Ganz anders verhielten sich die Mönche. Obgleich von allen Hilfsmitteln entblößt, verblieben sie beharrlich in ihrer Klause und entkamen wie durch ein Wunder dem Hungertode. Die Zurückgabe der meisten Güter 1356, weise Sparsamkeit und der fromme Glaube des Volkes an die Wunderkraft des Muttergottesbildes brachten solch frische Lebenskraft in das gefährdete Kloster, daß es als Eines der reichsten der damaligen Zeit emporblühte.

Im Jahre 1552 streiften die Soldaten des Herzogs Moriz von Sachsen*) bis Ettal und beraubten und entweihten Kirche und Zellen in unmenschlicher Weise.

---

*) Dr. Nagler, das Madonnenbild in Ettal. Oberbayerisches Archiv X.

In der Zerstörungswuth erlitt auch das hochverehrte Bildniß arge Beschädigungen, die nothdürftig gut gemacht wurden. Die goldenen und silbernen Kostbarkeiten, Monstranzen, Kelche, Kreuze, Leuchter, Bilder ꝛc. nahmen die gierigen Fremdlinge mit sich. — Kaum war diese Wunde vernarbt, da begann der dreißigjährige Krieg mit seinen entsetzlichen Drangsalen. Bis Ettal schweiften mordend und plündernd 1632 die schwedischen Reiter, und voll Schrecken verbargen sich Priester und Laien tief in die Schluchten der Berge. Der zurückgebliebene Pater Joseph Heß und der Organist Joseph Ziegelmayer wurden von dem unerbittlichen Feinde grausam getödtet. Eine steinerne Denksäule im Klosterhofe verkündet bis heute den blutigen Vorfall.

Diese Stürme sowohl, wie auch jene des spanischen Erbfolgekrieges rüttelten umsonst an dem Fortbestande des Stiftes. Die größte Berühmtheit erhielt Ettal durch jene Erziehungsanstalt für Söhne adelicher Geschlechter, Ritterakademie, welche der ebenso gelehrte, als würdige Abt Placidus II. 1711 in's Leben rief. Aus ganz Deutschland zogen die Sprößlinge der vornehmsten Häuser in das schöne Alpenthal, um in den Künsten und Wissenschaften unterrichtet zu werden und eine edle Erziehung zu erhalten. Die Zöglinge des niedern Adels nicht gerechnet, besuchten zwei Fürsten und gegen einhundert und dreißig Grafen diese hohe Schule, unter welchen sich die berühmten Namen Lobkowitz, Fugger, Hamilton, Hohenzollern, Kaunitz, Metternich ꝛc. befanden. Auch der letzte Nachkomme Herzogs Ferdinand, der die Pflegerstochter von Haag, die schöne Maria Pettenbeck ehelichte, Maximilian Graf von Wartenberg,

weilte als Schüler hier, hatte aber das Unglück, 1736 an einem Pfirsichkerne zu ersticken.

Das Jahr 1744 war für Ettal das unheilvollste. Den 29. Juni Abends entzündete ein Blitzstrahl die Gebäude, und in einer Stunde lagen das Convent, die Kirche und die Bibliothek in Asche. Fast alle Kirchenschätze, alle Mobilien gingen zu Grunde; mit großer Lebensgefahr wurde vom Prior das Madonnenbild gerettet. Mit diesem furchtbaren Schlage hatte die Ritterakademie für immer aufgehört. Die Jünglinge zogen heim; die weltlichen Lehrer verließen ungesäumt den rauchenden Schutt.

Schöner als vorher erstund nach diesem traurigen Ereignisse das Kloster aus der Asche; selbst das Gotteshaus erhob sich hehr und wunderbar auf dem alten Grundgemäuer. Das Innere des Tempels ist fertig, aber das Aeußere des Baues blieb unvollendet. Kriegsereignisse ließen das herrliche Werk nicht zu Ende kommen. Die Säcularisation brach auch über Ettal den Stab. Die Mönche wanderten in die Welt hinaus, Kirche und Zellen schlossen sich, das kaiserliche Stift war verödet.

Herr Graf F. v. Pocci erzählt die Stiftung Ettals mit einfachen Worten in den niedlichen Versen:

Aus Roma kehrt der Kaiser
Zurück in's Bayerland,
Geschmückt mit gold'ner Krone
Den Scepter in der Hand.

Er ziehet durch die Wälder,
Er reitet durch die Au'n,
Und grüßet deutschen Boden
Mit frommem Gottvertrau'n.

„Du gabst, o Herr, die Krone
„Und kaiserliche Macht,
„Verleih mir auch den Segen
„Zu meines Reiches Wacht."

Und da er also betet
In gläubig frommem Sinn,
Da fällt sein Rößlein dreimal
Vor einer Tanne hin.

Er schauet im Gesichte
Ein Kloster dort ersteh'n,
In dem der Mönche Scharen
Für seine Wohlfahrt fleh'n.

Ein Engel hält in Händen
Das Bild der Jungfrau hold,
Die unsern Herrn geboren,
Weil Gott es so gewollt.

„So will ich denn erbauen,
„Wie mir's erschienen ist,
„Ein Kloster, weit und prächtig,
„Hier, wo der Bergstrom fließt."

„Es sollen zu den Mönchen
„Zu Frommen und Erbau'n
„Zwölf Ritter sich gesellen
„Mit ihren lieben Frau'n."

„Sie sollen täglich beten,
„Wenn Glockenklang erschallt,
„Sie dürfen fröhlich jagen
„Im grünen Tannenwald."

Und wie er es gelobet,
So hat er's auch vollbracht:
Gezimmert und gemauert
Ward emsig Tag und Nacht.

Und als der Bau vollendet,
Schmückt bald den Hochaltar
Der Mutter Gottes Bildniß,
Wie es erschienen war.

Nun ruht im Grab der Kaiser
Nach mancher Müh und Noth,
Die Ritter und die Frauen,
Die Mönche — sie sind todt.

Die Kunde aber lebet
Von Ludwigs Frömmigkeit,
Erzählt, was er gestiftet
In längst vergang'ner Zeit.

Nach diesem kurzen geschichtlichen Ueberblick betreten wir durch das äußere Thor, an welchem ein ungeheurer Adler an den hohen Rang des Gründers erinnert, den geräumigen Hof. Kühn strebt in Mitte der weitläufigen Gebäude die Riesenkuppel des prachtvollen Domes, einer Rotunde im neuern römischen Style, in die Lüfte. Leider reicht die Vollendung vom Kupferdache nur bis zur Hälfte herab. Die nöthigen Steine waren schon zur Stelle gebracht, wurden aber nach dem Klosterschlusse wieder entfernt und anders verwendet. Fertige Kapitäler ruhen noch zerstreut im Grase umher. Eine der

jonischen Säulen liegt bis heute auf der Hälfte des Ettaler Berges und harrt vergebens der Beförderung. Erfüllt das ruinenhafte Aeußere die Seele mit Wehmuth, um so freudiger schlägt das Herz bei dem Eintritte in den erhabenen, säulenfreien Tempel. Mit Ehrfurcht und Staunen durchirrt das überraschte Auge die weiten Räume des Heiligthumes, und mit Verwunderung sucht der Blick den Schluß des himmelanstrebenden 113′ hohen Gewölbes. Gegen Osten ist die alte Rotunde durchbrochen, und ein gleicher Kreisbau, Kapelle genannt, bildet eine wohlgelungene Vergrößerung, das Presbyterium des Gotteshauses. Fünf aufsteigende Marmorstufen führen durch einen Schwibbogen in diesen Theil der Kirche zum Hauptaltare. Ihn schmückt ein Oelgemälde, die heilige Jungfrau im Aufschwunge zum Himmel, von dem Tyroler Martin Knoller meisterhaft gefertigt. Eine Fortsetzung bildet das durch seine Zartheit und Lieblichkeit unübertreffliche Freskogemälde der Kapellendecke von derselben Künstlerhand. Achthundert Dukaten waren der Preis für diese bis heute angestaunten Werke. Die große, laternengekrönte Kuppel zierte Jakob Zeiler von Reutte in Tyrol auf kunstreiche Weise; in einer Menge von Gruppen sind die Mönche der verschiedenen geistlichen Orden im himmlischen Entzücken dargestellt.

Die vortrefflichen Gemälde der Seitenaltäre bilden einen nie welkenden Kranz von Kunstschöpfungen, aus welchen Martin Knollers heiliger Sebastian strahlt, ein Wunderbild, das in Rom mit dem ersten Preis gekrönt, dennoch den Weg nach Ettal nahm. Die Wände

sind mit Marmor bekleidet, den die nahen, ansehnlichen Brüche lieferten.

Steht man mit stiller Andacht erfüllt in des Schiffes Mitte, wo das Echo jeden Laut verdoppelt von der Kuppel wieder gibt, und es erwachen die Stimmen der trefflichen Orgel, da erfaßt es die Seele mit heiligem Schauer. Zart und weich fließen die Töne durch die weiten Räume, und als schwebten im leisen Hauche die Chöre der Seligen vom ewigen Jenseits herüber, so lieblich hallt es von der schwindelnden Höhe. Schwellen die Accorde zur vollen Kraft und Fülle an, da rauscht es in den ehrwürdigen Hallen gleich nahenden Gewitterstürmen; wie das dumpfe Rollen des Donners aus Sturmgebraus, so dringen der Bässe wuchtige Klänge aus dem wogenden Getöne. Tief ergriffen bebt das Herz bei solcher Himmelsharmonie; unwiderstehlich schwingt sich die Seele zu Dem empor, welchem alle Völker ein ewiges Loblied singen. Ruht die Hand des Organisten; hat sie aufgehört, dem edlen Instrumente fromme Weisen zu entlocken, da hallt es noch immer in den ungeheuren Kreisen und langsam verklingen die Accorde, wie der Choralgesang heimkehrender Pilger fern im Buchenhain erstirbt.

Ein Hauptgegenstand der Kirche und das einzige Andenken an die Stiftungszeit ist das wunderthätige Marienbild, die Madonna des Kaisers Ludwig. Die Statuette ist aus dem feinsten Alabaster, auch italienischer Porphyr genannt, gemeißelt, ungefähr 14 Zoll hoch und 25 Pfund schwer. Die Himmelskönigin ruht, mit einem Mantel umhüllt, auf einem Sessel ohne Lehne; ein Schleier wallt vom Haupte über die Schultern

nieder. Ein herzlich lächelndes Kindlein mit rundem Gesichtchen, eine wahre Engelgestalt, steht aufrecht auf dem linken Knie Mariens und schaut gar freundlich auf die Gottesmutter. Sehr verschieden sind die Urtheile, welche über die Steingruppe gefällt wurden. Man erhob das Werk früher bis zur unerreichbaren Schönheit und Vollkommenheit, welche nachzuahmen, des Menschen Hand vergeblich sich bemühe. Der Volksglaube behauptete auch, daß den Stoff des Bildes, weil vom Himmel gekommen, kein Sterblicher erkenne. In unserer Zeit wurde der Kunstwerth ziemlich herabgestimmt. Kenner wollen namentlich in dem Ebenmaße beider Körper nicht unbedeutende Mängel erblicken. Wie in der „Bavaria" zu lesen, ist nach Herrn Sigharts Urtheil das Denkmal ein Werk des Nicolo Pisano oder eines seiner Schüler. Die Ueberlieferung legt der Statuette die besondere Eigenschaft bei, daß sie dem Reinen und Makellosen federleicht, dem Unreinen und Hochmüthigen zentnerschwer, dem mit schwerer Schuld Beladenen aber völlig unsichtbar sei.

Leider erlitt dieses alte, sonst so vielverehrte Bild, wie schon erwähnt, 1552 großen Schaden. Das Kind, mit der Mutter aus einem Steine gemeißelt, wurde losgeschlagen. Dabei ging auch ein Stück des linken Armes der Madonna verloren; die Hand ist an der Schulter des Himmelsknaben noch zu sehen. Beide Figuren wurden nun zusammengekittet, und der verlorne Theil ward durch einen Pergamentstreifen ersetzt. Später versah man Haare, Augen, Mund und Wangen durchaus nicht zum Vortheile mit farbigem Anstriche. In neuester Zeit unterwarf man die Statuette einer

Ausbesserung, die aber nicht mit übermäßigem Glücke gelungen sein dürfte.

Groß war der Zudrang des Volkes zu dem Gnadenbilde, und selbst gekrönte Häupter auswärtiger Länder, der vielen bayerischen Herzoge gar nicht zu gedenken, zogen nach Ettal, um das gepriesene Himmelsgeschenk zu sehen und zu verehren. König Philipp II. von Spanien besuchte mit seinem Hofstabe und seiner Leibwache das kaiserliche Stift; die Königin Christina von Schweden und Eleonora, Königin von Polen, kamen aus so weiter Ferne zur berühmten Wallfahrt. Im April 1704 wurde das hochgeschätzte Kleinod wegen Kriegsgefahr nach München gebracht und in der Kirche der Theatiner aufbewahrt; aber schon das nächste Jahr wanderte es auf prächtig geschmücktem Wagen von einer unglaublichen Volksmenge, von der infulirten Geistlichkeit, dem gesammten Adel u. s. w. aus der Stadt begleitet, zurück nach Ettal, wo es in dem obern Raume des Tabernakels verwahrt ist. Zur näheren Besichtigung kann es auf den Altar herabgelassen werden.

Sehenswerth sind die lichten, luftigen Räume der Sakristei. Ein Fremdenbuch liegt dort zur Einzeichnung auf. Ein eigenes Blatt trägt die Namenszüge sämmtlicher Glieder unserer erhabenen Herrscherfamilie.

Die Klostergebäude sind längst im Besitze von Privaten, gegenwärtig des Herrn Grafen von Pappenheim. Ein einziger Geistlicher, der Pfarrer des kleinen Ortes, bewohnt das aufgelöste Stift. Im westlichen Flügel, wo sonst die vornehm zarten Junker den Worten der Weisheit lauschten, da sitzen jetzt die bausbackigen Bauernjungen beisammen und lautiren und nummeriren,

daß es lustig im weiten Klosterhofe hallt. Im südlichen Theile schaut aus luftigen Hallen in bunter Farbenpracht Gambrinus, des Bieres unsterblicher Erfinder. Das fromme Chronogramm: „DeI DeXtera beneDICat CereVIsIae ettaLensI“ (Die Rechte Gottes segne das Ettaler Bier) zeigt die Pforte zur Bräustätte. Die Ritterpfründe ist spurlos verschwunden, die Akademie hat längst aufgehört, die Mönche sind Alle im Herrn entschlafen: doch diese Anstalt hat sich in voller Kraft erhalten trotz der Stürme, die durch die Thalenge fegten. Viele rührige Hände kochen und fassen in den gewaltigen Räumen das schäumende Naß, um im weiten Kreise die durstigen Seelen zu laben. Weder die Steile des Ettaler Berges, noch die Entlegenheit in dem Gebirgswinkel schreckt die Schenken der Dörfer, von dem edlen Gebräu zu holen.

Haben auch wir uns erquickt an dem milden, stärkenden Safte, so wandeln wir weiter die staubige Bahn, die hinab nach Ammergau trägt. Kein Ordensmann grüßt den Wanderer; keine andächtigen Waller ziehen mehr des Weges; selbst die reichen Aebte, die im zierlichen, mit stattlichen Hirschen bespannten Wagen Rundschau im Gerichtsbezirke hielten, sucht das Auge umsonst. Wendet sich aber der Blick rechts über die schwankenden Wipfel, da schaut mit unverändertem Ernste das Ettaler Manndl (Männchen) (5023 P. F.) auf den Wechsel der menschlichen Werke. Ueber das starre Felsengebild, welches bei einiger Einbildungskraft in der Ferne die Gestalt eines riesigen Mannes annimmt, wußte Herr v. Kobell folgende Verse zu schreiben:

S'Ettaler Mannl is schwaar und stark,
Hat in die Knocha a' stoaners Mark,
Kümmert si' nit um Wetter und Wind,
Is a' wahrhafti's Felsenkind.

S'Ettaler Mannl schaugt weit in's Land,
Hat zum schaugn an' prächtinga Stand,
Was 's denn da draußen d'erschaug'n will,
Allewei' ernsthaft und allewei' still.

I' will 's Enk sag'n, es schaugt und sinnirt,
Was der Boar für a' Leben führt,
Ob er no' brav, wie sunst, und guat,
Ob er 's no' hat, sei' tapfer's Bluat.

Ob er no' treu sein' Herrn und Land,
Drum schaugt 's Mannl so umanand,
Und wur 's anders, na' pfüt' di' Gott,
Nacha wohl kemmet a' großi Noth.

S'Ettaler Mannl, es steiget ra',
Werfet sein graabn Mantel a',
Nacha wohl sechets, es is a' Ries',
Wie gar nie oana gwesn is.

Und mit die stoanern Füß' und Arm',
Schlaget's und hauset, daß Gott d'erbarm,
Hauset gar bös im ganzn Land,
Bis 's wieder sauber vo' Schimpf und Schand.

S'Ettaler Mannl, no' steht's in Fried,
'S geht scho' no' richti', es feit si' nit,
Laßts no' nit aus, seid's brav und guat,
Daß si' dees Mannl nie rühr'n thuat.

Links öffnet sich die Aussicht in's grüne Graswang-thal, aus welchem die Ammer sich gewaltsam ein Bett

gegraben. Eine gute Straße führt jetzt durch das enge Bergland über die Landesgränze zum fernen Plansee und zur kgl. Burg Hohenschwangau. Nur kurze Zeit entrücke ich den Leser von dem Hauptwege, um ihm ein oberflächliches Bild von diesem wenig bekannten Erdwinkel, von den alten Ettaler Bannwäldern düster umschattet, zu geben.

In einer Stunde ist das freundliche Dorf Graswang erreicht. Die frischen Alpenwasser, die Ammer sammt ihren Altachen, bergen hier so überaus schmackhafte Forellen, daß weit über die Gränzpfähle des Vaterlandes, wo schon fremde Zungen klingen, das Lob der kaltblütigen Leckerbissen dieses Gaues gedrungen ist. Aber nicht bloß das nasse Element zieht sorglich so beliebte Schätze heran, auch die tiefen Forste, Klüfte und Höhen nähren Geschöpfe, welche der Mensch gierig verfolgt. Gemsen und Rehe weiden in ganzen Rudeln auf den Rücken und Jöchern, und von den zahlreichen Hirschen heißt heute noch die Senkung unfern der Beckenalpe Hirschwang. Vor Jahrhunderten durchstreiften auch Raubthiere die waldige Furche. Vor Kurzem fand man in einer Höhle das Gerippe eines Bären, der, von einem eisernen Bolzen durchbohrt, im finstern Verstecke endete.

Gehölz und Wiesengrund wechseln am Wege. Dazwischen erzählen ungeheures Geröll und tief eingewühlte Wasserrinnen von der verheerenden Kraft ungestümer Wogen, die nach Gewitterstürmen von den steilen Thalflügeln tosen. Gar manch kräuterreiche Fläche deckt jetzt bleicher, verworrener Bergschutt. Von mächtigen Wald- und Felsenhöhen umlagert, von deren Rücken

die kgl. Jagdhäuschen schimmern, und von lustig grünen Wiesen umsäumt, ruht still und friedlich das Forstwarthaus Lindertrad. (Die zum kgl. Militärfohlenhofe Schwaiganger gehörende Oekonomie Linders bleibt in unbedeutender Entfernung rechts.) Die gastliche Jägerwohnung ist bis Hohenschwangau die letzte Zufluchtsstätte für den Reisenden; darum versäume man nicht, sich hier so zu laben, um die nun folgenden sieben Bergstunden bewältigen zu können. Die gute Fahrstraße windet sich in dem herrlichen Forste durch's menschenleere Thal hinan. Der Alpenbach rauscht manchmal im breiten, steinigen Bette, dann aber versickert er plötzlich, der glitzernde Silberfaden, im weiten Gries und gräbt sich unter dem Kies und Gebröckel unterirdische Wege. Darum wird der Ammerursprung nach Graswang verlegt; an der Tyrolergränze tief im Ammerwalde sucht man ihn in der leeren Wasserrinne umsonst. Sinnend wandeln wir weiter, umsäuselt von dem kühlenden Hauche der Waldesluft. Fröhlicher Vogelsang grüßt, wohin der Lärm einer geschäftigen Welt nicht mehr dringt. Da wiegt sich die Weißdrossel auf dem zarten Zweige, die Bergamsel hüpft von Ast zu Ast und die Wiesenlerche piept heimlich im saftreichen Grase. Ueber feuchtes Gestein schleicht träge der häßliche Molch, und durch's weiche Moos huscht flüchtig die Natter. An lichtern Stellen glänzen zwischen hohen Gräsern und duftenden Farrenkräutern die rothen Früchte der Preiselbeerstaude, die Genziane leuchtet aus dem Schatten, Erd- und Heidelbeeren laden gastlich zur Einkehr. Weiterhin an den Gehängen sproßt der stich- und schußfest machende Allermannsharnisch, das Wun-

derkraut, gar hoch berühmt in der Sage des Volkes. Tief im Bannwalde hat der Sturm eine mächtige Tanne geworfen. Mit üppigem Grün umklammert eine bunte Pflanzenfülle den gefallenen Riesen, und auf dem modernden Stamme, der Jahrhunderte den Elementen trotzte, spielen lustig der zarte Thymian und das blaue Glöcklein.

So erreichen wir unter stiller Betrachtung den Boden Tyrols und weiter im Gehölz auf kaiserlichem Gebiete eine Almhütte, in welcher zur glücklichen Zeit von dem bekannten Landeswein zu haben ist, dessen Eigenschaften hinlänglich vor Uebermaß schützen.

Im öden Thalwinkel streckt ein Wegzeiger seine hölzernen Arme aus. Links weiset er zum österreichischen Zollhäuschen, dem verlornen Schildposten, einsam und verlassen mitten in einer Waldwildniß, und zum Felsenkessel des düstern Plansees. Bis dahinein streifte vor Jahrhunderten Ludwig der Bayer als rüstiger Waidmann, als er sein liebes Ettal besuchte. Am nördlichen Rande des Sees, wo der Steig sich bescheiden an die Felswände drückt, quillt ein Wasserstrahl frisch und klar. Da labte sich der kaiserliche Jäger durch einen kräftigen Trunk, und bis heute heißt die krystallene Quelle „der Kaiserbrunnen."

Rechts zeigt die Tafel nach Hohenschwangau. Ein Reitweg windet sich unter vielen Krümmungen den steilen Berg hinan. Ist die Uebergangshöhe erreicht, dann möge man eines Rückblickes nicht vergessen in die grüne Tiefe auf die Millionen schwankender Wipfel, die wie ein endloses Lanzenheer in dichten Reihen emporstechen. Nun führt eine Fahrstraße stets abwärts.

Zur Seite rauscht lustig die Pöllat, welche mit glitzernden Fäden von allen Seiten die Quellen aus den Schluchten zieht und zum Flüßchen erstarkt in finstern, unzugänglichen Klammen brauset und donnert. Zur Linken grüßt uns der Säuling mit seinem Felsenhaupte und zwischen den Flügeln des Hochthales sehen wir hinaus auf die freundlichen Hügel des Schwabenlandes. In der Nähe der Marienbrücke sinkt der Pfad rasch hinab an das Ufer des Sees zur Alpenrose, dem Gasthofe von Hohenschwangau. Der Weg von Ettal bis hieher ist selbst bei trübem Wetter nicht zu fehlen. In zweifelhaften Fällen schützen deutliche Wegzeiger vor dem Verirren.

Nach diesen Abschweifungen rücken wir nun weiter fort auf der Landstraße dem Kofel entgegen, der an der linken Thalseite schroff emporsteigt und ein riesiges Kreuz auf der Felsenstirne trägt. Im Jahre 1580 den 30. Mai ließ der Kaufmann Georg Papst von Nürnberg auf seine Kosten eine ungeheure Bildsäule auf diese Bergzinne stellen. Zehn Männer hatten zu thun, den Koloß, der einen Ritter in voller Rüstung vorstellte, die Höhe hinanzuschleppen. Jedesmal den ersten Tag des Wonnemonats soll die fröhliche Jugend des Thales, wie drüben bei Ohlstadt auf den Heimgarten, so hier auf den Kofel geklettert sein, um unter Musik und Tanz den lieblichen Lenz zu begrüßen. Die muntern Gäste kreisten unter tollen Sprüngen um den geharnischten Mann. Im Taumel der Freude gerieth einmal ein glückliches Brautpaar zu weit gegen den Abgrund und stürzte in die Tiefe. Die Ergötzlichkeit auf der gefährlichen Kuppe hatte damit aufgehört, und

an der Stelle des bedeutungslosen Bildes erhob sich das Kreuz, welches aus reiner Himmelsbläue nun so friedlich in das Thal leuchtet.

Oberammergau, das große Pfarrdorf, ruht am rechten Ufer der Ammer mit solcher Ausdehnung und Vornehmheit, daß mancher Markt und manches Städtchen sich mit dem Orte nicht messen könnte. Die Häuser sind nach Hochlandsart gebaut mit flachen, vorspringenden Dächern und den Giebelzierden nach den verschiedensten Mustern. Leider vermißt man die malerischen Balkone, die mit Blumen und Gewinden geschmückt solchen Bauten einen eigenen Reiz verleihen. Dafür prangen an den weißen Wänden fromme Gemälde mit allerlei Schnörkeln reichlich umrahmt. In der Mitte der Vorderseite, als dem Ehrenplatze, thront die gnadenreiche Mutter von Ettal. Die meisten dieser Bilder sind von Franz Zwink, der dem unsterblichen Knoller als Gehilfe diente und dem großen Meister die Kunst ablauerte, den Farben solch bleibende Frische zu geben. Wurz- und Blumengärtchen umschließen die niedlichen Wohnungen; von den Fenstern schauen in bunter Pracht die Kinder des Frühlings.

Die Pfarrkirche mit ihren Malereien und Stukaturarbeiten ist sehenswerth. Sie wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach erfolgter Genehmigung des Prälaten von Kloster Rothenbuch unter besonders lebhafter Theilnahme wohlhabender Gemeindegenossen, namentlich der Handelsleute, erbaut.

In weiter Welt sind die Ammergauer bekannt durch ihre feinen, zierlichen, selbst kunstvollen Holzschnitzwaaren. Cruzifixe, Madonnen, Heiligenbilder, Hausgeräthe,

Pfeifenköpfe, Gebirgshäuschen, Kinderspielzeug in allen erdenklichen Sorten sind in großen Kisten schon in unzähligen Auflagen hinausgewandert in nahe und ferne Länder. Die Ergiebigkeit des umliegenden Bodens ist gering, darum sitzen Jung und Alt zu jeder Jahreszeit mit scharfem Stahle am Arbeitstischchen und unverdrossen wird mit gewandten Händen geformt und geleimt, gefeilt und beschnitten, bemalt und getrocknet. Vor einigen Jahrzehn lag noch wenig Kunstgeschmack in der wirren Masse der Erzeugnisse; die eigens errichtete Zeichnungsschule und die besondere Strebsamkeit des rührigen Völkleins haben die Produkte der jetzigen Zeit auf eine hohe Stufe der Vollendung gebracht. Den Verschleiß dieser Holzwaaren besorgt größtentheils ein eigener Verleger, Herr Lang, und man versäume nicht, die großartige Niederlage zu besehen. Eine ganze Welt von Dingen ist im bunten Durcheinander aufgestellt, und der Blick irrt unschlüssig umher, bei welcher Gruppe er beginnen sollte. Da dämmern sie wieder herauf all die Ergötzlichkeiten aus den Tagen unserer Jugend, wenn wir die Gegenstände finden, die sonst das kindliche Herz entzückten. Hanswurste und Steckenpferde, Wägen und Fuhrknechte, Rosse und Reiter, unendliche Reihen sauberer Puppen, hinlänglich genug, um allen schwindsüchtigen Pensionaten auf die Beine zu helfen; Legionen von Soldaten liegen und stehen umher, Jäger und Hirten, Bauern und Bäuerinen, Menschenkinder weiß und schwarz und in allen Trachten schmücken die Sammlung, und würde ein belebender Odem die Menge dieser todten Figuren erwecken, vom Ammergaue müßte eine neue Völkerwanderung sich über den Erdkreis

ergießen. Auch Thiere aller Art, große und kleine, wilde und zahme leben hier friedlicher und zahlreicher beisammen, als vor Jahrtausenden in Noa's Riesenschiffe.

Den größten Kunstwerth haben die farblosen Schnitzereien aus Ahorn- und Spindelbaumholz, Nachbildungen der neueren Denkmäler gekrönter Häupter, Feldherrn, Dichter und Künstler.

In welcher Zeit und durch welche Veranlassung der Keim zur Bildschnitzerei in die Gemeinde Ammergau gelegt wurde, läßt sich nicht bestimmen. Einige nehmen an, daß sie schon in den ältesten Zeiten in bescheidener Zurückgezogenheit sproßte, und daß die Mönche des Klosters Rothenbuch diesen Erwerbszweig 1111 aus dem Ammergau in das Chorherrenstift von Berchtesgaden verpflanzten. Nachweislich kommen die ersten Schnitzler mit Ende des sechszehnten Jahrhunderts vor. Von Partenkirchen ging bekanntlich über Murnau die Haupthandelsstraße von Italien nach Augsburg und Nürnberg. Nachdem aber nach Ettals Gründung der Weg über den Kienberg ganz gut hergestellt wurde, während die Verbindungslinie über Eschenlohe durch Wasser und durch die Räubereien der Schaunburger oft gefährdet war, so scheuten die Fuhrleute die Höhe nicht und zogen mit ihren Frachtwägen durch den Ammergau. Auf diese Art kam viel Verdienst ins enge Ländchen, und reges Leben erwachte im stillen Thal. Es bildete sich auch hier eine eigene Innung, die Rottfuhrmänner oder Rottmänner, welche die angekommenen Güter bis Schongau einerseits, und bis Partenkirchen anderseits brachten. In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts nahm der Handel allmählig an-

dere Wege, und der Waarendurchzug verminderte sich. Auch die Versuche, in den umliegenden Bergen edle Metalle zu finden, wurden, weil erfolglos, aufgegeben.

Das Eintreten solch mißlicher Umstände mag die verdienstlosen Arbeiter veranlaßt haben, mit allem Fleiße und Eifer an die Schnitzbank zu sitzen und dort zu denken und zu schaffen. Sicherten ihnen schon die Scharen frommer Pilger, die zur Wallfahrt Ettal zogen, guten Absatz, so wanderten dennoch die rüstigen Jünglinge und Männer während der Sommermonate mit der wohlbepackten Kraxe auf dem Rücken in die weite Welt hinaus und brachten manch schönen Gewinn zurück in die Heimat.

Kriegszeiten übten sehr verderblichen Einfluß auf die Erwerbsthätigkeit der Ammergauer; besonders der spanische Erbfolgekrieg hatte traurige Folgen für das friedliche Völklein. Auch diese bittern Zeiten gingen vorüber, und die Holzschnitzerei blühte auf's Neue und noch glücklicher empor. In den größern Städten wurden Niederlagen errichtet, und weit über die Marken Deutschlands, in Petersburg, Kopenhagen, Gothenburg, Drontheim, Cadix, Amsterdam ꝛc. erstanden Oberammergauer Handlungshäuser.

„Wie Herr Pfarrer Daisenberger berichtet, so wurden die Inhaber jener Kaufhäuser größtentheils wohlhabend; manche gelangten zu beträchtlichem Reichthume, und von ihnen floß Verdienst und Wohlstand auf die zu Hause gebliebenen Gemeindegenossen zurück, indem diese von jenen Arbeitsbestellungen in Menge erhielten. Die Handelsherren wurden auch ihrem Heimatorte nie ganz fremd. Sie blieben meistens im Besitze ihrer

Gütchen im Orte, hatten da Frau und Kinder zurückgelassen und kamen von Zeit zu Zeit zu kürzerm oder längerm Aufenthalte. Ueberraschte sie nicht in fernen Landen ein früher Tod, dann zogen sie sich in ihren alten Tagen in das heimatliche Gebirgsthal zurück, um in behaglicher Ruhe den Herbst ihres Lebens zuzubringen."

Die Entfremdung von landwirthschaftlicher Beschäftigung, der zunehmende Wohlstand und das Bekanntwerden mit auswärtigen Gebräuchen und Genüssen näherten Sitte und Lebensart immer mehr dem Städtischen, ohne Beeinträchtigung des freien, muntern Wesens, unbeschadet des offenen, gastlichen Entgegenkommens.

Was aber die Ammergauer zu noch größerer Berühmtheit brachte, als ihre Schnitzkunst, das ist ihr weltbekanntes Passionsspiel. Diese erhebenden, wahrhaft würdig gehaltenen Darstellungen der Geschichte des Leidens und Sterbens unseres göttlichen Heilandes erfreuen sich von Jahrzehn zu Jahrzehn einer größern Theilnahme von Seite des gebildeten Volkes, und geachtete Männer haben über das hehre Drama geschrieben.

Vor Alters wurden solche Vorstellungen innerhalb und außerhalb Deutschlands in den meisten bedeutenderen Orten, freilich nicht immer zur sonderlichen Erbauung, aufgeführt, nahmen aber mit geringen Ausnahmen ein unrühmliches Ende. Hier aber lebt dieses Volksspiel trotz aller Stürme der Zeit und trotz aller Widersacher ungeschwächt fort und erreicht bei dem ausgezeichneten Eifer und dem unermüdeten Fleiße der Mitwirkenden mit jeder Wiederholung einen höheren Werth.

Veranlassung zu dem Passionsspiele in Oberammer-

gau soll der Sage nach eine große Sterblichkeit gegeben haben, welche im 17. Jahrhunderte den Ort heimsuchte. Der dreißigjährige Krieg brachte nebst andern unsäglichen Leiden auch die Pest in unser Vaterland. Furchtbar wüthete diese schreckliche Geisel rings umher in den Thälern. Kapellen zu Ehren der Pestpatronen Sebastian und Rochus erinnern noch da und dort an jene traurigen Zeiten. In einem Kirchlein bei Kohlgrub liest man heute noch an der Empore:

Sex hundert drey und dreysig Jahr
Nach tausendt dort die Jahr Zahl war,
Als hier die Pest sehr starckh Regiert,
Es liess Kein haus schier ohnberiehrt,
So starckh hat sye alhier getobt,
Daß sich die Gmaindt alhier verlobt:
Nur 2 Baar Ehevolck gantz und gar
Auß der Gemaindt gesundt noch war,
Da Sant Rochus der Groß Batron
Hat Unß hilffreich erlöst darvon;
Aus Gelübdt diß Kirchlein wurd aufgführt
Nach Hundert Jahren Renoviert.

Drüben in Eschenlohe hauste die Seuche so unerbittlich, daß der Seelsorger sein Heil in der Ferne suchte, und die verlassenen Pfarrkinder von „den Herren" in Ettal getröstet wurden. Der Würgengel scheint den treulosen Hirten dennoch erreicht zu haben; denn der feige Flüchtling kehrte auch in bessern Tagen nicht mehr zurück.

Während das Sterbglöcklein von Dörflein zu Dörflein jammerte, hatten die Männer von Ammergau beschlossen, Niemanden in das Thal zu lassen, um so das Einschleppen des Pestgiftes zu verhindern. Leider

wurde das Verbot nur bis zur Kirchweihe im September beachtet. Ein Ammergauer Taglöhner, der in Eschenlohe arbeitete, konnte der Sehnsucht nach dem Heimatorte nicht widerstehen, stieg über die Berge, wußte die Wachen zu täuschen und trug den Tod in seine Hütte. Schnell verbreitete sich das Uebel in der bisher verschonten Gemeinde. In dieser Trübsal wendeten sich die Bewohner zu Gott und gelobten, alle zehn Jahre mit möglichster Pracht und Andacht die Leidensgeschichte des göttlichen Erlösers aufzuführen. Von diesem Tage an soll trotz der Pestzeichen, welche einige Personen schon an sich trugen, kein Opfer mehr gefallen sein.

Die Ammergauer hielten ihr Gelöbniß getreulich; selbst die Kriegsjahre konnten die Vorstellungen nicht hindern. Im Jahre 1811 machten sich zwei befreundete Männer darüber, das Spiel den Anforderungen der Zeit gemäß umzugestalten. Der Expater von Ettal, später Pfarrer zu Jesenwang bei Fürstenfeldbruck, Ottmar Weiß, verbesserte den Text, Lehrer Dedler von Oberammergau schrieb die einfache, fließende Musik. Bei den letzten Vorstellungen wurde die von Herrn Pfarrer Daisenberger umgearbeitete Dichtung benützt.

Nachdem eine lange Reihe von Jahren der Gottesacker den Schauplatz bildete, so ward 1830 zum erstenmale auf dem sogenannten Passionsplatze, einer grünen Wiesenfläche nächst dem Orte, gespielt. Die Bühne ist von Holz, wird nur vorübergehend aufgeschlagen, befindet sich aber unter Dach, während die Bänke des ungeheuren Zuschauerraumes schutzlos gegen Sturm und Regen unter freiem Himmel stehen. Zu beiden Seiten des Mitteltheaters sind die schmalen, bretternen

Paläste des Herodes und des Pilatus, und neben diesen gestatten offene Thorbogen einen tiefen Blick in die Straßen von Jerusalem. Die geräumige Vorbühne ist zunächst für den Chor und für solche Scenen bestimmt, welche einen weiten Platz erfordern.

Es war vor zwei und zwanzig Jahren, daß ich, dem Aufrufe in den Zeitungen folgend, als neugieriges Bürschlein vom untern Lechrain in die Alpen zog, um das heilige Drama zu schauen. Vetter und Bäschen hatten das magere Beutelein erträglich gespickt, und so schritt ich sorgenlos, voll heitern Sinnes die Straße. Je näher ich den Bergen kam, desto lebendiger wurde es auf allen Wegen. Aus Thälern und Schluchten, über Berge und Hügel schritten in langen Zügen Männer und Frauen betend und plaudernd nach Ammergau. Schon am Vorabende des Spieltages wogte trotz des niederträchtigsten Wetters eine große Menschenmasse durch die Gassen des Dorfes, drängte hinaus zur Bühne, um deren Einrichtung zu sehen und die Schwere des Kreuzes zu prüfen, an welchem morgen der Heiland verscheiden sollte. Ein anderer bunter Haufen wälzte sich zur Niederlage, um die hölzernen Kostbarkeiten zu mustern. Die neuen Ankömmlinge eilten von Haus zu Haus, um ein Obdach zu suchen; denn die Gasthöfe waren schon längst bis zum äußersten Winkel gefüllt. So schlüpfte auch ich nach fruchtlosem Ringen, irgend ein bescheidenes Bettchen zu finden, durch die offenen Pforten in die Stube eines freundlichen Schnitzlers. Große Gesellschaft erfüllte den dunstigen Raum und trocknete am warmen Kachelofen die triefenden Kleider. Ich fügte mich ruhig in das Unvermeidliche und kaute

in einer Ecke zufrieden am harten Brode. Endlich ward ich mit einer Schar Pilger zur Ruhestätte geleitet. Bei düsterm Laternenscheine wanderten wir in die Scheune, und jeder Fremdling suchte sich ein Plätzchen, die Jugend auf dem Heuboden, das Alter auf der Tenne. Wohlgemuth kletterte ich zum duftenden Olymp, grub mich tief in den rauschenden Pfühl und entschlief, während der Regen noch immer wacker auf das Dach trommelte. Glockenschall und Musiktöne weckten die Schläfer. Es war bereits hell. Mit jugendlicher Hast fuhr ich empor, schüttelte die dürren Alpenkräuter von dem Leibe und stieg — nein! — und fiel in unbesonnener Eile auf den untern Lagerplatz. „Hier muß ich deiner gedenken, edler Schwabe, dessen greises Haupt ich beim Sturze ziemlich unsanft streifte und dessen tadellosen Dreispitz ich jämmerlich zerknitterte! „„Studentle, hascht koi Gliedle brocha?““ fragtest du in theilnehmender Weise, ohne die leiseste Spur eines Aergers; bei dem letzten Worte war aber der unverletzte Musensohn schon zum Thor hinaus.“

Der Regen hatte aufgehört. Ein kalter Wind jagte die Nebel durch das Thal, zerriß wohl hie und da den dünnen Schleier, und tröstend schaute dann die Himmelsbläue auf das belebte Dorf. Hatte schon der Abend ungeheure Menschenmassen gebracht, so kamen am Morgen neue, endlose Karavanen zu Fuß und zu Wagen. Der Zuschauerraum, der achttausend Personen fassen konnte, füllte sich gänzlich. Ueberhaupt war schon im Jahre 1840 der Zudrang so groß, daß es dreimal nothwendig wurde, am nächstfolgenden Tage das Spiel zu

wiederholen für solche, die bei der Hauptvorstellung keinen Platz mehr erhielten.

Wie damals, fast eben so traf ich es 1860 wieder. Die Zahl der Neugierigen war eher noch gestiegen; doch ruhte ich diesesmal nach gemachter Bestellung in einem bequemen Bettchen. Die bei weitem größere Hälfte der Angekommenen gehörte früher zum Bauernstande. Nun aber hatte sich die Theilnahme von Seite der Gebildeten und Städtischen bedeutend gesteigert. Man sah ganze Reihen Herren und Damen und darunter manche berühmte Persönlichkeit. Von der Südgränze Deutschlands bis zur Nord- und Ostseeküste, aus der Schweiz, aus Frankreich und selbst von dem fernen Albion fanden sich Gäste.

Um acht Uhr ist der Anfang des Spieles. Die bunte Menge, eben noch im eifrigsten Gespräche und in den lebhaftesten Begrüßungen, schweigt auf das gegebene Zeichen. Eine lautlose Stille tritt ein, und das heilige Drama beginnt.

Die Vorstellung zerfällt in drei verschiedene Bestandtheile. Der Chor der Schutzgeister, welcher aus siebzehn Sängern beiderlei Geschlechts besteht, stellt sich halbkreisförmig in der Mitte der Vorbühne auf und verkündet und bespricht singend die vorausgegangene oder nachkommende Handlung. — Die lebenden Bilder (Tableaux) zeigen uns von dem Mitteltheater aus jene alttestamentalische Begebenheiten, welche sich als Vorbedeutung auf den nun folgenden Theil der Leidensgeschichte Christi beziehen. — Das erhebende Spiel selbst, welches den ganzen Platz in Anspruch nimmt, beginnt mit dem feierlichen Einzuge Jesu in Jerusalem, einer

der großartigsten Scenen, und schließt mit der Verherrlichung des Stifters des neuen Bundes. Christus strahlt in der Glorie der Auferstehung in Mitte der Seinen. Dank- und Jubelgesänge bilden den Schluß.

Bei günstiger Witterung ist Mittags eine Stunde Pause. Aengstliche Seelen versehen sich mit kalter Küche, um die Plätze nicht zu verlieren; andere mit weniger Vorsicht und mehr Leichtsinn stürzen aus dem Bretterverschlage, um im Dorfe dem Leibe Rechnung zu tragen. Da werden nun Küche und Keller nicht wenig bestürmt. Der Schwabe kaut zufrieden an dem Weckle, das er sich aus dem Menschenknäuel geholt, während der ernste Tyroler mit festen Zügen sein Pfeiflein raucht, um das Versäumte nachzuholen. Der stämmige Aelpler allein erfreut sich der ungestörten Ruhe, denn mit Entsetzen fliehen Menschen und Thiere den gräulichen Qualm des monopolisirten Kanasters. — Ein schlanker Norddeutscher entfaltet aus feinem Seidenpapier süßes Gebäck, während der behäbige Münchner mit vollem Kruge siegestrunken aus dem Gedränge sich windet. Auf einem leeren Banzen schlürft er so recht behaglich den Ettaler Saft und genießt von den fetten Bissen, die ein besorgtes Weib beim Abschiede in die klaffenden Taschen verbarg.

Zwischen vier und fünf Uhr endet die Vorstellung. Die Kreuzigung des göttlichen Erlösers und die mit bewundernswerther Ruhe und Würde meisterhaft durchgeführte Scene der Kreuzabnahme machen einen überwältigenden Eindruck. Die Frauen schluchzen laut, und das Auge manches sonst starken Gemüthes füllt sich unwillkürlich mit Thränen. Kaum ist das letzte Halle-

luja verklungen, da erhebt sich der ganze Menschenschwarm und mit ungeheurem Tumulte löst sich nach und nach der riesige Knäuel. Dichte, unübersehbare Reihen Fußgänger ziehen nach allen Richtungen ihre Wege; unzählige, vollgepfropfte Fuhrwerke rasseln auf den Straßen dahin. In lebhafter Weise werden von den Heimkehrenden die Hauptmomente des heiligen Spieles besprochen. Ueberall vernimmt man nur die Stimme des Lobes über die höchst gelungene Darstellung einer so erhabenen Handlung und über die Gastfreundlichkeit und Billigkeit der Ammergauer Bürger.

Bevor ich den lieben Ort und die gemüthlichen Räume beim Schwabenwirthe verlasse, seien noch einige Worte über die Urgeschichte des Dorfes gesagt. Schon zur Zeit der Karolinger wurden Ober- und Unterammergau als ein Besitzthum der Welfen genannt. Dieses mächtige, hochangesehene Geschlecht hatte hier einen Herrenhof, Villa Ambrigo, um welchen sich verschiedene Dienstleute seßhaft machten. Weiterhin hörte man von der neuen Ansiedlung erst, als gegen das Ende des 9. Jahrhunderts der alte Ethiko, ein gewaltiger Sprosse des hochadeligen Hauses, hier seinen ständigen Aufenthalt nahm. Stolz darauf, als freier Bürger und Eigenthümer in seinem Besitzthum herrschen zu können, empörte es ihn, als sein Sohn Heinrich, um die Stammgüter zu vergrößern, einen weitern Bezirk vom Kaiser zu Lehen nahm, damit aber zum Vasallen wurde. Der tiefgekränkte Mann verließ die eitle Welt und zog mit einigen Getreuen in das wenig bekannte Thal, um in ungestörter Abgeschiedenheit bei den Freuden des Waidwerkes und bei klösterlichen Uebungen

die schmachvolle Erniedrigung zu vergessen. Klause und Grabstätte des welfischen Einsiedlers sind spurlos verschwunden. Nach des grämlichen Alten Tod wurde die kleine Klostergemeinde nach Altomünster unfern der Ilmquelle und in späterer Zeit von dort nach Altdorf in Schwaben versetzt, wogegen die Nonnen von Altdorf nach Altomünster zogen.

Ammergau blieb über zwei Jahrhunderte Eigenthum desselben Geschlechtes. Dann kam es theils durch Kauf, theils durch Schankung unter verschiedene geistliche und weltliche Herren, bis es mit der Aufhebung des Klosters Ettal wieder mit Bayern vereiniget wurde.

Gleiches Alter theilt das nur eine mäßige Stunde entlegene Unterammergau. Dieses große Dorf überrascht durch den überaus freundlichen Anblick. Den 24. März 1836 wüthete eine so furchtbare Feuersbrunst, daß in wenigen Stunden 46 Familien ihres Obdaches beraubt waren. Schnell erhoben sich die zerstörten Wohnungen aus der Asche. Ein gewandter Meister wußte nach den Regeln der Sonnenbaulehre die neuen Häuser so zu stellen, daß sie, mit der Hauptseite zum Lichte gekehrt, ein liebliches Bild gewähren.

Weder Viehzucht, noch Feldbau wären hinreichend, die zahlreiche Bevölkerung zu nähren, hätte nicht der Mensch andere Mittel gefunden, um sein Bestehen zu ermöglichen. Die nahe liegenden Berge enthalten ein reiches Lager guter Mühl-, Schleif- und Wetzsteine, Mineralien, die überall nothwendig sind. Die fleißigen Bewohner wissen die Gabe der Natur zu würdigen, fördern unverdroßen die gesuchten Schätze zu Tage und verführen und verschicken sie bis in ferne Länder. Für

das rauhe Gestein wandert manch hübsches Sümmchen in den Ammergau und bringt Zufriedenheit und Wohlstand in die Hütte des Arbeiters.

Außerhalb des Dorfes unfern der Straße blickt von einem grünen Hügel gar freundlich und mild das Kirchlein „Kapel zum heiligen Blut." Ein bescheidenes Häuschen schmiegt sich an die einsame Kapelle. Die ganze Bevölkerung betrachtet den Betort als die Mutterkirche der umliegenden Gegend, und als der weltsatte Ethiko in die Einsamkeit zog, schaute das kleine Heiligthum schon als tröstlicher Lichtpunkt aus der finstern Wildniß. Der greise Welf scheint ein besonderes Wohlgefallen an der Kapelle gefunden zu haben. Gern stieg er auf die liebliche Höhe und betete in den stillen Räumen. Dieses bewog die Nachkommen des frommen Herrn, das Bethaus zu vergrößern und zur welfischen Hofkapelle zu machen. „Der Ueberlieferung zufolge befand sich vor Alters in diesem Kirchlein ein Theil des nämlichen heiligen Blutes, welches von Judith, der Gattin des ersten Bayernherzoges aus dem Stamme der Welfen, bei ihrer Verehelichung als Brautschatz nach Bayern gebracht, und nach ihrem Tode von dem Herzoge Welf vor Antritt seines Kreuzzuges dem Kloster Weingarten geschenkt wurde. — Wirklich hat man vor Kurzem einen merkwürdigen Beleg für diese Tradition aufgefunden, das Gefäß nämlich, welches in der ältesten Zeit zur Aufbewahrung des heiligen Blutes gedient hat. Es ist dieses eine Art Speisekelch mit einem abnehmbaren Deckel, auf beiden Seiten mit gothischen Thürmen versehen, in deren Bögen Figuren angebracht sind, welche mit den Personen, die bei Auffindung des

heiligen Blutes in Mantua (1048) spielen, vollkommen zusammen stimmen. Dieses heilige Blut befand sich noch — wie aus den Kirchenrechnungen erhellt — 1667 zu Kapel; um das Jahr 1680 war es verschwunden, und erst 1734 erhielt genannte Kirche wieder eine, jedoch höchst unbedeutende Reliquie dieser Art von Rom aus, welche noch vorhanden ist." *)

Rücken wir vorsichtig weiter, um dem feurigen Ritter des Knappenfeldes auszuweichen, der auf glühendem, Funken sprühenden Klepper mit flammender Klinge die ausgelassene Jugend nach Ammergau treibt. Die Gegend öffnet sich und geht allmählig in das lechrainische Hügelland über.

Bei dem Dorfe Saulgrub zweigt sich die sogenannte Salzstraße ab, die durch das Pfarrdorf Kohlgrub am Fuße des Hörnle und durch den hügeligen Lettenwald in vier Stunden nach Murnau führt.

Ueber Anhöhen und moosige Niederungen erreicht man Bayersoyen, ein ansehnliches Dorf in angenehmer Lage. Hier erhob sich einstens nahe an der Straße zwischen zwei Seen, eigentlich großen Fischweihern, das zu Ettal gehörige Lustschloß Seeburg. Während der Ferienzeit kamen die adeligen Zöglinge des Kaiserstiftes mit ihren Professoren und Exercitienmeistern in das geräumige Herrenhaus, um sich mit Musik und Jagd, mit Fisch- und Vogelfang, mit Scheibenschießen, Wasserfahrten, Spazierritten ꝛc. zu belustigen und zu erholen. Das gab dem nahen Soyen ein vornehmes Ansehen, und das sonst unbeachtete Dörflein

---

*) Histor. Notiz von J. B. Prechtl.

sah viele hochberühmte Familien, die in prächtigen Wägen hieher kamen, um ihre hoffnungsvollen Sprößlinge zu besuchen. Die Burg ist längst verschwunden, und aus den magern Resten wuchs ein stattliches Bauernhaus. Auch der westlich gelegene Teich ist eingegangen; rechts fluthet noch der Soyernsee, der mit seinem Abflusse den Staffelsee speiset.

In dem kleinen Orte Echelsbach stand früher, wie in mehreren Orten an diesem Straßenzuge, ein sogenanntes Pack- oder Ballhaus, wo die von Süden kommenden Güter so lange aufbewahrt wurden, bis mehrere Fuhren beisammen waren, um sie dann in großen Zügen oder Rotten unter sicherer Bedeckung weiter zu befördern.

Wir nähern uns wieder der Ammer, die in einer tiefen Furche bald zwischen nackten Wänden, bald im kühlen Waldthale unter vielen Krümmungen vorwärts strebt. Steil fällt der Weg in die düstere Schlucht, um jenseits des Flusses wieder mühsam empor zu klimmen.

In einer Gegend, die jetzt noch weithin mit dichten Forsten bedeckt ist, ruht friedlich hoch am linken Felsufer der Ammer südlich vom Peißenberge das aufgelöste Chorherrnstift Raitenbuch (Rottenbuch). Finstere, endlose Waldungen deckten zur Zeit der Welfenherrschaft die ganze Umgegend. Wie einzelne Sterne in der Finsterniß leuchten, so schimmerten hie und da fürstliche Herren- und Jägerhäuser aus dem tiefen Dunkel. Um auch in diese Oede Leben und Kultur zu bringen, erbaute Herzog Welf I. mit Beistimmung seiner Gemahlin Judith ein Klösterlein, beschenkte es mit

liegenden Gütern und übergab das Stift 1085 den nach St. Augustins Regeln lebenden Chorherrn. Der erste Prälat, Ulrich, schickte 1111 den eifrigen und unternehmenden Stiftsgenossen Eberwein mit drei Priestern und vier Brüdern in den unwirthlichen Gebirgswinkel von Berchtesgaden, um auch dort den Jüngern des heiligen Augustin ein Haus zu bauen. Kaiser Ludwig verlieh 1326 dem Kloster Raitenbuch die niedere Gerichtsbarkeit, und durch Herzog Stephan erhielt es 1386 die Zollfreiheit auf der Schongauer Lechbrücke. Außerdem bildet die ganze Geschichte des Stiftes eine fast ununterbrochene Kette herber Geschicke. In den Jahren 1262 und 1322 sanken durch Feuersbrünste die Gebäude in Asche. Als 1525 in vielen deutschen Ländern die Bauern aufgestanden waren, drangen auch einige Tausende aus Schwaben über den Lech, mordeten, plünderten, zündeten Steingaden und Raitenbuch an und forderten das Landvolk auf, sich ihrem Bunde anzuschließen. Die biedern Bewohner dieses Gaues ließen aber den Rebellen sagen, daß sie eiligst abziehen möchten, weil der bayerische Bauer fest entschlossen sei, für seinen Fürsten zu leben und zu sterben. Schnell sammelte sich das treue Volk auf dem Peißenberge, griff die schwäbischen Eindringlinge an und schlug den wilden Haufen zurück.

Später nahmen die Soldaten des Herzogs Moriz von Sachsen das Stift in Besitz und schalteten darin, wie in ihrem Eigenthume. Der Proviantkommissarius Friesen hatte hier sein Standquartier aufgeschlagen, und als die Vorräthe des Klosters aufgezehrt waren, wurden Brod, Wein, Haber 2c. aus dem Gebirge, nament-

lich von Ettal geholt. Bis im Graswangthale wurden die Leute genöthiget, ihre Habe zu opfern, und unter gröblichen Mißhandlungen mußten sie selbst ihr eigenes Vieh nach Raitenbuch treiben, dem Feinde zur Beute.

Mit noch furchtbareren Schlägen schien der dreißigjährige Krieg die geweihte Stätte zermalmen zu wollen. Dreimal wurde sie von schwedischen Rotten gebrandschatzt, geplündert und verwüstet. Die Mönche flohen vor den wüthenden Haufen in die unzugänglichsten Bergschluchten und fanden bei ihrer Rückkehr nur mehr leere, zertrümmerte Hallen. Bei weiser Sparsamkeit und kluger Verwaltung raffte sich das Kloster wieder auf, um 1703 von den Tyrolern und Kaiserlichen aufs Neue ausgeraubt und niedergeschmettert zu werden. Mit diesem letzten Stoße begannen bessere Zeiten. Bald verkündeten prächtige Gebäude und ein herrlicher Tempel die Wiederkehr des Wohlstandes. Eine im hohen Grade reichhaltige und dabei vortrefflich eingerichtete Bibliothek zeugte von dem wissenschaftlichen Streben der frommen Herren. In schönster Blüthe stand das Stift Raitenbuch, da erfolgte 1803 seine Auflösung. Die Gebäude wurden theils abgebrochen, theils verkauft. Mehrere Besitzer theilen sich in den noch stehenden Rest. Besonders vornehm ragt die Brauerei des Herrn Lenz aus den Ueberbleibseln hervor. In dem stattlichen Hause befindet sich zugleich die Postexpedition und die Bierschenke. Ist die Küche zufälliger Weise etwas reichlicher versehen, so überläßt der freundliche Besitzer den Ueberfluß gern den hungerigen Wanderern. Außerdem ist beim Wirthe Labung zu suchen.

Der einzeln stehende Glockenthurm und das sonnen-

helle Münster, jetzt Pfarrkirche, schauen noch als Zeugen einstiger Pracht in die Ferne. Leider fehlt es in dem schönen Gotteshause nicht an störenden Zuthaten, die leicht zu beseitigen wären. In einer Nebenkapelle möchte die Reihenfolge der Aebte, von geübten Händen gemalt, nicht zu übersehen sein. — Freunden der Pflanzenkunde sei hier bemerkt, daß nur auf der Flur von Rottenbuch und sonst auf keinem Fleck der Erde Carex Ohmülleriana gefunden wird.

Die Salzstraße führt von hier unmittelbar nach Steingaden. Wir aber ziehen hinab immer näher dem Lechthale, und über waldige und moosige Niederungen grüßt der alte Kirchthurm des großen, schönen Pfarrdorfes Peiting (Peitingau). Im Alterthume eine römische Pflanzstadt, kam der Ort zur Zeit der Karolinger in die Hände der Welfen. Dieses berühmte Geschlecht, reich begütert diesseits und jenseits der Alpen, in Schwaben und am Bodensee, beherrschte auch das Gebiet des Lechraines, von Friedberg aufwärts die Westufer des Ammersees streifend zum Peißenberg und von da über Eschenlohe nach Garmisch. Kaiser Ludwig der Fromme heirathete die Welfentochter Judith und soll der Sage nach in heiterer Stunde dem Neffen seiner Gemahlin versprochen haben, ihm so viel Land zu Lehen zu geben, als er in Tagesfrist mit einem Pfluge zu umfahren vermöchte. Der schlaue Vetter nahm auf diese Zusicherung einen goldenen Pflug in die Hand und umzog im leichten Wagen einen weiten Bezirk zwischen Lech und Ammer. Des Beschenkten Vater, Ethiko, war mit diesem Zuwachse, der den Sohn zum Dienstmann des Kaisers machte, durchaus nicht zufrie-

den, sondern verbarg sich aus Gram, wie bereits erzählt, in die Wildniß. Später wohnten die Herren des Lechrains bald zu Altdorf bei Ravensburg, bald auf ihrer umfangreichen Feste zu Peitingau (Bitengow). Welf der VI., Herzog von Spoleto, Oheim des geächteten Heinrich des Löwen, war im zwölften Jahrhundert im Besitze dieser Ländereien. Von einem Kreuzzuge glücklich heimgekehrt, verlor er seinen einzigen Sohn. Während der Eroberung Roms durch die Deutschen hatte ihn die Pest weggerafft. Tief erschütterte dieses Unglück den alten, kinderlosen Mann. Er suchte seinen Kummer durch weltliche Genüsse, durch Sang, Spiel und Becherklang zu verscheuchen. Da wurden prächtige Feste gegeben, bei welchen der ganze Adel Bayerns und Schwabens viele Tage lang auf eine verschwenderische Weise bewirthet wurde. Um solchen Aufwand bestreiten zu können, verkaufte Welf seine welschen Länder an Friedrich Barbarossa. Der Erlös aus diesen Besitzungen war bald verjubelt, und nun gab der greise Zecher auch die reichen Stammgüter in Schwaben um Gold und Silber dem Hohenstaufen. Der ganze, ungeheure Reichthum ging zur Neige, und damit erlosch auch, fast wie berechnet, das Lebenslämpchen des Verschwenders. Welf VI. endete nach Tagen der Buße und der Reue in dem von ihm gestifteten Schottenkloster zu Memmingen 1191 und wurde in der Gruft zu Steingaden beigesetzt. Der Lechrain war so Eigenthum der Hohenstaufen, bis Konradin, der letzte Sprößling dieses Heldengeschlechtes, auf dem Marktplatze in Neapel sein junges Leben verblutete. Damit fiel das Land als Erbe an Herzog Ludwig den Strengen und blieb seit dieser

Zeit unter bayerischem Scepter. Ludwig der Bayer schenkte Burg und Dorf Peitingau seinem Stifte Ettal; aber schon nach fünf Jahren löste sie Ludwig der Brandenburger gegen das Gericht Ammergau wieder ein. Später erhob Herzog Ernst den Ort zu einem Markte, gab ihm viele Freiheiten und verlieh ihm das bayerische Wappen. Aus unbekannten Gründen wurden die so leicht erworbenen Rechte nie benützt, und so blieb Peiting bis heute ein einfaches Dorf. An sein hohes Alter erinnern nur mehr der Name und der Thurm der Kirche; die stolze Burg der Welfen auf dem nahen Felsenhügel ward 1632 von den Schweden gänzlich zerstört.

Ist das Lechthal durchschritten, so erreicht der Wanderer jenseits des reißenden Flusses Schongau. Die auf einem ansehnlichen Hügel gelegene Stadt ist mit alten Mauern umgürtet, über welche die Firste der Häuser und die Thürme der Kirchen sich hoch erheben, um in die bunte Landschaft mit ihren malerischen Thälern und grünen Hügelreihen zu blicken.

Der Ursprung der Stadt ist im nahen, westlich gelegenen Dorfe Altenstadt — Altschongau — zu suchen. Dieser uralte Ort gehörte ebenfalls zu den Stammgütern der Welfen und wurde von den verheerenden Kriegen im elften und zwölften Jahrhundert schwer getroffen. Die Bewohner des offenen, unbefestigten Dorfes bauten sich auf der vom Lech bespülten Höhe*) eine

*) Vor Alters bespülte der Lech den Hügel, welchen Schongau bedeckt, an der Westseite und machte um denselben eine Krümmung. Das einstige Flußbett ist noch kenntlich.

zweite Heimat und umgaben sie zur Sicherheit mit Mauern und Thürmen. Der Name Schongau wurde auf die neue Heimat übertragen, die so schnell emporblühte, daß sie im 13. Jahrhundert schon als Städtchen und Stadt urkundlich vorkommt. Der verlassene Ort wurde Altenstadt getauft.

Inzwischen erhob sich in dem Mutterorte eine Komende der Tempelherrn. Der reiche Orden baute auf dem Burglaberge eine Feste und in Altenstadt die prächtige Michaelskirche. Aber schon 1280 verkauften die Templer ihre Güter an das Kloster Steingaden und zogen sich auf entferntere Besitzungen zurück. Die Wohngebäude verfielen allmählig; die Kirche wurde 1832 durch Se. Maj. König Ludwigs Unterstützung gehörig restaurirt und ziert noch in unsern Tagen mit ihren zwei großen Thürmen die Gegend. Das glücklich gerettete Denkmal romanischer Baukunst ist eine durchaus massiv gebaute und gewölbte Basilika, von zehn Säulen getragen, welche mit zierlichen Kapitälern gekrönt sind. Das Bild oberhalb des Rundbogenportales stellt einen Ritter kämpfend gegen einen Drachen vor, den Kampf Christi gegen den Satan, der die verschlungene Menschheit wieder von sich geben muß, versinnlichend. „Der Taufstein zu Altenstadt wird, wie Herr Dr. Sighart in der Bavaria mittheilt, an Bilderreichthum wohl von wenigen in der Welt übertroffen.“ Einer Beachtung verdient auch das riesenhafte Kreuz, an welchem Christus über Lebensgröße mehr steht, als hängt, ähnlich dem Cruzifixe am Hochaltare zu Forstenried bei München, das der Sage nach von zwei Seeoner Mönchen von Andechs hergebracht wurde und trotz aller

Mühe nicht mehr weiter gebracht werden konnte, so daß es bis heute in der dortigen Pfarrkirche aufbewahrt und verehrt wird. Kunstkenner besuchen gerne das berühmte Gotteshaus in Altenstadt und betrachten sinnend das altehrwürdige Werk.

Die Bürger der neuen Stadt Schongau hatten bald Gelegenheit zu zeigen, ob sie ihre Mauern auch zu vertheidigen verstünden. In dem Kriege der deutschen Gegenkönige Ludwig des Bayern und Friedrich des Schönen vertheidigte sich das kleine Völklein mit wahrem Heldenmuthe gegen die Angriffe Herzog Leopolds. Ludwig lohnte diese Treue 1331 mit einem eigenen Wappen, einem besonderen Rechtsbuche und dem Rechte, Pfennige zu schlagen.

Während der Kämpfe der Städte gegen den Adel erschienen die Bürger Augsburgs vor den Thoren Schongau's; aber schon nach sechstägiger Belagerung mußten die stolzen Reichsstädter erfolglos abziehen. Eine lange Friedenszeit brachte glückliche Tage. Der morgenländische Handel, der hier seinen Durchzug nach Augsburg hatte, und die Lagerung der nach Tyrol und Venedig gehenden Güter gegen ein Lagergeld waren für den Ort so vortheilhaft, daß die verheerende Feuersbrunst, welche am 22. Mai 1493 mit Ausnahme des Schlosses ganz Schongau in Asche legte, den Wohlstand der Bürger nur wenig beeinträchtigte. Glücklich wurde auch der Sturm der aufrührerischen Bauern aus Schwaben zurückgeschlagen. Während in der ganzen Umgebung die zügellosen Haufen mordeten und plünderten, blieb Schongau verschont. Dafür schwang der dreißigjährige Krieg mit furchtbarer Wuth seine blutige Geisel

über das Lechthal. Der schwedische General Wrangel nahm 1646 das Städtchen unter Grausamkeiten jeder Art, und zwei Jahre später brachten Franzosen und Schweden, wie über das ganze Land längs des Flusses, so auch über Schongau entsetzlichen Jammer. Damit erblich der Glanz der Stadt immer mehr; Kriegsstürme und die Veränderung der Handelswege hatten dem Orte zu schwere Wunden geschlagen. Still wurde es innerhalb der Mauern und verwundert sieht der Fremde, der allenfalls nach Schongau kommt, die verödeten Straßen und sucht ängstlich nach Menschen. Das Schloß, das Rath- und Ballenhaus erinnern ernst an die alten, goldenen Zeiten.

Bevor ich durch die kleine Vorstadt am Fuße des Berges, wo mehrere Gerber ihr einträgliches Gewerbe treiben, zur Rückreise den Lech überschreite, sei auch des berüchtigten Hexenprozesses gedacht, der 1590, zur selben Zeit wie drüben in Werdenfels, das Frauenvolk der Umgebung mit Angst und Entsetzen erfüllte. Der damalige Richter in Schongau, Hans Friedrich Hörwarth von Hohenburg, witterte fast noch schärfer als sein Kollega Poißl Hexerei und Zauberei und lebte zudem in dem unglücklichen Wahne, dem Lande und Herzoge einen unschätzbaren Dienst zu erweisen, wenn er mit beispielloser Strenge seinen Amtsbezirk von allen Unholdinen säubere. Aus den Häusern der Bürger und Bauern holten die Schergen alle verdächtigen Weiber, von welchen nicht mehr als dreiundsechzig hingerichtet wurden. Hörwarth war in seiner Verblendung so voll Freude über die gelungene Ausrottung der Hexerei und schlug dieses sein Verdienst so hoch an, daß er bei dem

Landesherrn die Errichtung einer ewigen Denksäule beantragte. Der Vorschlag wurde zur großen Betrübniß Hörwarths nicht angenommen; dafür haben die Geschichtsbücher dem Hexenrichter ein trauriges Andenken bewahrt.

Der Gau, welchen wir von Ettal bis Schongau durchwanderten, ja der ganze, ehemalige Lechrain, von den Hochalpen bei Füßen bis hinab gegen Augsburg, gehört eigentlich zum Schwabenlande. Die Gränze von Altbayern ist wohl geographisch durch den Lech bestimmt; allein weit östlich über diese Linie bemerkt man die kenntlichen Zeichen des schwäbischen Stammes, und mehrere Stunden über die angenommenen Marken dringt der schwäbische Volkscharakter und die schwäbische Sprache. So ähnelt auch die Bauart der Häuser und die Einrichtung derselben viel mehr den Wohnsitzen der Oberschwaben, als jenen der Altbayern. Sind auch die Bewohner dieser Gegenden freundlich, artig und gutherzig, so vermißt man dennoch das fröhliche Alpenleben und das zwar derbe, aber gewinnende Entgegenkommen voller Freimuth und Offenheit jenes Kernvolkes zwischen Isar und Inn.

VI.

Von Partenkirchen nach Mittenwald. Die Landesgränze. Zum Walchensee. Durch die Jachenau nach Länggries.

(Nach Mittenwald 4½ St. Von Mittenwald nach Walchensee 6 St. Zum Wirth in der Jachenau 3 St.; von da nach Länggries 4 St.)

Der rüstige Fußgänger, der bei Reisen im Gebirge stets im Vortheile ist, wird es vorziehen, von Partenkirchen über Graseck durch die Elmau, fortwährend die Felsenmauern des Wetterstein in Sicht, nach Mittenwald zu wandern. Kräuterreiche Auen, bebuschte Schluchten und waldige Höhen schützen vor Staub und Hitze. Die Straße aber erhebt sich unmittelbar vor Partenkirchen ziemlich steil und durchläuft ein schönes, wohlbewachsenes Bergthal. Durch die schmalen Lücken des Gehölzes schaut rechts über eine tiefe Schlucht das Kirchlein von Wamberg. Mit Wohlgefallen erfrischt sich das Auge an der reichen Farbenpracht der Wiesen, welche Baum und Strauch mit dunklem Grün umsäumen. Bei der Einöde Gerold windet sich ein schmaler, meist moosiger Pfad zum verlassenen Barmsee und zum Dorfe Wallgau, während von Klais ein Fahrweg nach Krinn abzweigt.

Klais, im Mittelalter eine zum Prämonstratenser Kloster Schäftlarn gehörige Schwaige, ist ein uralter Ort römischen Ursprunges. Der Ueberlieferung gemäß soll auf dem bis heute sogenannten Kirchfelde ein Götzentempel gestanden sein, der sich in ein nicht unbedeutendes christliches Bethaus verwandelte. Spärliche Reste des Grundbaues sind noch sichtbar.

Wir stehen auf der Höhe von Mittenwald, am Rande des Isarufers. Im engen Thale, von hohen Gebirgen rings umschränkt, ruht auf schöner Ebene der ansehnliche Markt. Der Ort soll sich, wie viele Andere, eines hohen Alters erfreuen und angeblich das Inutrium der Römer gewesen sein. Gewiß ist, daß Mittenwald als ein Theil der Grafschaft Werdenfels 1294 an den Freisingischen Bischof Enicho verkauft wurde, und daß es 1407 ein eigenes Marktsiegel erhielt. Viel Leben herrschte damals in dem Orte, denn unzählige Frachtwägen zogen von Süden und Norden die Straße, und der Verkehr steigerte sich noch mehr, als 1492 auch vom Walchensee her die Zufahrt ermöglicht wurde. Wahrscheinlich in Folge des häufigen Zusammenkommens mit Ausländern riß um das Jahr 1470 eine große Sterblichkeit im Markte ein, welche neun Jahre dauerte und viele Einwohner hinwegraffte. Unter den zahlreichen Gelübden, die man zur Abwendung des Unglückes machte, ist namentlich die Einführung der Bubenbruderschaft mit ihren sonderbaren Statuten zu nennen. Die Junggesellen hatten die Verpflichtung, alle Sonntage beim Gebetläuten in der Kirche zu sein, wo ein kleines Kerzchen aufgesteckt wurde. Der Säumige, welcher das Stümpchen nicht mehr brennend

fand, verfiel in Strafe. Nach dem Ausspruche des Bubenrichters ward der Fällige nach ganzer Leibeslänge in den Bach gelegt, wobei diejenigen, welche ihn in das kalte Bad beförderten, sich den Fuß netzen mußten; außerdem wurden die Vollzieher der Strafe selbst in die Wellen getaucht.

Von großer Bedeutung für den Ort war ein Vorfall, der sich um jene Zeit in Tyrol ereignete. Erzherzog Sigmund ließ zu Botzen trotz der Marktfreiheit 130 Venediger Kaufleute ergreifen und in das Gefängniß werfen. Das war zu viel für die stolzen Männer aus der berühmten Lagunenstadt, und sie wählten Mittenwald zur Niederlage ihrer Kaufmannswaaren. Dadurch wurde es in dem Orte noch bewegter. Die Judengasse erinnert an jene Tage. Auch viele fromme Pilger, welche vom Abendlande her Palästina oder die Gräber der Apostelfürsten Petrus und Paulus besuchen wollten, kamen des Weges, brachten aber wenig weltlichen Gewinn; denn arm und ermüdet kehrten sie von der weiten Reise zurück. Um diesen für die heiligen Orte begeisterten Wallfahrern die Wanderung zu erleichtern, stiftete der Mittenwalder Andre Schwalb, Domherr zu Passau, ein eigenes Pilgerhaus zur Beherbergung und Bewirthung der Fremdlinge.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts schwand das Glück aus dem engen Ländchen, und es begannen traurige Zeiten. Der Botzener Markt wurde wieder an seinen ursprünglichen Platz verlegt, und die Waarendurchzüge nahmen aus verschiedenen Ursachen ab. Da rettete Matthäus Klotz seinen Vaterort vor gänzlicher Verarmung. Als strebsamer Jüngling kam er zu dem

berühmten Geigenmacher Jakob Stainer von Absam bei Hall in Tyrol in die Lehre, besuchte dann zu seiner Vervollkommnung die vorzüglichsten Städte Oberitaliens und kehrte als vollendeter Meister seiner Kunst in die Heimat zurück. Mit allem Eifer machte er mehrere Bürgerssöhne mit den Vortheilen der Geigenmacherei bekannt und eröffnete dadurch eine Erwerbsquelle, die bis heute segensvoll fließt. Die beiden Firmen Neuner-Hornsteiner und Bader beschäftigen gegenwärtig noch über hundert Arbeiter, und unzählige Violinen, Zithern und Baßgeigen werden nach allen Weltgegenden versendet.

Bekannt waren die scenischen Darstellungen der Leidensgeschichte Christi, welche wie in Ammergau viel Volk herbeizogen und damit manchen irdischen Vortheil brachten. Gegen das Ende der Zwanziger Jahre fand die letzte Vorstellung statt. Brandunglück, Viehseuchen, Wasserfluthen und gräßliche Gewitter verschlangen den Gewinn, welcher durch die Verfertigung von Musik-Instrumenten und durch das heilige Spiel in die Gemeinde floß. Dazu kamen noch die Bedrängnisse in Kriegszeiten, herbeigeführt durch die Nähe des befestigten Passes Scharnitz, welcher öfters belagert und erstürmt wurde. Solch traurige Ereignisse untergruben den Wohlstand des Marktes, und nur dem Muthe und der eisernen Ausdauer der Einwohner ist es zuzuschreiben, daß wir trotz der bittern Heimsuchungen hier dennoch einen ansehnlichen, wohlgebauten Ort finden. Es steigert sich unser Erstaunen, wenn wir beobachten, welchen geringen Ertrag Viehzucht und Ackerbau bringen. Der Holzhandel auf der Isar, die hier floßbar wird, ist allerdings von einiger Bedeutung.

Ehemals durchwanderten viele Lustreisende den Markt und erquickten sich in dem guten Gasthause zur Post noch recht gründlich am bayerischen Biere; denn jenseits der schwarzgelben Schranken schaute mit entsetzlichen Augen das Tyroler Zwetschgenwasser herüber. Seitdem die Eisenbahn von München nach Innsbruck eröffnet ist, hat auch dieser Verkehr bedeutend nachgelassen. So ist Mittenwald wohl der einzige, größere Ort in unsern Alpen, der, von den städtischen Naturfreunden vergessen, in den Bergen ruht. Uebrigens trifft man hier ein gefälliges, biederes Volk, eine angenehme und fröhliche Gesellschaft. Wie schön ist es nicht an heitern Sommerabenden im Garten der Post — (bei einem Stoffe, den sich in neuerer Zeit mancher Großbräuer zum Muster nehmen dürfte), wenn im Abendrothe alle Felsengipfel des Karwendels glühen und lodern! Von dem bequemen Ruhebänkchen, vor sich den schäumenden Humpen, da läßt sich's so recht behaglich hinaufschauen zu den verwitterten, ausgenagten Bergrippen, die mühsam, oft nur mit Lebensgefahr zu erklimmen sind. Selten wagt sich ein Städter durch die Karrenfelder, die Felsenwüsten mit ihrem zerklüfteten und dabei scharfkantigen Gesteine, in jene schwindelnden Höhen, wo das ungewohnte Auge mit Entsetzen nach allen Richtungen in schwarzgraue Tiefen sinkt, welche übersäet sind von kahlen Steinblöcken, die sich donnernd von den senkrechten Wänden lösten. Dorthin weiß nur der Schütze zu kommen, und stolz verkünden vom Hütchen das Edelweiß und das Jägerblüml das glücklich bestandene Wagniß. Diese Pflänzchen sind aber auch die Hauptzierden der Felsenzinken, sprossen meistens nur in fast unzugänglichen

Ritzen; die Gierde nach ihrem Besitze warf schon Manchen in den gräßlichen Abgrund, aus welchem nur wieder mit Gefahr die aufgefundene Leiche des Zerschmetterten in geweihte Erde zu bringen war. In jenen schauerlichen Oeden ist die einsame Zufluchtsstätte der verfolgten Gemsen, der Aufenthalt für Schnee-, Stein- und Haselhühner. Während des Sommers streichen wohl auch der Gold- und Beinbrechadler über die Jöcher und Kämme und spähen zum Entsetzen des Bergwildes nach Beute.

Eine halbe Stunde südlich der Isar entlang öffnet sich das zu Tyrol gehörige Thal der Leutasch, auch Luetasch, in Unter- und Oberleutasch und das Gaisthal eingetheilt. Zwischen rauhen Bergen windet sich ein Pfad durch die Gebirgsenge und führt über den Weiler Buchen nach Telfs. Am Eingange stand einst die Leutascher Schanze, welche nun spurlos verschwunden ist.

Am rechten Isarufer zieht die Straße durch eine einförmige, unwirthliche Gegend nach Scharnitz, dem ersten Dorfe auf kaiserlichem Boden. In diese tiefe Abgeschiedenheit, in diese düstere, von mächtigen Bergen umzäunte Oede drangen schon sehr frühe des Christenthumes freundliche Strahlen. Mitten in dem ungeheuren Walde, der das Land von Zirl bis zum Kochelsee deckte, stiftete der edle Bojoarier Reginbert im achten Jahrhunderte ein Klösterlein für Benediktiner-Mönche, nach dem von den Römern gegründeten Orte Scaranzia benannt. Das Kirchlein wurde im Juni des Jahres 763 zu Ehren des heiligen Petrus eingeweiht. Der erste Abt war ein Tyroler, Aribo von Mais, später Bischof in Freising. Das kleine Stift unterlag bald

den Stürmen der Zeit. — Berühmt ist der Engpaß durch jene Festungswerke, Porta Claudia, welche das Eindringen äußerer Feinde in das Bergland verhindern sollten. Im dreißigjährigen Kriege leistete das Bollwerk allerdings gute Dienste; im spanischen Erbfolgekriege aber wurde der Paß ohne Schwertstreich den Bayern übergeben, und Kurfürst Max Emanuel verwandelte das stolze Werk in einen Trümmerhaufen. Die Feste erstund wieder, um noch gründlicher zerstört zu werden. Am 2. November des Jahres 1805 knatterte Gewehrfeuer längs der bewaldeten Berglehne von Mittenwald her, und der Kanonendonner hallte furchtbar in den Thälern und Schluchten. Ney, der Marschall des französischen Kaiserreiches und der Sieger in so mancher Schlacht, kam mit 10,000 Soldaten herangerückt, um die Pforte ins Tyrol zu sprengen. Oberstlieutenant von Swinburne hatte mit 700 Mann die Scharnitz besetzt; in der Leutascher Schanze standen 600 geübte Streiter. Die umliegenden Höhen deckten einige Kompagnien Landmiliz, sämmtlich aus wohlgeübten Schützen bestehend. Zweimal jagte Ney seine Leute zum Sturme; aber hartnäckig vertheidigte sich das kleine Häuflein. Durch die Unvorsichtigkeit (nach Einigen auch Dummheit) des Kommandanten an der Leutasch war es dem Feinde möglich, über das Gebirg die Schanze zu umgehen und die Feste auch von Seefeld her anzugreifen. So von allen Seiten gedrängt, war der heldenmüthige Swinburne gezwungen, der Uebermacht zu weichen und dem Feinde den Platz zu überlassen. Ney rückte vorsichtig vor und zog dann nach Innsbruck. Die zurückgelassene bayerische und französische Besatzung

ging nun an die Sprengung der beiden Festen und betrieb sie mit solchem Feuereifer, daß von den ausgedehnten Bastionen und Forts kaum mehr eine Spur sichtbar ist.

Kühnen Bergwanderern, welchen die Straße nach Seefeld zu bequem und zu reizlos sein möchte, öffnet sich bei dem Dorfe Scharnitz zur Erprobung ihres Muthes und ihrer Ausdauer eine herrliche Gelegenheit, so recht in eine Gebirgswelt mit allen Schaudern und Schönheiten zu dringen. Südöstlich spaltet sich das Thal der Isar in drei Aeste, das Karwendel-, Hinterauer- und Gleischerthal. Sie sind reich an Holz, Alpen, Wild und Erzgeäder, rauh und kalt und nur während des Sommers von Sennern bewohnt. Durch alle genannten Schluchten kriechen nothdürftige Saumsteige, auf welchen während eines Sommertages das ärmliche Franziskanerkloster Hinterriß oder die Stadt Hall im Innthale leicht zu erreichen sind. Man habe aber Acht, in dieser Region von keinem Gewitter überrascht zu werden; denn mit furchtbarer Gewalt rasen sie in dem Gebiete der Isarquellen. Gräßlich umzucken die Blitze die kahlen Felsengiebel und zerschmettern wohl hie und da einen mächtigen Baum, die einzige Zufluchtsstätte des geängsteten Bergwildes. Die herabstürzenden Fluthen nagen mit verheerender Kraft die befruchtende Erde von den Höhen, und braune Wogen tragen tosend und brandend Steinblöcke und Baumstämme in die Tiefe. Von allen Seiten stürmen schäumende Gießbäche von den Rinnen und Runsen, und mit entsetzlicher Eile wachsen die harmlosen Wasserfäden zum riesigen Strome. All dieses Wüthen und Toben,

diesen betäubenden Lärmen mehrt mit furchtbarem Ernste der Donner, welcher bei dem tausendstimmigen Wiederhalle endlos rollt und brüllt, daß die Berge beben und die Felsen krachen.

Man verzeihe mir diesen kleinen Sprung über die Gränze. Ich halte es für eine Pflicht, auf diesen obgleich so nahen, dennoch so unbekannten Gebirgswinkel, welcher den Naturfreund, den Botaniker und den Mineralogen so reichlich belohnt, aufmerksam zu machen. Vor der Rückkehr müssen wir aber in der Scharnitz, in einem der beiden Gasthäuser, die den Anforderungen eines bescheidenen Reisenden hinlänglich entsprechen, von dem Tyroler Weine kosten, welchem übrigens die Landeskinder selbst durchaus kein Lob mehr spenden. Die stämmigen Aelpler sitzen lieber zum obgleich auch schlechten, doch wohlfeileren Biere, trinken Schnaps oder schlürfen vom kräftigen Ungar. Daß dabei von dem kaiserlichen Schmauchkraute gedampft wird, als gelte es, ganz Tyrol einzuräuchern, versteht sich von selbst. So etwas ist nur diesen bergfesten Naturen ermöglicht, die von zarter Jugend an sich an den Kanaster gewöhnen. Wandern ja schon die bausbackigen Jungen mit brennenden Cigarrenstümpchen, welche sie sich von den Fremden erbetteln, zur Schule.

Wir versetzen uns zurück nach Mittenwald und ziehen dann auf der jüngeren Straße nördlich weiter über eine Ausbiegung der Isar, dann durch das Dörflein K r i n n nach Wallgau. Ein zerstörender Wildbach, der bei trockenem Wetter fast gänzlich versickert, trägt nach schweren Regengüssen mit unbändiger Kraft Schlamm und Geröll aus den Schluchten des Bischof und des

Krotenkopf in die Tiefe, und in weiter Ausdehnung zeigt sich die Zerstörung der tückischen Bergwasser. Das Dorf Wallgau, hingelehnt an den bewaldeten Höhenzug, welcher die Isar von dem Zuflusse des Walchensees scheidet, kann seinen Ursprung bis auf die Römerzeit zurückführen. Die unterjochten Römer wurden nämlich von den Deutschen Wallen oder Walchen genannt, wornach auch der nahe Walchensee benannt sein soll. Herr Dr. Steub will, wie er in seinem Werke „das bayerische Hochland" mittheilt, sogar unter der gegenwärtigen Bewohnerschaft noch eine leise Aehnlichkeit mit den Südländern wahrgenommen haben, „besonders unter den Mädchen und Weibern, welche durch ihre tiefe Hautfarbe, aber doch frische, rothe Backen, volle Lippen, dunkles Haar und hin und wieder durch eine Römernase auffallen." Nach der Ansicht des Ortspädagogen hat aber bajuvarische Derbheit über römisches Heldenblut längst den Sieg errungen. Nach der Völkerwanderung erscheint der Gau verlassen und öde, in welchem Zustande er 763 an das neugegründete Kloster Scharnitz kam.

Wer von Norden her aus dem düstern Gehölze auf die Höhe von Wallgau kommt, oder wer sich im Dorfe bei dem beneidenswerthen Wohnsitze des Forstwartes auf die Terrasse stellt, der ist überrascht von dem herrlichen Gebirgsbilde, das im hellsten Sonnenlichte ein weites Thal umspannt. Links schweift der Blick über das Gipfelmeer des dunkelgrünen Isargrundes. Tannen und Fichten decken in dichten Reihen die Lehnen bis hinauf zum Felsennacken, wo nur mehr das Krummholz mit sehnigen Armen sich an die jähen Wände

klammert. Hehr und erhaben steigt des Karwendels Riesenmasse (7315 P. F.) in die blauen Lüfte, und nicht selten glitzern nach Gewitterschauern selbst an heißen Sommertagen weitgedehnte Schneefelder aus den breiten Furchen. Gleich glänzenden Silberbändern entwinden sich zahlreiche Bächlein dem kalten Bette und stürmen schäumend hinab zum duftenden Bergwalde, wo zartes Moos des Wassers Rand besäumt, wo das Blümlein grüßt und unter den schützenden Armen mächtiger Bäume Blüthe und Frucht gedeihen, wo wieder warmes Leben die Erde mit buntem Kleide umhüllt. Rechts blicken mit finsterm Trotze die nackten Rippen des Wetterstein über grüne Hügel. Rasende Stürme nagen seit Jahrtausenden an diesen Felsenmauern. Das schirmende Gewand ist schon längst weggefegt; nicht ein Fleckchen blieb zurück. Jedes Schutzes beraubt, fressen wilde Gewässer bis in das Mark des Riesenskelettes, und mit jedem Jahre greifen tiefer die Spalten und Runsen. Aus jener Lücke, welche das Karwendelgebirg von dem Wetterstein scheidet und welche die Isar munter durchrauscht, dämmert über die Gränze ein silbernes Haupt, der Scheitel eines schimmernden Gletschers im nahen Tyrol.

Wer es vorzieht, der Isar entlang nach Länggries und Tölz zu wandern, den leitet von Wallgau ein gut erhaltener Weg hinab zum Fluß, der seine Wogen kräftig durch die schmale Felsenrinne schnellt. In Vorderriß findet der Fremde neben dem niedlichen Jagdschlößchen Sr. Majestät des Königs Max II. in der Behausung des Försters gutes Unterkommen; ebenso in der prächtigen Wirthschaft zum Falle, im Besitze des

Hrn. Baron v. Eichthal. Von Wallgau zum Walchensee wird die Gegend still und einförmig. Durch einen dichten Forst dringt die verödete Straße an das Ufer der Obernach, eines Alpenbaches, der bei Regenzeit zum brüllenden Strome wächst und alle die Gewässer, welche von den Waldbergen rauschen, in den See trägt. Tief in diesen Gehölzen falzt der Auerhahn und tanzt und trippelt schon in frühester Morgenstunde mit verdrehten Augen, ausgebreitetem Schwanze und vorgestrecktem Halse unter den lächerlichsten Geberden fröhlich von Ast zu Ast. Zwischen den ragenden Wipfeln schwirrt im raschen Fluge ein stattlicher Vogel, der stahlblauglänzende, schwarze Birkhahn, von den Gebirgsbewohnern Spielhahn genannt. Die Schweiffedern dieses Thieres stecken die Burschen des Oberlandes zur Zierde und wohl auch zum Zeichen ihres Muthes und der Herausforderung zum Kampfe auf den Hut.

Indeß erreichen wir eine Bucht des Walchensees, steigen über die rauhe Stirne des Katzenkopfes und sind in dem Dörflein, welchem das Wasserbecken den Namen gab. Wohlgemuth mag jetzt der Pilger in dem freundlichen Posthause Einkehr nehmen, in der Schenke, bei deren Anblick in früheren Tagen der Reisende krampfhaft seine Börse hielt und mit Entsetzen an dem Thore vorüberhuschte, wenn gleich die Berge schon düstern Schatten über die Einöde warfen. Zum Troste für hungerige und durstige Fremdlinge und auch für solche Seelen, welche in ungestörter Einsamkeit hier einige Zeit verweilen wollen, sei es gesagt, daß sich das als schlecht und theuer verschrieene Gasthaus ganz nach Wunsch geändert hat. Dank dem Bauherrn, der nach dem Bei-

spiele des Postmeisters in Tegernsee vor die Fenster des Herrenstübchens unmittelbar an das Ufer ein Haus für Sommergäste stellte, damit ja das Auge sich nicht gar zu überschwänglich ergötze an einer freien Aussicht über die tiefgrünen Wellen!

Der Walchensee (2451 P. F.), 2 Stunden lang, $1\frac{1}{2}$ Stunden breit und an seinem westlichen Ufer 687 Fuß tief, ist nach allen Seiten von dunklen Waldbergen umrandet, die dem Wasserspiegel eine ernste Pracht verleihen. Ein Hauch der Schwermuth umhüllet die fast unbewohnten Gestade, und nur an wolkenlosen, sonnenlichten Morgen schwindet für einige Stunden die Farbe tiefer Melancholie. Der Rand des Felsenkessels fällt plötzlich und jäh hinab. Hie und da leuchten bleiche, vorstehende Steinblöcke geisterhaft herauf; dann aber geht's in einen schwarzen, schauerlichen Abgrund. Unweit des Ausflusses, der Jachen, ragt ein Kalkberg über das Wasser und bildet die mit Bäumen und Sträuchern dichtbewachsene Insel Sossau. So lockend die kräuselnden Wellen bei ruhiger Luft zur Schifffahrt laden, mit eben solcher Wuth schlagen bei plötzlichem Sturme die weißschäumenden Wogen brandend an's Ufer, daß hochauf der Gischt die Felswände netzt. Als den 1. November 1755 ein Erdbeben fast ganz Lissabon zerstörte, da fing bei heiterer, windstiller Witterung der Walchensee an, in volle Bewegung zu kommen, schwoll hoch an und warf brausend und zischend seine Wellen von Ufer zu Ufer. Die beiden Fischer, welche sich eben auf der Ueberfahrt befanden, wurden mit ihrem Schifflein förmlich emporgeschnellt und entkamen mit genauer Noth dem Tode des Ertrin-

kens. — Der Volksglaube hielt das Wasserbecken für bodenlos, und wegen der hohen Lage fürchtete man einen zerstörenden Ausbruch durch den Kesselberg zum 600 Fuß tiefer liegenden Kochelsee. Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war die Besorgniß so groß, daß man zu Gott um Abwendung des drohenden Unglückes flehte. Man erzählt sich sogar, daß in der Gruftkirche in München täglich eine Messe gelesen wurde, und daß alljährlich ein eigens geweihter goldener Ring in den See geworfen worden sei, um dessen Wuth zu stillen.

Der heilige Rupert soll den Flüchtlingen, welche sich in dieser fast unzugänglichen Wildniß angesiedelt hatten, am Ufer des Sees ein Kirchlein gebaut haben. Ein frommer Bruder hielt in einsamer Klause Wache über das Bethäuschen. Eines Abends ruderte ein junger Fischer im leichten Nachen der Kapelle entgegen. Die Sonne hatte sich bereits hinter die Berge verborgen, und der Abglanz einzelner Sterne blinkte schon aus den düstern Fluthen. Schon mahnte das Glöcklein zum Gebete. Der Schiffer achtete nicht darauf und starrte im tiefen Sinnen in die dunklen Wogen. Da ward es plötzlich helle in dem geheimnißvollen Grunde, und mit Entsetzen sah der Fährmann tief unten ein fischartiges Ungeheuer. Das Ungethüm hielt mit scharfem Gebisse seinen eigenen Schweif im Rachen und umspannte mit dem Riesenleibe im weiten, weiten Bogen den ganzen Felsenkessel. Die Augen glichen rollenden Feuerrädern, und mit drohendem Blicke schaute die Schreckensgestalt aus seinem krystallenen Hause. Vor diesem Bilde des Grauens schwanden dem Unglücklichen

die Sinne, und ohnmächtig trugen ihn die Wellen an's Ufer. Der mitleidige Einsiedler brachte den Bewußtlosen wieder zu sich. Mit zitternder Stimme erzählte der Fischer von dem furchtbaren Wesen — und starb. Der Schreck hatte ihn getödtet. Läßt das gewaltige Thier im See einmal seinen Schweif los, dann spaltet sich das Gestein des Kesselberges, und donnernd stürzen die Wogen hinaus in die Ebenen Bayerns und begraben München und seine Umgebung. Später soll sich ein vorwitziges Männlein in einer Taucherglocke in die Tiefe gewagt haben. Kaum war er einige hundert Fuß gesunken, da erblickte ihn das grimmige Ungethüm und öffnete schon den ungeheuren Rachen, um das verwegene Menschenkind zu verschlingen. Der erschrockene Taucher hatte eben noch Fassung genug, um mit einem Riß an dem Glöcklein das Nothzeichen zu geben. Glücklich entkam er noch dem Ungeheuer. Aus den Fluthen aber drangen mit Donnerstimme die Worte: „Ergründ'st du mich, so schluck' ich dich!" Der Tollkühne soll es später nochmal gewagt haben, den Grund des Walchensees zu erforschen. Mann und Glocke sind aber nicht mehr zum Vorschein gekommen. So lautet die Sage.

Wer nach Walchensee kommt, der versäume nicht, im Posthause von den köstlichen Salblingen und Renken zu genießen, welche das Gewässer in reicher Anzahl nährt. Bis die bestellten Leckerbissen bereitet sind, wollen wir uns mit der Geschichte des Sees, welche auf einer eigenen Gedenktafel im Gastzimmer zu lesen ist, vertraut machen.

Im zwölften Jahrhundert kam Abt Konrad von Benediktbeuern auf den Einfall, die Wälder in den

Niederungen zu lichten und die Ufer für Menschen bewohnbar zu machen. Allmählig erstanden einzelne Häuser, und wie schnell die Zahl der Ansiedler wuchs, möchte daraus erhellen, daß 1291 die Kirche zu St. Jakob erbaut und von Wolfhart, dem Bischofe von Augsburg, eingeweiht wurde. Im fünfzehnten Jahrhundert wurden Renken mit großer Kunst und Gefahr vom Kochelsee in den Walchensee verpflanzt, und die Anzahl der Fischer von zwei auf sechs erhöht. Bisher führte nur ein beschwerlicher Saumsteig für Lastthiere in die Einöde. Nachdem aber über den Kesselberg und längs des Seeufers eine bequeme Straße angelegt wurde, so mehrten sich der Verkehr und die Bevölkerung, und es entstand die Taferne am Walchensee. Im Jahre 1503 wurden die ersten Salblinge in das Wasserbecken gesetzt und man hielt dieses Unternehmen für so wichtig, daß man den Namen des Fischers, der sie einsetzte, und den Tag der Einsetzung getreulich aufzeichnete. Die beschuppten Ankömmlinge fanden es in den stillen, dunklen Fluthen außerordentlich gemüthlich, gediehen prächtig in der neuen Heimat und vermehren sich bis heute zur Freude der Fischer und der lüsternen Fremden. Dem Posthause und dem Dörflein Walchensee gegenüber liegt auf einer grünen Halbinsel das sogenannte Klösterl, welches ehemals von Hieronomitanern bewohnt war. Maria Antonia, Tochter Kaisers Leopold I. und erste Gemahlin des Kurfürsten Max Emanuel, gründete 1698 das kleine Stift. Verschiedene Uebelstände, namentlich das Rauhe und Unwirthliche der Gegend, veranlaßten die Mönche, ihre Zellen zu räumen und auf das Lehel, jetzt St. Anna Vorstadt Münchens, zu

ziehen. Dort erbauten sie sich theils aus eigenen Mitteln, theils aus den Gaben von Wohlthätern ein neues Kloster, das 1803 aufgehoben wurde. Die leeren Gebäude wurden 1827 den PP. Franziskanern eingeräumt, und ein Jahr später diesem Orden die eben erledigte Pfarrei dieser Vorstadt verliehen. Das verlassene Stift am Walchensee ward ein zur Abtei Benediktbeuern gehöriges Priesterhaus. Berühmt ist das Echo, welches hier durch das Abfeuern eines Böllers erweckt werden kann. Der Knall wächst von den vielen Bergen hin und her geschleudert zum rollenden Donner, der sich nach Minuten immer düsterer und leiser in die entferntesten Gebirge verliert.

Ziehen wir weiter am Westufer zum Weiler Urfeld. Die Bewohner des Jägerhauses hatten einst als Klosterunterthanen die Verpflichtung, während des Winters die Reisenden gegen billige Vergütung über den See zu führen, weil der Pfad zu Land wegen der Schneelähnen um diese Zeit zu gefährlich ist. „In die Jachenau!" sagt eine Wegtafel bei Urfeld und zeigt dabei auf ein winziges Sträßchen, das sich bescheiden, oft fast gar zu kümmerlich, zwischen See und Gebirg durchwindet. Nur leichte, enggebaute Wagen können diesen Weg befahren. Mit Grauen erblicken wir dicht am Gestade unten in der Wogenkühle neben bleichgelben Steinplatten die Gerippe abgenagter Bäume, welche der Sturm in die Wellen warf. Drohend strecken sie die dürren Arme empor, dann aber, manchmal auch unmittelbar am Pfade, fallen die Felsmauern steilgerade in eine schwarze, unheimliche Tiefe.

Bei Sachenbach, zwei schönen, fast prächtig ge-

bauten Bauernhäusern, stehen wir am Eingange in die liebliche Heimat der Jachenauer und verlassen den Rand des Walchensees. Die Jachen durchrinnt unter vielen Krümmungen das trauliche Thal und zieht rauschend die vielen Bäche mit sich fort, welche mit erfrischender Kühle lustig aus den dicht bewachsenen Schluchten eilen. Viehzucht und das Holz der reichen Wälder, welches gefällt und mit vieler Beschwerde, oft mit Lebensgefahr, an den Triftbach gebracht wird, um von dort in die Isar geflößt zu werden, bringen viel Wohlstand in die zerstreuten Gehöfte. Die Jachenauer zeichnen sich aus durch ihren hohen, starken Wuchs und schöne, zierliche Formen; dabei sind sie doch voll Lebendigkeit und Kraft. Leider, daß die altherkömmliche Tracht der Männer, leicht und bequem, nach den Bedürfnissen der Jäger und Gebirgsbewohner berechnet, immer mehr verschwindet. Enge, über dem Knie gebundene schwarze Lederhosen, bauschige Strümpfe, starke, mit Nägeln beschlagene Schuhe, grüne, gelbausgenähte Röcke im patriarchalischen Schnitte und große Bänderhüte kennzeichneten ehedem den Bewohner; die Joppe und das Miesbäcker Hütlein behaupten bereits auch hier ihre Rechte und drohen, die letzten Reste der alten Modebilder zu verdrängen. Wie die Kleidertrachten, so verlieren sich auch althergebrachte Gebräuche und man findet wenig Eigenthümliches mehr im Thale. So ist auch das seltsame Bockopfer, welches seit undenklichen Zeiten mit der Feier des Osterfestes verbunden war, nicht mehr üblich. „Es wurde nämlich in jedem Jahre der Reihe nach von einem der 36 Hofbesitzer ein Widder zum Besten gegeben, in Vierteln gebraten, dann

wieder in einem Korbe zusammengerichtet, am Kopf mit einem Kranz von Buchs und Bändern geziert und, ganz wie die Opferthiere des germanischen Heidenthums, an den Hörnern vergoldet; der Erbe des Hauses oder der Oberknecht trug dann den Widder zur Weihe in die Kirche und von da ins Wirthshaus, wo ihn der Wirth zerhackte und der Hirt eines jeden Hofes den treffenden Theil in Empfang nahm; der Rest verblieb den armen Söldnern." *). Heidnischer Opferdienst war hier in die Formen des jüdisch-christlichen Paschah nur unvollkommen verkleidet.

Solche aus dem Heidenthume sich herleitende Gewohnheiten sind allenthalben, nicht bloß in der Jachenau, sondern im ganzen Gebirge schon viele erstorben; manche fristen nur mehr kümmerlich ihr Leben. So wurde 1734 bei Mittenwald zum letzten Male ein Selbstmörder mit seiner ganzen Habe von dem Abdecker in die berüchtigte Seinsklamm gestürzt und dem Orkus geweiht; das Scheibentreiben im Werdenfelsischen, bei welchem unter großen Lärmen rothglühend gemachte Holzräder bei finsterer Nacht in die Luft geschleudert werden, wiederholt sich selten, und immer spärlicher leuchten die Sunwend- oder Johannesfeuer dem sterbenden Lichtgott zu Ehren von den Bergen.

Nach altem Herkommen verhindern die Jachenauer möglichst die Vermehrung der Gehöfte und wirken nach Kräften dahin, daß kein Fremder, das heißt ein nicht im Thal Geborener, weder durch Kauf noch durch Hei-

*) Bavaria, I.

rath in ihrem Ländchen seßhaft werde. Vergangenes Jahr wurde der gewohnte Brauch gewaltig erschüttert. Der Hauptmann der Länggrieser Gebirgsschützenkompagnie, ein braver und tüchtiger Bursche, wagte es gegen alle Ordnung, um die einzige Tochter eines Jachenauer Hofbesitzers zu freien, und der kühne Schritt gelang. Bevor der Glückliche seine neue Heimat bezog, ließ er sich von einem zufällig anwesenden Künstler auf Leinwand malen, natürlich als Schützenhauptmann mit all den prächtigen Zuthaten, dem altväterischen, grünen Rock und dem stattlichen Hut, von einem gewaltigen Federbusch überschattet. Das Bild fand so viel Beifall, daß auch Andere dem Beispiele des wackern Führers folgten, und wenn der schwäbische Apelles, das freundliche Männlein, all die Bestellungen bewältigte, so mag er ein schönes Sümmchen ins stille Mindelthal heimgebracht haben.

Wer das romantische Thal der Jachen besucht hat, der wird sich gewiß mit einem wahren Vergnügen an die stille, heimliche Gegend erinnern, wohin noch nicht in so abschreckender Weise in langen Zügen hochnasige Herren und gefallsüchtige Damen dringen. Der Jachenauer hat zu wenig Respekt vor einfältigen Gecken und lächelt über die faden Eigenheiten eitler Thörinen. Der gemüthliche, lebensfrohe Städter wird übrigens gerne gesehen. Man kommt ihm freundlich entgegen und denkt nicht daran, ihn auf irgend eine Weise zu übervortheilen. Von hohen, grünen Bergen umkränzt, lebt hier ein Völklein voll Treue, Biederkeit und gutmüthiger Ehrlichkeit. Geradheit und Herzlichkeit, feste Anhänglichkeit an Religion und an das angestammte

Fürstenhaus, stille, einträchtige Häuslichkeit sind bekannt. Leider fand der Aberglaube, namentlich so weit er auf die Viehzucht Bezug hat, in dieses Ländchen ein weites Thor, und mit eiserner Kraft zerstört er oft die schöne Tugend freundnachbarlicher Gefälligkeit. Wohlhabenheit verleitet viel zu gern zu Hochmuth, als daß nicht hie und da selbst in der Jachenau trotz aller Einfachheit der bäuerliche Stolz durchschimmern würde, was um so mehr geschieht, je schwerer die Geldsäcke wiegen, welche im Hause verborgen liegen. Von manchen Hofbesitzern werden nämlich die erübrigten Thaler sorgsamst versteckt und mit aller Seelenruhe verzichtet man auf die üblichen Zinsen. Ob dieser Thorheit Mißtrauen oder lediglich ererbte Gewohnheit zu Grunde liegt, will ich nicht entscheiden.

Wilddieberei und Schmuggel warfen früher einen trüben Schatten auf die Sittenreinheit der Bewohner; das Einschwärzen hat aufgehört; ob aber der Jachenauer, dieser kernfeste Alpensohn, ohne alle Aufregung beobachten kann, wie sich das Bergwild auf den Höhen tummelt, möchte dahin gestellt sein. —

Indem zu beiden Seiten grüne Wiesen- und Waldfluren in wunderbarem Gemische schimmern und leuchten, erreichen wir von Sachenbach in einer Stunde Jachenau. Die Pfarrkirche, die Schenke und noch ein Paar Häuser stehen beisammen und bilden den Hauptort des Thales. Die übrigen Wohngebäude liegen vereinzelt auf den grasreichen Hügeln und schauen frei und offen in die blühende Landschaft oder lugen, hinter Busch und Baum versteckt, schüchtern auf den entzückten Wandersmann. „Ja, was wär' denn das!" rief

von der Kegelbahn her aus einer Gruppe fröhlicher Jachenauer eine kräftige Stimme, als ich in Gesellschaft einiger Freunde vorüber eilen wollte, um weiter unten beim Bäcken, zuzusprechen; „beim Wirth in der Jachenau geht kein Fremder vorüber, ohne einzukehren!“ Der Zuruf kam vom wackern Schenken selbst, dem nämlichen, welchen man im Garten des Bürgerbräuers zu Tölz schon von Länggries her im Silberglanze blitzen sah, wenn er mit stattlichem Gespanne zum Gerichtssitze eilte. Trotz des betäubenden Lärmens, es war Tanzmusik, betraten wir auf die, wenn auch nicht unmittelbare, doch sehr deutliche Aufforderung, die echt ländliche Gastung und hatten es, den furchtbaren Tumult abgerechnet, nicht zu bereuen. Die Clarinetten schrieen und die Trompeten schmetterten zu den offenen Fenstern hinaus über Flur und Wald, als wären die muntern Weisen auch für die Rehe und Hasen hoch oben auf buntgeschmückter Alpe. Jauchzend, stampfend und schnalzend wirbelten so recht nach Herzenslust die schönen Gestalten im Kreise. Mit derber Traulichkeit hielten dabei die frischen Tänzer ihre schmucken Dirnen umfangen und hoben und drehten die blühenden Gespielinen der Heimat fröhlich durch die muntern Reihen. Die Alten saßen bei den schäumenden Krügen, schlürften mit sichtlichem Behagen das Hohenburger Gebräu und sahen so recht mit behäbiger Ruhe auf das junge, heitere Volk. Der Tanz gehört zu den Hauptlustbarkeiten im Thale; bei einem gemächlichen Ländler, so recht nach alter, bequemer Weise, locken die Töne sogar manchen Graukopf vom Stuhle und reißen ihn unaufhaltsam hinein in den Strudel der Freude. In den

Zwischenpausen rückten die Poeten des Thales am Ecktische zusammen und brachten besondere Vorfälle aus der nächsten Umgebung in ungebundene Reime. Allerlei Schwänke und lustige Auftritte, Vorzüge und Schwächen der Jachenauer Mädchen wußten die bäuerlichen Dichter in gute und schlechte Verse zu bringen. Mit hellklingender Stimme sang dabei der Erfinder des Liedes die einzelnen Strophen nach bekannten Melodien; der lauschende Chor aber wiederholte mit kräftigem Nachdrucke die letzten Zeilen. Aus solchen Gsangln, den überall im Gebirge beliebten Schnodahüpfln, sprechen oft die zartesten Gefühle, aber gar zu gerne auch der bissigste Spott und der herausforderndste Trotz, und sie werden nicht selten die Veranlassung zu blutigen Auftritten. Dieß war nun zwar heute beim Wirth in der Jachenau nicht der Fall, so sehr sich auch die Vorsänger im Trutzreime neckten. Hie und da leuchtete wohl ein drohendes Feuer aus den Augen des Beleidigten, aber im schallenden Gelächter erlosch der gefährliche Strahl.

Ein neuer Tanz begann; wir aber bezahlten die billige Rechnung, drückten dem biedern Schenken die Hand und gingen. Sämmtliche Gäste sagten uns freundlichen Abschied. Jetzt ruht er im Grabe, der alte Wirth in der Jachenau, und all sein Silber mußte er zurücklassen. Zum süßen Troste sollen die Hinterbliebenen von Zeit zu Zeit recht artige Säckchen voll blanker Thaler entdecken und bei jedem Funde mit Rührung des sparsamen Sinnes des Verblichenen gedenken.

Auch im übrigen Theil des Thales wechseln im üppigsten Schmucke Flur und Wald. In reizender

Mannigfaltigkeit kleidet saftiges Grün die angränzenden Höhen. Hie und da rücken die Tannen fast gar zu nahe, und der Pfad wird stellenweise eintönig in der stillen Enge. Nach dreistündiger Wanderung standen wir am Ausgange des verborgenen Ländchens, am Laneck, und schauten überrascht vom waldigen Berghange hinab ins weite, lichte Isarthal. Die Sonne war bereits tief gesunken. Mit beschleunigten Schritten huschten wir darum am Zigeunerbrunnen vorüber, wo nach einer dunklen Sage vor unbekannten Zeiten heimatlose Zigeuner ihre gebrechliche, aber teuflisch boshafte Urelternmutter lebendig begruben, und saßen nach einem halben Stündchen in dem niedlichen Gärtchen des Pfaffensteffels, des Wirthes in Wegscheid. Sonst bekam man hier, an dem gern besuchten Plätzchen der Länggrieser Herrenleute, um billiges Geld guten Tyrolerwein. Diese Zeiten sind vorbei und man wird nicht vom Pfaffensteffel am rauhen Isarstrande guten Wein verlangen in Tagen, wo man selbst im warmen Etschlande dem schlechten, künstlichen Gepansch kaum zu entgehen weiß. Obwohl sich der Tag zur Rüste neigte und lange Schatten das Thal umdüsterten, fesselte uns noch immer der stille, gemüthliche Ort. Erst als der letzte Strahl den kahlen Scheitel des Geigerstein küßte und die Tannenwipfel der höchsten Waldberge im Abendlichte glühten, zogen wir dem rauschenden Fluß entlang. Die Glocke von Länggries verkündete mit ernsten, feierlichen Tönen das Ave, da erreichten wir die lange, hölzerne Brücke, wanderten in das stattliche Dorf und beschlossen in den gastlichen Räumen des Posthauses den Tag.

VII.

Vom Walchensee nach Benediktbeuern. Bad Heilbrunn. — Nach Tölz.

Um das Land zwischen Lech und Isar in seinen fernern Theilen kennen zu lernen, versetzen wir uns nochmal an das Nordende des Walchensees zum Weiler Urfeld und ziehen nun auf der Poststraße den Kesselberg hinan. Zu beiden Seiten lagern prächtige Höhen, reich an Wald- und Alpenfluren und gern bestiegen von Einheimischen und Fremden. Bemerkenswerth ist das Gypsflötz, welches, vier bis fünf Lachter mächtig, das schönste und weißeste und vom feinsten Korne in ganz Bayern ist.

Links windet sich ein königl. Reitweg auf die windlaute Spitze des Herzogstand. Solche Pfade zu den Gemsenständen finden sich jetzt viele in unsern Bergen zur großen Bequemlichkeit für Jäger und Forstleute. König Max II. pflegt eifrigst des Waidwerkes und nach Seinem Wunsche wird von Seite des Aufsichtspersonales dem Wildstande ganz besondere Sorgfalt geschenkt. So bevölkern sich die bayerischen Alpen allmählig wieder mit flüchtigen Grattieren, der Freude des rüstigen Schützen, während man im angränzenden

Tyrol oft in ganzen Bezirken keine Klaue mehr findet. Die Gemsen, diese muntern, aber scheuen Thiere, an Gestalt und Größe den Ziegen gleich, halten sich gerne auf den stillen, verlassenen Jöchern und Berglehnen auf. Mit wunderbarer Gewandtheit wissen sie über die glatten Felsenwände wegzusetzen, und mit staunenswerther Sicherheit springen sie von Klippe zu Klippe. Gewöhnlich leben die Gemsen in Gesellschaft beisammen und weiden friedlich am begrasten Kar, den steilsten Gebirgsabhängen. Ihre Stimme ist ein nur schwaches Blöcken, wird aber bei der leisesten Gefahr zum starken, gellenden Pfeifen. Die Gemsenjagd ist auf pfadlosen Höhen mit vielen Beschwerden und Gefahren verbunden; denn bei der geringsten feindlichen Erscheinung verschwinden mit Sturmeseile die leichtfüßigen Geschöpfe in die unzugänglichsten Bergritzen. Die hohlen, spindelförmigen, etwas gebogenen Hörner, an welchen durch jährlich angesetzte, runzelige Ringe das Alter des Thieres zu erkennen ist, und das Fell werden sehr geschätzt. Letzteres gibt ausgezeichnet gutes, sammtweiches, elastisches Leder. Gesucht ist auch das wohlschmeckende Fleisch. Ganz besonders sind es die norddeutschen Sommergäste, welche mit einer wahren Heißbegierde nach solchem Wildprete verlangen. In der Gegend am Walchensee kann die geringe Anzahl lüsterner Fremden leicht befriediget werden; im Berchtesgadischen aber ist die Nachfrage nach „Jemsenbraten" so groß, daß eine Wirthin in jenem reizenden Bergländchen meint, bei solchem Andrange dürfte es die Gamsböcke durchs Küchenfenster schneien. Meines Wissens ist der klugen Frau der Gemsenbraten doch nie ausgegangen; die Zahl

gewisser gehörnter Hausthiere aber soll sich in ihrem Stalle von Monat zu Monat vermindert haben.

Von der Landstraße leitet rechts ein guter Weg auf den Jochberg. Bei erträglicher Steigung erreicht selbst der weniger geübte Bergfahrer mit geringer Mühe die Hütte. Auf sonniger Höhe, von der reinsten, ätherischen Alpenluft umweht, ruht das Häuschen an vollgrasigen Gehängen. Von der Alm möchte es dem Wanderer manchen Schweißtropfen kosten, um auf den Grat zu kommen, der jenseitig mit schwindelnder Steile abfällt in eine ungeheure Tiefe. Erfüllt die Niederschau in den entsetzlichen Abgrund auch anfänglich mit Grauen, um so erfreulicher ist dann die Fernsicht auf die blühenden Gefilde Bayerns, auf die Wiesen-, Acker- und Waldfluren in unendlichem Wechsel. Vor uns ruht an den Wurzeln der Gebirge der Kochelsee mit seiner Silberfluth, rückwärts düstert, von dem dichten Lanzenheer stämmiger Forste umzäunt, der Walchensee aus seinem Felsenbecken.

Nach kurzem Anstiege senkt sich die Poststraße von drohenden Wänden umgeben durch einen wilden Bergriß. Die Lücken des Waldes gestatten einen Blick auf die Niederungen der Loisach und auf den duftig grünen Plan, der die weitläufigen Gebäude von Benediktbeuern trägt. Mit furchtbarer Gewalt mögen einst die Urgewässer die tiefe Schlucht durchbrochen haben, um die Tieflande zu überfluthen. Von der Kraft des Sturzes zeugt heute noch der Kochelsee, diese ausgehöhlte Gumpe, und sprechen laut die herabgeschleuderten Bergtrümmer, welche zerstreut gras- oder baumbewachsen an der Sohle des Kesselberges ruhen.

Heinrich Part, ein Patrizier von München, suchte gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in den umliegenden Höhen vergeblich nach Metallen und bemerkte dabei, daß sich über den Kesselberg ohne besondere Schwierigkeiten eine Straße bauen lasse. Er benahm sich hierüber mit dem Abte Narziß von Benediktbeuern, der in erfreulicher Weise das Unternehmen zu fördern versprach. Die Mönche wanderten gern zu den stillen Oeden des Walchensees und pilgerten mit besonderer Vorliebe in ihr Thal Nazareth, die Jachenau. Ein guter Weg konnte bei solchen Ausflügen die Annehmlichkeiten nur erhöhen. Nachdem von Herzog Albert dem Weisen die gehörige Vollmacht erwirkt war, führte Part seinen Plan aus, und die Welt pries damals das Werk als ein Meisterstück. Rechts in der rissigen Felsenwand ist der Denkstein, der den Fürsten und den Baumeister rühmt. Ein Cruzifix in erhabener Arbeit und das bayerische und habsburger Wappen bilden eine löbliche Zugabe. Das Denkmal spricht in folgenden Reimen zum Reisenden:

Nach. dem. Maria. Jesum. gepar.
Anno. Dni. MCCCCLXXXXII. Jar.
Albrecht. der. durchlauchtig. erkorn.
Pfalzgraf. bey. Rein. geporn.
Jn. ober. und. nieder. Payerlandt.
Durch. den. Kesl. Perg. also. genandt.
Hat. er. den. Weg. und. auch. die. Strassen.
Um. seiner Kost. über. machen. lassen.
Von. München. Hainrich. Part. erdacht.
Den. jm. (Samweg) dadurch. hard. gemacht.
1492.

Im feuchten Tannendunkel rauscht links ein wilder

Alpenbach, der plötzlich aus dem Steingeröll hervorquillt und weiterhin herrliche Cascaden bildet. Im Waldesschatten, von frischen Kräutlein umblüht, stürzen die klaren Wellen brausend in eine weite Felsenschale. Das Bächlein freut sich des kühnen Sprunges; mit junger Kraft hüpft es im neckischen Spiele über die nächste Stufe und beleckt mit zartem Zünglein all die Ritzen und Spalten im morschen Gestein. Ein grauer Felsenschopf theilt den Strahl in breite Silberbänder; drüben an der glatten Wand rieselt ein glitzernder Wasserfaden über dunkelfarbiges Moos. Zum dritten Male purzelt die schäumende Fluth in einen niedlichen Schacht und bespritzt mit zartem Staube all die Pflänzchen, die in grüner Kühle blühen.

Fast am Fuße des Berges zeigt eine Tafel rechts wieder zu einem Wasserfalle, und es lasse sich die wenigen Schritte Niemand gereuen, um zu sehen, wie der unbedeutende Bach, welcher vom Jochberge braust, sich eine tiefe Felsenrinne grub und durch enge Spalten in finsterer, unzugänglicher Klamm verschwindet.

Die Straße berührt nun das Gestade des Kochelsees. Rechts erheben sich dichtbewaldete Höhen. Wie kahles Gemäuer hinter zerrissenen Tapeten, so schauen durch's dunkle Gehölz weißgraue Felsenwände. Jenseits des sanft ansteigenden Hügels, von Gärten ganz umblüht, ruht das Dörflein Kochel, nach alten Urkunden auch Chochalon genannt. In frühester Zeit befand sich auf dem nahen Sonnensteig, einer lieblichen Erhöhung, ein Nonnenkloster für Benediktinerinen. Aus den edelsten Familien und selbst aus fürstlichen Häusern zogen fromme Töchter hieher und baten um Auf-

nahme, um in der tiefen Einsamkeit ein beschauliches Leben führen zu können. Die fromme Gisila, die Gemahlin des letzten Frankenkönigs Childebert, endete ihre Tage in den Zellen am Kochelsee. Die gräflichen Geschwister Landfrid, Waltram, Eliland und Kailswindis, wie die Sage geht agilolfingischer Abkunft, gründeten die Stifter Schlehdorf, Staffelsee, Benediktbeuern und Kochel. Kailswindis selbst nahm den Schleier und war die erste Aebtissin auf dem Sonnensteig. Alle diese Kulturstätten erlagen aber der Zerstörungswuth des wilden Hunnenvolkes. Das Frauenstift Kochelsee sank 955 in Asche, um nie mehr aufgebaut zu werden.

Kochel ist die Heimat des etwas sagenhaften Helden von Sendling, des riesigen Schmiedes Balthasar Mayr, der es wohl gegen sein Vermuthen zur geschichtlichen Berühmtheit brachte. Der tapfere Mann stand in den Reihen jener muthigen Oberländer, welche Bayern und namentlich die Hauptstadt von dem unerträglichen Joche Oesterreichs befreien wollten. Die begeisterten Streiter wurden, wie bekannt, ein Opfer des Verrathes und der Uebermacht und verbluteten auf der Höhe bei München am Morgen des Christtages 1705. An der Mauer der Pfarrkirche zu Sendling verkündet ein schönes Gemälde von Lindenschmitt der Nachwelt den unglücklichen Kampf um des Vaterlandes Freiheit. Balthasar Mayr, einer der letzten auf dem Schlachtfelde, holt nochmal aus zum furchtbaren Streiche, um dann mit seinen Genossen für die Heimat zu sterben. Die Hand des Künstlers hat so das Andenken an den Ehrenmann gesichert. In Kochel selbst findet sich aber kein Erinnerungszeichen an den todesmuthigen Helden, und um-

sonst fragt der Neugierige nach dem Geburtshause des edlen Kämpen.

Kochel ist während der Sommermonate der Sammelpunkt gemüthlicher Städter, die es bei bescheidenen Ansprüchen in dem heitern Dörflein recht angenehm finden. In der ländlichen Schenke wird man freundlich aufgenommen, und reichen die Räume der Gastung nicht mehr hin, dann erschließen die Nachbarn bereitwilligst ihre schönen Kammern zur Aufnahme der Fremden. Mir öffnete sich bei meinem Aufenthalte eine recht niedliche Zelle im Hause des Bäckers. Schon in frühester Morgenstunde schien die Sonne in das trauliche Gemach und beleuchtete in einer Ecke des Zimmers ober dem Tischchen ein Hausaltärchen, zusammengesetzt aus zahlreichen Bildern, Täfelchen und allerlei geweihtem Zierath, der sich um ein geschnitztes Christusbild drängte. Fensterscheiben und Vorhänge, alle Geräthe sprachen von musterhafter Reinlichkeit, und ich würde nie so zufrieden gewohnt haben, wäre nicht die Decke meines Lagers von solchem Gewichte gewesen, daß ganz gewiß selbst Balthasar Mayr trotz seiner athletischen Gestalt darunter geseufzt und gestöhnt hätte. Bequeme und leichte Betten sind fast der einzige, fühlbare Mangel in einigen Gasthäusern unseres Gebirges; parfümirte Kellner, strotzend von schmutziger Höflichkeit, und prunkhaft ausgestattete Hotels werden gern vermißt. Leider haben gewisse Herren, welche den Wirthinen „die fabelhafte Billigkeit“ förmlich zum Vorwurfe machen, durch ihre fabelhafte Einfalt und durch ihre lächerliche Großsprecherei in manchen Gegenden das Leben ziemlich vertheuert.

Das unmittelbar vor dem Dorfe aufsteigende Gebirge und die Nähe des Sees sind ungemein lockend zu einem längeren Aufenthalte. Die nahen Höhen, sämmtlich gefahrlos zu besteigen, laden zur Alpenfahrt und lohnen mit entzückenden Fernsichten. Den bequemen Sommerfrischler oder den gar zu behäbigen Gast, welchen die Natur nicht zum Bergsteigen geschaffen, schaukeln die Wellen zum Müller am Joch, der im Schatten einer ungeheuren Felsenwand ruht, oder an das jenseitige Ufer zum Bierkeller, welcher in seinem steinernen Bauche das schäumende Gebräu vom nahen Schlehdorf birgt.

Die Mühle am Joch ist übrigens ein ganz nach städtischem Schnitte eingerichtetes Herrenhaus, in dessen schönen Räumen in außerordentlichen Fällen jeder nicht unbescheidene Gast willkommen ist. Die im verflossenen Frühlinge erschienenen Veröffentlichungen in Zeitungen waren nichts weiteres als der Ausfluß persönlicher Gehässigkeit verkappter Feinde und verdienen nicht der geringsten Beachtung.

Kochel liegt nicht unmittelbar am Gestade. Kiesblanke Wege, an- und absteigend niedlich gestaffelt, führen über den grünen Hügel, der das Dörflein vom Wasserbecken trennt. Ein stattliches Oekonomie-Gut, Eigenthum einer wohlhabenden Familie aus München, ziert die Höhe. Die Gebäude sind geräumig genug, um willkommene Gäste, wenn sie auch noch so zahlreich herangezogen kämen, aufzunehmen. — Hier senkt sich der Pfad tief beschattet von Bäumen und Sträuchern mitten durch einen duftenden Garten hinab zur Lände.

Um ein allgemeines Bild von der umliegenden Landschaft zu erhalten, wollen wir zur nahen Windhütte steigen und auf weichem Moospolster ruhend, das weite Gemälde betrachten. Vor uns fluthet der See, zur Hälfte eingeengt durch starke Felsenmauern, gegen Norden aber offen und sich verlierend in den Rohrsee, einer unerquicklichen, moosigen Fläche voll Binsen und Röhricht. Der Wasserspiegel mißt in seiner größten Länge 1 Stunde und in der Breite ungefähr die Hälfte; an manchen Stellen findet sich eine Tiefe von 252 Schuhen. Das Wasser ist trüb und tückisch, und nicht selten brausen auf demselben plötzliche Stürme. Die Fischer schreiben diese Erscheinung den Grundwellen zu, welche durch unterirdische Zuflüsse entstehen sollen. Die Bewegung des Wassers fängt nämlich nicht auf der Oberfläche, sondern in der Tiefe an, und die Winde sind nicht die Ursache, sondern die Folge davon. Rutten, Hechte, Lachsforellen, Karpfen, Renken und die gewöhnlicheren Fische tummeln sich in dem Becken und erfreuen durch ihr schmackhaftes Fleisch. Die Loisach durchzieht behaglichen Laufes den See, verläßt ihn möglichst noch träger und versumpft in weiter Ausdehnung die Ufer. Die Floßfahrt war dadurch nicht nur sehr aufgehalten, sondern auch gefährlich. Um die Fahrt durch den See unnöthig zu machen, ließ das Kloster Benediktbeuern 1712 die zufließende Loisach mit der abfließenden durch einen 13,000′ langen Kanal verbinden. Durch dieses Unternehmen, von dem kurfürstlichen Wasserbaumeister Mathias Pauer glücklich ausgeführt, wurde der Wasserweg um zwei Stunden gekürzt, und die Floßfahrt gewann volle Sicherheit.

Vom nordwestlichen Ende des Sees blickt Schlehdorf über die glitzernde Fläche. Am 18 Oktober 1846 brauste ein furchtbarer Orkan durch die Gassen des Dorfes und schleuderte mit wilder Kraft die schäumenden Wogen ans Ufer. Da schlugen plötzlich die Flammen aus dem First eines Hauses. Die Gewalt des Sturmes fachte das Feuer zur höchsten Wuth, und schnell lag der Ort, bis auf ein einziges Haus, in Asche. Schlehdorf erhob sich wieder, leider geschmacklos. Von der Windhütte aus vermuthet man bei dem Anblick der Häuser, alle in gleichem Schnitte in die Linie gezwängt, das vergessene Zeltlager abgezogener Kriegstruppen zu finden.

Das Kloster Schlehdorf steht mit den umliegenden Stiftern in gleichem Alter, war aber anfangs nur eine unbedeutende Klause. Da wurde es den Mönchen zu Scharnitz in ihrem finstern Urwalde gar zu rauh und unwirthlich; sie überließen die Zellen in der wilden Oede ihrem Schicksale und zogen an die freundlichen Ufer des Kochelsees. Bei dieser Uebersiedelung vergaßen sie nicht, die Gebeine des heiligen Martyrers Tertulinus mitzunehmen, welche Reginbert von Rom in die Scharnitz gebracht hatte. Diese Reliquien befinden sich noch in Schlehdorf, und Tertulinus, sonst als Heiliger wenig bekannt und genannt, wird hier noch immer als Kirchenpatron verehrt. Kaum hatte die neue Pflanzstätte des Christenthums zu blühen und sich zu entfalten angefangen, da wurde sie 907 von den Ungarn verbrannt. Ueber zwei Jahrhunderte lag Schlehdorf in Asche. Weltpriester versahen den Dienst der Religion, und vom Domberge in Freising aus wurden die Klostergüter

verwaltet, bis Bischof Otto I. 1140 das verfallene Stift aus dem Schutte hob und den regulirten Chorherrn des heiligen Augustinus übergab. Der See scheint im Laufe der Jahrhunderte das Gestade immer mehr überfluthet zu haben, denn der Grund der neuen Gebäude versumpfte, und die Mauern litten ungemein durch die Feuchtigkeit. Die Mönche erhielten 1718 die Erlaubniß, ihre Zellen auf den nahen Felsenhügel versetzen zu dürfen, von welchem bis heute der nicht große, aber zierliche Bau mit seiner zweithürmigen Kirche als ein Schmuck der Gegend schaut. Durch Krieg, Feuer und widrige Schicksale war der Wohlstand des Klosters so erschüttert, daß die neue Kirche wohl nie zur Vollendung gekommen wäre. Da erbarmte sich ein reicher Münchner, der kurfürstliche Wachsbleicher Melchior Honifstingl, über die nackten und dachlosen Mauern und ließ auf seine Kosten das herrliche Gotteshaus ausbauen. Die Gebeine des edlen Bürgers ruhen in der Gruft; im Innern des Bethauses an der Evangelienseite erinnert eine ehrende Grabschrift an den wohlthätigen Mann. Der Choraltar ist aus Marmor, der in der Gegend gebrochen wurde; das Bild „die Geburt Christi" ist ein Werk des Meisters Joseph Zink von Ottobeuren. Außerdem befinden sich in den weiten Hallen noch viele Gemälde, unter welchen der Tod des heiligen Joseph wohl das beste sein möchte. Der Schöpfer dieses Kunstblattes ist unbekannt.

In der Kirche zu Schlehdorf treffen wir wieder jene drei Fräulein, welche uns bereits in Leutstetten an der Würm begegnet sind. Auf einem Nebenaltare stehen die Statuen der heil. Jungfrauen Ainpet (Ainbeta),

Eberpet (Wolbeta) und Firpet (Vilpeta). Schon seit uralten Zeiten trug der Hügel, auf welchem das Kloster steht, eine Kapelle zu Ehren der drei frommen Schwestern, und als Patroninen (Heilräthinen) gegen ansteckende Krankheiten war der Zulauf des gläubigen Volkes zu den Gnadenbildern außerordentlich groß. Feierliche Prozessionen bewegten sich auf den Kirchbüchel, und viele Bedrängte schleppten mit frommem Vertrauen schwere Kreuze auf die geweihte Höhe. Wie die Verehrung dieser heiligen Jungfrauen auch hieher verpflanzt wurde, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden.

Nicht lange sollten die Jünger des heil. Augustinus sich ihres neuen Sitzes freuen. Im Jahre 1803 erfolgte die Auflösung; die Gebäude wurden um äußerst geringe Summen an Privaten verkauft und zur Bräuerei, Wirthschaft und Oekonomie eingerichtet. Das Gotteshaus des Stiftes ist jetzt die Pfarrkirche des Dorfes. Eine große, silberne und vergoldete Monstranze wird als ein kostbares Ueberbleibsel vom Kloster aufbewahrt. Der Volksglaube hält das glänzende Kleinod für gediegenes Gold, welches die Mönche aus einer geheimnißvollen Quelle oben bei der Käseralm geholt haben sollen. Die Fundgrube scheint aber bald erschöpft gewesen zu sein; denn die Chorherrn lebten meistens in solch dürftigen Verhältnissen, daß der Bauernwitz sich bemüssiget sah, aus Schlehdorf ein Schlechtdorf zu machen.

Der Reiz der Gegend und ein gutbestelltes Gasthaus locken jährlich viele Sommerfrischler herbei. Die Ankömmlinge bewundern den blauen See und freuen sich über die herrliche Ansicht des Kessel- und Jochberges, der Rabenspitze und der Benediktenwand (5,500'), die

im Halbkreise ein duftendes Ländchen umgränzen. Ein lohnender Pfad führt die Gäste zum Oekonomiegute Greut und zum kgl. Fohlenhofe Schwaiganger, wo sich der Weg nach Ohlstadt und Murnau theilt.

Sinkt der Abend nieder, nähert sich die stille Nacht und wir ruhen noch in einer Ecke der Windhütte, dann umschwebt uns heilige Ruhe und seliges Behagen. Die Berge hüllen sich mehr und mehr in einen düstern Mantel und decken die Fluthen mit finsterm Schatten. Im leichten Nachen zieht ein Spätling kräftig die Ruder, während eine Schar niedlicher Tauchentchen zum sichern Neste ins Röhricht trachtet. Ein letzter Strahl beleuchtet noch die Dörfer und Weiler in der Ebene, und leise trauernd blickt aus dem Dämmerlichte über Filz und Moor die lange Fensterreihe des einst so prachtvollen Klosters Benediktbeuern. Immer trüber und undeutlicher gestaltet sich das Bild, und leichte Nebel ziehen geisterhaft über die weite Fläche. Einige Rohrsänger üben im nahen Riede noch ihre Weisen, dann erwachen Eulen und Käuze und schwärmen unter unheimlichem Krähen und Schreien umher, und zudringliche Fledermäuse durchschwirren die Nacht. Es ist Zeit zur Heimkehr, um im Verschlage der Wirthsstube zu Kochel noch ein Stündchen verplaudern zu können.

Ein Morgenspaziergang bringt uns in anderthalb Stunden nach Laimgruben ins Posthaus, eine sonst rühmenswerthe Wirthschaft, wenn nicht eben Vorabend des Jahrmarktes ist. Ein frischer Bergwind bläst von den Höhen des Walchensees und ist ein sicherer Bürge für schönes Wetter. In unbedeutender Entfernung liegt gegen Westen in einer freien, offenen Gegend

Benediktbeuern, die einst so berühmte Pflanzschule für Künste und Wissenschaften. Die schon genannten Brüder aus fürstlichem Geblüte, Landfried, Waltram und Eliland, wegen ihrer vielen Besitzungen zwischen dem Würmsee und der Isar auch Grafen von Antdorf und Loysach genannt, jagten einst ihrer Gewohnheit nach in der dichten Wildniß längs des Kolomanbaches. Bei dem Verenden eines verwundeten Thieres ergriff eine besondere Wehmuth die drei frommen Männer; sie dachten an ihr eigenes Hinscheiden und an das ewige Jenseits. Die Brüder beschlossen, von nun an die Jagdfreuden zu meiden und an dieser Stelle dem Herrn ein Haus zu bauen. Wie die Sage erzählt, sollen die Arbeiter, welche die Bäume fällten und die Stämme zuhackten, sich fortwährend verwundet haben, daß das Blut zu Boden rieselte. Tauben kamen herbeigeflogen, trugen die blutigen Holzspäne davon und bildeten da, wo der Choraltar von Beuren steht, kleine Kreuze daraus. Daran erkannten die Bauherrn einen göttlichen Fingerzeig und stellten Kirche und Kloster an den bezeichneten Ort i. J. 740. Bald bevölkerten sich die zahlreichen Zellen, und Eliland selbst, der älteste der Brüder, verwaltete als erster Abt das Stift. Der heilige Bonifazius kam persönlich hieher, um zu Ehren des heiligen Benediktus und des heiligen Jakobus den neuerstandenen Tempel zu weihen, welcher als ein erfreulicher Lichtpunkt in der grauenvollen Wildniß schimmerte. Waren schon durch die Freigebigkeit der Gründer mit dem Kloster bedeutende Ländereien vereiniget worden, so mehrte sich der Reichthum durch fürstliche Gunst immer noch mehr. So bedachte Herzog

Tassilo die neue Ansiedelung mit ansehnlichen Gütern, und die Reichen der Gegend folgten dem Beispiele. Kaiser Karl der Große schenkte dem Abte Eliland, welcher an die Stelle der im Herrn entschlafenen Brüder trat, verschiedene werthvolle Handschriften, und durch die fränkische Königin Gisila, welche auf dem Sonnensteige bei Kochel den Schleier nahm, und durch den adeligen Herrn Megingaz, der in Beuren ins Kloster trat, erhielt die Bibliothek einen für die damalige Zeit höchst bedeutenden Zuwachs an Schriften und Büchern.

Schon unter dem achten Abte, ungefähr um das Jahr 955, traf auch Benediktbeuern das Loos der Zerstörung durch die Hunen. Die wüthenden Feinde verbrannten die Gebäude und marterten und ermordeten die Mönche. Der Vorstand des Klosters floh als feiger Hirt nach Wessobrunn, wo er auch blieb und starb. Nach diesen Tagen des Jammers bewohnten noch zwei dem Schwerte der Barbaren entkommene Priester den Trümmerhaufen und nährten sich kümmerlich von den Wohlthaten der Landleute; denn die Güter des zerstörten Stiftes wurden nach Besiegung der Ungarn von dem Herzoge an die Kriegshauptleute als Ersatz für erlittenen Schaden vertheilt. Die Zellen erhoben sich wieder aus der Asche, aber für Weltgeistliche. Erst im Jahre 1031 wurde auf Andringen des deutschen Königs Konrad II. das Kloster den Benediktinern zurückgegeben. Von den frühern Besitzungen blieben freilich viele verloren; dafür erhielt es die Güter in Tutzing, Zeismaring, Garatshausen und Seeshaupten. Der Mönch Ulrich vertauschte mit Erlaubniß des Abtes

ein mit aller Mühe geschriebenes Meßbuch an den Grafen Adalrich zu Botzen gegen einen Weinberg im Etschlande, und Elilands Stift erlebte auch auf diese Weise einen gewiß angenehmen Zuwachs. So kehrte nach und nach wieder der alte Reichthum zurück. Ein eigenes Gericht übte die Rechtspflege über die zahlreichen Unterthanen und brachte viel Leben in die Umgebung. In den Zellen erwachte ein großer Eifer für Künste und Wissenschaften und viel wurde studirt und geschrieben. Nach dem Beispiele Tegernsees ward ein botanischer Garten angelegt und ein mathematisches und physikalisches Museum gegründet. Den größten Ruhm erwarb sich Benediktbeuern durch seine auserlesene Bibliothek, welche bei der Aufhebung des Klosters mit der Staatssammlung in München vereiniget wurde. Wie hoch die Herren in Beuren ihren Bücherschatz anschlugen, beweist, daß sie ihm ein eigenes, zierliches Gebäude widmeten.

Im weitern Laufe der Geschichte begegnet uns eine lange Reihe unglücklicher Ereignisse. Diese scheinen auf den Glanz und den Reichthum des Klosters wenig Einfluß gewirkt zu haben, denn Benediktbeuern ging aus allen Bedrängnissen der Zeit nur noch größer hervor. Bei den Unruhen zwischen dem Herzoge Otto von Meran und dem Herzoge Otto dem Erlauchten von Bayern wurde die Abtei hart mitgenommen und 1248 gänzlich niedergebrannt. Aehnliches Schicksal, jedoch größtentheils aus Unvorsichtigkeit, erlitt sie in den Jahren 1316, 1378 und 1490. Die wilden Heerhaufen des Kurfürsten Moritz von Sachsen und der blutige Arm des dreißigjährigen Krieges brachten wohl

viel Elend über die geweihte Stätte, konnten sie aber nicht vertilgen. Mit frischer Kraft erhob sich jedesmal das altersgraue Stift. Gebäude mit endlosen Fensterreihen lehnten sich an den neuerstandenen, zweithürmigen Dom, nachdem das ehrwürdige, gothische Münster niedergelegt war, und mit fürstlicher Pracht schaute der gepriesene Hort der Gelehrsamkeit über die weite Ebene. Während des spanischen Erbfolgekrieges machten die Tyroler, wie überhaupt längs der Landesgränze von Füßen bis Salzburg, so auch hier Einfälle in das Bayerland, erhoben Brandschatzungen, trieben das Vieh weg und erlaubten sich arge Bedrückungen. Der Abt von Benediktbeuern bot darum seine Gerichtsunterthanen auf, welche unter dem Commando des Joseph Bernhart Wendtnschlegel, kurfürstlichen Rathes und Kloster-Benediktbeurischen Hofrichters, theils zu Fuß, theils zu Pferd das Land zu schützen hatten. Der Kammerdiener und der Kellerschreiber des geistlichen Oberhirten bekleideten Offiziers-Stellen. Zudem wurden von München aus erfahrene Kriegsmänner hinaufgeschickt, um das Vertheidigungswerk zu leiten. Herrn Hauptmann Grafen Topor von Morawitzky gebührt das Verdienst, aus den Schriften im königlichen Reichsarchive zu München die Namen jener Wehrmänner gesammelt zu haben, welche im Vereine mit der streitbaren Mannschaft von Länggries und Tölz um die Mitte des Dez. 1705 zur Hauptstadt zogen, um dort, leider erfolglos, ihr Leben dem Vaterlande zu weihen. In der Wirthsstube zu Kochel ist das Verzeichniß der Landes-Vertheidiger zur Einsichtnahme aufgehängt.

Hundert Jahre später pochte der furchtbarste Feind

an der Klosterpforte von Beuren. Im Monate März 1803 erschien nämlich der Auflösungskommissär, und nach wenigen Worten war ein Institut aufgehoben, welches ein Jahrtausend allen Stürmen getrotzt hatte. Die Priester zerstreuten sich nach allen Weltgegenden. Das letzte Glied von Elilands Stift, Pater Franz Wagner, starb 1851 zu Bichl.

Unter den vielen, wegen ihrer Gelehrsamkeit berühmten Männern, welche zu Benediktbeuern lebten und wirkten, steht Karl Meichelbeck oben an. Den 29. Mai 1669 zu Oberdorf im Allgäu geboren, wurde er schon im achten Lebensjahre hieher geschickt, um Musik und Latein zu lernen. In München, Salzburg und Scheyern genoß Meichelbeck die weitere Fortbildung, wurde 1687 auf seinen besondern Wunsch in den Orden der Benediktiner aufgenommen und 1694 zum Priester geweiht. Nachdem der talentvolle Mann in Freising längere Zeit die lateinische Sprache gelehrt hatte, übernahm er die philosophischen und theologischen Vorlesungen im Kloster Rott am Inn. Die außerordentlichen Kenntnisse und die seltene Geschicklichkeit, welche Meichelbeck bei diesen Abhandlungen an den Tag legte, veranlaßten den Abt von Beuren, ein so schätzbares Glied des Klosters zurückzurufen, um ihm das Archiv des eigenen Hauses, welches sich in entsetzlicher Verwirrung befand, ordnen zu lassen. Zugleich wurde dem einsichtsvollen Manne die Aufsicht über die herrliche Bibliothek anvertraut. Den größten Ruhm erwarb sich Meichelbeck durch seine Geschichte des Fürstbisthumes Freising, historia frisingensis, welches Werk ihm einen unsterblichen Namen sichert. In den letzten Lebens-

tagen beschäftigte sich der rastlose Mann mit der Chronik seines eigenen Klosters, bei welcher Arbeit ihn den 2. April 1734 der Tod überraschte. — Viel bekannt ist auch das Wirken des Paters Aegidius Jais, eines gebornen Mittenwalders, der durch seine Predigten und namentlich durch seine Jugendschriften sich ein schönes Denkmal setzte.

Nach Aufhebung und Schließung des berühmten Ordenshauses verwandelte sich der Tempel des Stiftes in die Pfarrkirche. Der bei dem Baue dieses Gotteshauses verwendete Marmor wurde in der Gegend gebrochen, ist eine Art Breccia- oder Trümmer-Marmor nnd steht jenem zu Ettal weit zurück. Die weitläufigen Gebäude mit ihren stolzen Arkaden und luftigen Höfen erwarb Ritter Joseph von Utzschneider. Diese um die vaterländische Industrie und Kultur hochberühmte Persönlichkeit war der Sprößling schlichter Landleute und wurde 1763 zu Rieden am Staffelsee geboren. Nach vollendeten Studien zeigte sich bei dem rührigen Manne bald ein heller, unternehmender Geist und ein gemeinnütziges Streben. Nebst vielen andern Schöpfungen gründete er ein mathematisch-mechanisches und ein optisches Institut und verband sich dabei mit seinem Jugendfreunde, dem Artillerie-Hauptmann Reichenbach. In Benediktbeuern begann die optische Anstalt mit Bereitung des schönsten Flintglases, welches in Hinsicht auf Reinheit und Brauchbarkeit von keinem andern, weder des In- noch des Auslandes übertroffen wurde. Später ward eine vollständige Kunstglasfabrik angelegt. Hier wirkte als technischer Leiter Fraunhofer, welcher als armer Glaserlehrling bei einem Hausein-

sturze im Thiereckgäßchen zu München so wunderbar gerettet wurde. Aus dem Knaben wuchs jener große Mann heran, der durch die Erfindung der Riesenfernrohre uns die Wunder des Himmels näher rückte. Im Jahre 1819 wurde die Anstalt in die Haupsttadt verlegt und entwickelte auch dort fortwährend eine große Thätigkeit. In der ganzen gebildeten Welt sind ihre unübertrefflichen Leistungen bekannt. Das wiederholt verödete Benediktbeuern erwarb nun der Staat und richtete es zu einem Fohlenhofe ein. Bei großem Militärstande, wenn die Kasernen die einberufenen Kriegerscharen nicht mehr fassen, werden gewöhnlich einige Geschwader Kürassiere von München in die verlassenen Zellen verlegt. Wo sonst mit gemessenen Schritten und tiefem Sinnen ernste Mönche wandelten, da tummeln sich dann in den Höfen glänzende Reiter, und statt der Glocke zum Chore, ruft schmetternd die Trompete vom Lager. Zum Troste für die gepanzerten Escadronen, für Herren und Gemeine, welche fern von ihren Waffenbrüdern hier in der Einsamkeit das Kriegshandwerk üben, hat eine sorgsame Mililitärverwaltung mit dem Landgestüte auch eine Brauerei verbunden. Nach scharfem Ritte mundet in der Klosterschenke das Naß eben so gut, wie weiter unten am Isarstrande, was auch durstigen Touristen znr frohen Nachricht dienen mag.

Von Benedikbeuern ist nur ein halbes Stündchen zum Standorte der Heilbrunner Kurgäste, dem rühmlich bekannten Gasthause zum Löwen in Bichel. Die Heilquelle selbst liegt über eine Stunde in nordöstlicher Richtung entfernt, unweit der Straße nach Tölz. Der

Wirth zu Bichel schickt jeden Tag schon beim ersten Morgengrau zum heilkräftigen Brunnen, und flinke Rosse bringen in großen Fässern den hilfesuchenden Fremden das köstliche Wasser zu Trunk oder Bad. Die Umgebung bietet der nahen Berge wegen sehr mannigfaltige Genüsse, den in Sicht liegenden Sommerkeller von Beuren, der an gewissen Wochentagen seinen reichen Schacht erschließt, gar nicht zu rechnen. Hinter schönen Baumgruppen schaut aus frischer Farbenpracht mit ländlicher Vornehmheit die Schwaige Straßberg, welche einen Theil des k. Landgestütes bildet. Es ist überaus lohnend, zu dem Herrenhofe hinauf zu steigen, um von der reizenden Höhe all die vielen Schlösser, Dörfer, Weiler und die zahllos zerstreut umher liegenden einzelnen Häuser bis zum zügigen Peißenberg zu sehen und sich zu weiden an dem Zauberbilde längs des Gebirges. Ueber dem grünen Rücken ersteht mit stolzer Pracht im weiten Bogen die Benediktenwand. Mit keckem Trotze zeigt sie hier nur ihre kahlen, steilabfallenden Felsenmauern und die burgartigen Vorsprünge, während der herausfordernde Bergriese von der Südseite ohne besondere Beschwerden zu erklimmen ist. Eine überwältigende Aussicht auf die wellenförmigen Gauen Ober- und Niederbayerns, über welche Gottes segnende Hand Reichthum und Wohlstand gegossen, ist der hohe Preis für die überstandenen Mühen. Aus diesem irdischen Paradiese, schillernd und flimmernd im bunten Farbengewimmel, blitzen sieben namhafte Seen, und mit freundlicher Milde spiegelt sich die Himmelsbläue in den stillen Gewässern.

Nur eine gute Stunde von Bichel liegt jenseits der

Loisach bei Johannrhain das wegen seiner reichen Steinkohlenlager vielgenannte Pensberg. Noch gegenwärtig schleppen bedauernswerthe Rößlein die Ausbeute über Iffeldorf nach Seeshaupt; bald aber wird der unerschöpfliche Schatz an Brennmaterial mittelst Dampfkraft hinaus in die Welt befördert werden.

Um nach Tölz, oder überhaupt in das Isarthal zu kommen, laden prächtige Alpenwege zur Bergwanderung ein. Längs des Steinbaches führt über den Zwisel (4154 P. F.) und die Gossenhoferalpe durch üppige Waldfluren und kräuterreiche Auen ein Pfad nach Wackersberg, dem auf lichten Höhen herrlich gelegenen Dörflein, oder man trachtet mehr südlich zu den stattlichen Höfen von Arzbach, um sich nach solchen Mühen beim Schweizerwirth gehörig zu erholen.

Die Landstraße durchzieht den Weiler Steinbach und trägt aufwärts zum links gelegenen Pfarrdorfe Heilbrunn. Rechts schaut aus grünem Grunde, reich umlockt von Busch- und Blumenkronen, das Landhaus des Herrn von Flueschütz, eines Münchners, der sich wahrlich keinen stilleren und traulicheren Winkel zur Sommerfrische hätte wählen können.

Ein gutes Sträßchen zweigt hier ab zur berühmten Adelheidsquelle. Der Brunnen war schon vor dem allgemeinen Hunnenelende bekannt, wurde aber bei den Einfällen des wilden Volkes verschüttet und gerieth in Vergessenheit. Erst im Jahre 1159, als das Stift von Benediktbeuern nach Erz und Salz graben ließ, fanden ihn die Ordensbrüder Kilian und Pankraz wieder auf. Allmählig zogen Leidende zum wunderbaren Wasser, und der Besuch steigerte sich, als selbst

Herzog Wilhelm IV. und dessen Gemahlin hilfesuchend in Heilbrunn erschienen. Später nahm auch die liebenswürdige Gattin des Kurfürsten Ferdinand Maria ihre Zuflucht zur Najade bei Benediktbeuern, und ihr Vertrauen war mit dem glücklichsten Erfolge belohnt. Zum Andenken an das freudige Ereigniß wurde dem Brunnen in neuerer Zeit der Name Adelheitsquelle gegeben. Zur Aufnahme der hohen Frau führte man die erforderlichen Gebäude auf und versah sie mit allen Bequemlichkeiten. Diese Bauten verfielen später und verschwanden. Bis heute besteht in Heilbrunn kein eigentliches Gast- oder Badhaus zur Unterkunft der Fremden. Für solche, welche es trotz des gastlichen Bichels vorziehen, unmittelbar an der Quelle den segensvollen Trank zu schlürfen, haben die Haus- und Häuschenbesitzer Heilbrunns ihre schönen Kammern nach Kräften wohnlich gemacht. Besonders vornehm ragt aus der Gruppe ländlicher Herbergen das Hotel des Jautbauern. Wer bei diesem noch ein Plätzchen findet, der ist geborgen; denn die rührige Hausmutter sieht mit sorgsamen Augen auf ihre lieben Inwohner und weiß mit anerkennenswerther Geschicklichkeit selbst den Tisch zu bestellen. Im Wirthshause und in dem nahen Weiler Enzenau stehen wohl auch einige Stuben bereit; allein sie sind meist gar zu patriarchalisch eingerichtet und erinnern lebhaft an die Gemächer der zahlreichen Kurorte in den Tyroler Bergen und „der Bädle" in den Waldschluchten Vorarlbergs. Der Besitzer des Gesundbrunnens, Privatier Herr von Debler in München, ließ eine Trinkhalle erbauen, um den immer zahlreicheren Gästen selbst bei Wind und Regen, wenn

auch in einem beschränkten Raume, die so nothwendige körperliche Bewegung zu ermöglichen. Das Wasser, wohl das wirksamste dieser Art, enthält Bromnatrium, Chlornatrium, kohlensaures Natron, Jodnatrium und wirkt heilkräftig in Hautkrankheiten, Lähmungen, Gicht, Gelb- und Bleichsucht, Wechselfiebern, Verstopfungen der Eingeweide, Gliederkrankheiten ꝛc. Der größere Theil der Flüssigkeit wird in Flaschen versendet.

Die Straße überschreitet sanft ansteigend die Höhe, gewährt noch einen prächtigen Rückblick auf die Niederungen und Hügel, tritt, links den kleinen Stallauer-See streifend, in ein stilles, einförmiges Waldthal und führt in zwei Stunden zum Zollhause, einem sehr empfehlenswerthen Gast- und Badhause in unbedeutender Entfernung von Tölz. Mit junger Kraft bahnt sich ein klarer Bach streitend mit Fels und Strauch ein kühles Bett durch die saftgrüne Schlucht, hebt frischen Muthes den Hammer und treibt das Rad, daß es lustig klappert und rauscht in der duftenden Enge. Rechts erhebt sich der Blomberg (3793 P. F.), an dessen lieblichen Gehängen an gar wundersamer Stelle, wo das Auge weit hinaus schweift in die ebenen Lande, die jod- und schwefelhaltigen, doppelt kohlensauren Natronquellen „Krankenheil" sprudeln. Erst im Jahre 1846 entdeckte man das vortreffliche Wasser, und mit Ungestüm schob die schätzbare Flüssigkeit den Markt Tölz in die Reihe glänzender Badorte, eben zur Zeit, als der Ruhm seiner Bierfabriken langsam verblich. Zur großen Freude des Brunnenbesitzers, Herrn Buchhändlers Herder in Freiburg im Breisgau, kommen in langen Zügen die stammverwandten Brüder aus dem

Norden, ferner Russen, Franzosen und Engländer, gar reich und vornehm, oft recht wunderlich anzusehen, so daß die Naturkinder von Wackersberg große Augen machten bei dem Anblicke der „g'spaßigen Leute."

Vom Zollhaus, dem traulichen Plätzchen, biegt der Weg um einen vorspringenden Hügel, und der Markt Tölz, im städtischen Gewande am rechten Isarufer aufgestaffelt, grüßt über die blumigen Auen. Die zweithürmige Kirche des Kalvarienberges schaut wie ein Dom mit feierlicher Pracht vom steilen Felsenkopfe und ist weithin sichtbar in dem sonnigen, schmuckreichen Thale. Schöne Landhäuser, heimliche Lauben, langweilige Claviersonaten, weicher Citherklang, blitzende Lorgnetten und Augenzwicker verrathen die Ankunft in einem Kurorte. Für jetzt wünsche ich den freundlichen Tölzern viel klingenden Gewinn und den hilfesuchenden Gästen den erfreulichsten Erfolg und kehre nach Bichel zurück, um nicht die Gränzen zu überschreiten, welche mir der Titel des Buches bestimmt.

VIII.

Von Benediktbeuern über Wolfratshausen nach München.

(Entfernung von Benediktbeuern: Beuerberg 4 St., Wolfratshausen 7 St., Schäftlarn 9 St., München 15 St.)

Die Sommergäste am Kochelsee oder in der Nähe desselben nehmen zur Hauptstadt gewöhnlich den Weg über Sindelsdorf und Antdorf nach Seeshaupt. Einzelne ziehen es vor, über Tölz und Holzkirchen München zu erreichen. Um der Loisach und Isar entlang zur Residenz zu kommen, ist doppelte Gelegenheit gegeben. Die Poststraße führt über Königsdorf, das wohl seiner Lage wegen diesen stolzen Namen erwarb. Auf der dortigen Höhe stand vormals ein Schloß, welches nach Benediktbeuern gehörte und während der vielen Kriegsstürme zerstört wurde. Nun durchwandert man bis Wolfratshausen eine traurige Oede. Filz, Moor und kümmerliches Waldland decken die weite Fläche zwischen den beiden Flüssen. Die magern Bäume erreichen eben die rechte Höhe, um den Blick auf freundlichere Bilder zu verwehren.

Eine angenehmere Verbindungslinie leitet von Bichel am linken Loisachufer zum Pfarrdorfe Beuerberg oder Bayerberg mit einem Schlosse und einer

ehemaligen Propstei regulirter Chorherrn des Augustiner Ordens. Drei fromme Brüder, Edle von Iring, Iringsburg, später Eurasburg, stifteten in besondern Nöthen zu Ehren der heiligen Apostel Petrus und Paulus 1121 das Kloster, welches vom Papste bald die Bestätigung erhielt. Nach mehreren Brandfällen, bei welchen höchst wichtige und mühsam gesammelte Handschriften zu Grunde gingen, nahm der dreißigjährige Krieg, wie in den übrigen geistlichen Ansiedelungen des Oberlandes, so auch in Beuerberg blutige Einkehr. Als im Mai 1632 Gustav Adolph in München weilte und in aller Ruhe die prächtigen Gebäude bewunderte, streiften seine zügellosen Scharen mordend und raubend hinaus in das schutzlose Land. Mit Entsetzen vernahmen die Mönche von Beuerberg das Herannahen schwedischer Reiter, brachten eiligst die Klosterschätze in den entlegenen Keller bei Wametsberg in Sicherheit und versteckten sich selbst in die tiefen, finstern Wälder. Ein einziger Priester, der achtzigjährige Vitus Nuzinger, erwartete als treuer Wächter seiner Heimat im Gotteshause das wilde Volk. Stürmend drangen die Soldaten in die heilige Stätte und verlangten unter Fluchen und Drohen von dem betenden Greise die Herausgabe sämmtlicher Reichthümer. Da aber Pater Vitus dieses weder konnte, noch wollte, so schleppten die Unmenschen den wehrlosen Mann in den Chor der Kirche, schnitten ihm Hände und Füße ab und hieben ihn mit ihren Schwertern in Stücke. Di- zurückkehrenden Flüchtlinge fanden ihren Mitbruder entseelt an den Stufen des Altares. In dem Kreuzgange des Klosters ist des Martyrers Schädel aufbewahrt,

an welchem die Spuren von mehreren Säbelhieben an die Frevelthat erinnern.

Im Jahre 1803 traf auch die Propstei Beuerberg die Auflösung. Das Gotteshaus wurde zur Pfarrkirche, die Wohngebäude kamen in den Besitz von Privaten. Als in dem östlich gelegenen Kloster der Salesianerinen zu Dietramszell wegen des großen Zuganges von jugendlichen Zöglingen die Räumlichkeiten nicht mehr ausreichten, kauften die geistlichen Erzieherinen 1845 Kloster Beuerberg und gründeten daselbst eine Filiale ihres Hauses und Institutes. So verwandelte sich unvermuthet das Herrn-Stift der Edlen v. Iring in eine Pflanzstätte weiblicher Tugenden.

Nördlich schaut als ein freundlicher Stern vom grünen, waldumgränzten Hügel das Schloß Eurasburg. Weithin ist das ragende Gebäude sichtbar, und ein Blick aus seinen Fenstern über die Vorlande in ihrem reichen Farbenwechsel bis zu den plötzlich aufsteigenden Bergen gewährt einen unbeschreiblichen Genuß. Die Herren von Iring sollen die ersten Gründer des Edelhofes gewesen sein. Das Schloß in seiner gegenwärtigen Gestalt wurde auf Kosten des Herzogs Albrecht 1626 hergestellt. Eurasburg wechselte öfters seine Besitzer und ist nun Eigenthum des Bierbräuers Herrn Schweyer in Friedberg.

Nach Wolfratshausen trachtend, überschreitet man bei Beuerberg die Loisach und erreicht in einer halben Stunde Oberherrnhausen, den Geburtsort des am 9. Januar 1858 zu Bamberg gestorbenen Herrn Erzbischofes Bonifazius, Kaspar von Urban. Eine Gedenktafel bezeichnet das Haus, in welchem der hohe

Kirchenfürst als der Sprößling wenig bemittelter Landleute das Licht der Welt erblickte. Das einfache Erinnerungsblatt ist zugleich ein glänzender Beweis dafür, daß in unserm glücklichen Vaterlande auch von der ärmlichen Hütte der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offen steht. Der hochselige Erzbischof gedachte bis in's Greisenalter voll Liebe seiner Heimat, eilte öfters in das stille Dörflein und verlebte da frohe Tage in der Erinnerung an die Jugendjahre. Nach dem Wunsche des hohen Herrn wurde nach seinem Hinscheiden das Herz hieher gebracht und in dem Kirchlein in einer metallenen Urne beigesetzt. Eine Steinplatte mit der gehörigen Inschrift bezeichnet die Stelle.

Das Sträßchen durchzieht nun eine langweilige Strecke, welche man lieber durchfliegen, als durchwandern möchte. Dafür wird der Pilger reichlich belohnt durch das liebliche Bild von Wolfratshausen. Ruhend auf grüner Terrasse, welche die träge Loisach bespült, lehnt sich der Markt in seinem Gemische von dörflichen und städtischen Farben in langer Zeile an eine baum= und strauchbewachsene Höhe. Es ist der Kalvarienberg, welcher den Ort überragt und ihm annähernd den Reiz einer Gebirgslandschaft leiht. Die überraschend schöne Fernsicht von dem Dreifaltigkeitskirchlein aus, welches den Hügel krönt, sowie die guten Gasthäuser zum Humplbräu, zur Post, zum Haderbräu u. m. a. unten an der Straße locken viele Münchner hieher, um so recht nach Herzenslust die lange Kette der Berge zu schauen. Weiter als bis Wolfratshausen wagen sich in dieser Richtung die Spaziergänger nicht. Zurückgeschreckt von der weiten Kluft, welche verworren

und düster den Markt von dem Alpenlande trennt, eilen sie entweder zum nahen Würmsee (2 Std.), oder sie kehren der Isar entlang wieder zur Heimat.

Vor Alters prangte auf der Höhe nördlich vom weißschimmernden Bethäuschen, wohin jetzt fromme Gläubige unter andächtigen Gebeten wallen, eine mächtige Burg, welche Wolfbert von Hausen, nach andern Quellen Wolfbert oder Wolfrat, Graf von Andechs und Diessen, erbaut haben soll. An den Fuß des Schloßberges schmiegten sich mit stiller Bescheidenheit die Hütten der Unterthanen. Man gab dem kleinen Orte den Namen des Bollwerkes, das ihn beherrschte, und von nun an theilten Beide redlich die herben Geschicke, welche die Zeit verhängte. Otto III., Graf von Wolfratshausen, lag in beständiger Fehde mit Herzog Heinrich dem Stolzen. Der hoffärtige Welf war dem edlen Grafengeschlechte abgeneigt, weil es zu seinem Todfeinde Friedrich von Bogen hielt. Auf Verwenden des Letztern wurde gegen den Willen des Herzogs der erledigte Bischofsstuhl in Regensburg mit dem Grafen Heinrich von Wolfratshausen besetzt. Der stolze Fürst widersetzte sich der unliebsamen Wahl und zog mit starkem Kriegsgeleite nach Regensburg. Als er dort die Thore verschlossen fand, verbrannte er die Vorstädte und nahm das bischöfliche Schloß Donaustauf. Hierauf streifte Heinrich mit einer kleinen Schar streitbarer Männer am linken Isarufer hinauf. Der erbitterte Wolfratshauser wußte davon und lauerte im Hinterhalte auf den Herzog. Beinahe wäre es ihm gelungen, den Fürsten zu fangen, hätte nicht ein Diener noch zur rechten Zeit die Gefahr bemerkt und zur Rettung des geliebten

Herrn das Leben geopfert. Leider hat die Geschichte den Namen dieser treuen Seele nicht aufbewahrt. Der entrüstete Heinrich übte schwere Rache. Was dem Geschlechte der Wolfratshauser gehörte, wurde zerstört und endlich das Stammschloß am Loisachflusse im Jahre 1131 berannt. Otto übergab der Uebermacht seine Feste, schwur ewigen Frieden und verließ das Land. Burg und Hofmark wurden eingeäschert. Beide erhoben sich wieder aus dem Schutte und fielen nach dem Aussterben der gräflichen Linie an das bayerische Regentenhaus. — In den Unruhen zwischen dem Herzoge von Meran und dem Herzoge Otto dem Erlauchten wurden Markt und Feste belagert und von letzterm genommen. Hier saß auch Rudolph, Ludwig des Bayers Bruder, und verkehrte heimlich mit dem feindlichen Oesterreich. Als dem Kaiser davon Kunde ward, rückte er eiligst vor Wolfratshausen. Bei der Einnahme des Schlosses hatte sich Rudolph bereits geflüchtet.

Von Zeit zu Zeit wählten bayerische Prinzen den schönen Sitz zu ihrem Aufenthalte. So weilte Theodo, Herzog Wilhelm des Standhaften Sohn, besonders gern auf der waldumdüsterten Höhe und starb auch dort 1534. Großes Elend brachte der Schwedenkrieg über den Ort. Die nordischen Mordbrenner plünderten mit unmenschlicher Rohheit und übergaben dann Markt und Schloß den Flammen; den Bewohnern blieb nur das nackte Leben. Dennoch rafften sich die niedergelegten Häuser wieder aus dem Staube, und auch die Burg schaute bald wieder stolz in die Tiefe. Der Markt blüht noch am Fuße des Berges, aber das Schloß, welches zu einem Pulvermagazine verwendet wurde,

besteht nicht mehr. Ein Blitzstrahl setzte den 7. April 1734 den Thurm in Flammen. Das Feuer erreichte die Tonnen mit dem gefährlichen Zündstoffe, und der ganze Bau flog in die Luft. Jetzt bezeichnen eine Pyramide und eine Ruhebank aus Stein den leeren Ort. Das einfache Denkmal trägt die Inschrift: „Stätte der Burg Wolfratshausen. Errichtet im Jahre 1852." Im nördlichen Vormarkte windet sich von der Kastenmühle ein schmaler Pfad empor. Obwohl die Herstellung desselben nicht unbedeutende Kosten verursacht haben mag, so läßt man ihn, wie es scheint, doch ganz ungehindert den weidenden Hausthieren zur Benützung, bis er für den Historiker und den Naturfreund verloren ist. Der Besitzer der genannten Mühle ließ sich die alte Burg mit ihren Thürmen, Ringmauern und der unvermeidlichen Zugbrücke malen, gab ihr ohne alle Gewissensscrupel den Namen Drachenfels und verlieh dem artigen Bildchen gnädigst ein Plätzchen am Taubenschlage, wo der Vorüberziehende es mit Muse betrachten kann.

Einer dunklen Sage nach soll, wie Fr. Panzer erzählt, in nächster Nähe noch ein anderes Schloß gestanden haben, das plötzlich spurlos versank. Drei unaussprechlich reiche Jungfrauen bewohnten den fürstlichen Bau; zwei der Fräulein waren blind. Längere Zeit walteten und schafften sie gemeinschaftlich auf der Feste; da kam ihnen plötzlich in den Sinn, ihr Gut zu theilen. Dabei betrog das sehende Fräulein, von der schnödesten Habgierde erfaßt, ihre unglücklichen Schwestern. Sie bediente sich beim Messen des Geldes eines Getreideviertels. Bei ihrem Antheil machte sie das Maß immer ganz voll; wenn nun die Reihe an

die blinden Schwestern kam, kehrte sie das Viertelmaß um, bedeckte bloß den Boden bis zum Rande mit Gold, und ließ sie mit den Händen darüber streichen, um sie zu überzeugen, daß das Gefäß voll sei. Wegen dieses Betruges ist sie in das unterirdische Schloß verbannt und wird dort in Mitte ihrer ungeheueren Schätze von bösen Geistern jämmerlich gequält. Vor vielen Jahren fand ein muthiger Mann den Eingang zu den versunkenen Hallen und drang unerschrocken in die dunkle Höhle, obwohl ein schwarzer Hund mit glühenden Augen am Wege kauerte. Höllische Geister umgaukelten in den schrecklichsten Gestalten den Verwegenen, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Der kühne Mann drang aber unbeschadet vorwärts, denn seine Brust war mit einem hochgeweihten Amulet geschmückt. Plötzlich kam er in ein hellerleuchtetes Zimmer und sah dort die drei Fräulein in drei Betten liegend. Eine der Jungfrauen, oben weiß, unten schwarz, war wach; die andern schliefen. Der Mann bewunderte das feine Bettzeug und befühlte den herrlichen Stoff. Er verbrannte sich dabei die Fingerspitzen, denn das ganze Lager glühte von einem unnatürlichen Feuer. Auch dieses schreckte ihn nicht. Ohne alle Furcht eilte er zu einer großen Kiste, welche von einer gräulichen Schlange bewacht war. Schnell riß er dem Unthiere den Schlüssel aus dem Rachen und öffnete. Ein ungeheurer Reichthum, Gold und Silber in Menge, funkelte ihm entgegen. Da warnte das wachende Fräulein den kecken Mann, ja nicht mehr zu nehmen, als er bis zum Ausgange, ohne zu rasten, zu tragen vermöge. Der Mann folgte und kam mit seiner Beute glücklich an das Ta-

geslicht. Die geizige Schwester wird aber so lange in dem glühenden Pfuhle geschunden, bis der ganze Schatz fortgetragen ist. „Wüßte man nur den Zugang", meinte ein muthiger Wolfratshauser, „wie leicht und wie gern würde dem armen Wesen geholfen werden!"

Im Orte selbst treibt von Zeit zu Zeit das Marktgschlärf*) sein Unwesen. Es ist dieses der Schatten einer schon längst verstorbenen Alten, welche man schon zu ihren Lebzeiten das Gschlärf nannte, und die eines schweren Verbrechens wegen keine Ruhe im Grabe finden kann. Mit einem schmalverbrämten Pelzkäppchen, fliegendem Haare, knappem Leibchen, kurzem Unterröckchen und mit klappernden Pantoffeln huscht sie nach Mitternacht die Gasse auf und nieder, ist bald winzig klein, bald riesig groß, schaut den Leuten selbst in den obern Stockwerken mit grünleuchtenden Augen zum Fenster hinein und schreckt die Frauen, welche vereinsamt im Kämmerlein ruhen, weil die Männer über die Zeit im Bierhäuschen sitzen. Grund genug, wenn die Mütter von Wolfratshausen allen Ernstes darauf dringen, daß ihre Familienhäupter zum Schutze der Angehörigen fein ordentlich zu Hause bleiben; denn ein Blick des gefürchteten Gespenstes in das Schlafgemach verscheucht Segen und Glück von der Schwelle.

Wandern wir weiter durch den Markt, um gen München zu ziehen, so bemerken wir zur rechten Seite

*) Schlärfeln: schleppend, träg einhergehen; Geschlärf: schleppender Gang; Schlarpfen: abgetretene Schuhe, Pantoffeln. Schöppner III. 253. Gschlärf bezeichnet bei den Landleuten auch eine nachlässig „schlamppig" gekleidete Weibsperson.

der Straße an dem Hause der Familie Daisenberger das Bild eines Heiligen. Gefesselt und auf das Knie gesunken, blickt ein Mann im Pilgergewande zur Erde. Das Gemälde erinnert an eine schauerliche Unthat. Zur Zeit, als der Sohn Herzogs Ludwig des Strengen, Rudolph, die Feste Wolfratshausen besaß, übte ein gottloser Geizhals die Rechtspflege über die Unterthanen. Da kam um das Jahr 1286 in den Ort ein Wallfahrer, Conrad Nantovinus, welcher mit Reisegeld reichlich versehen war. Ganterus, so hieß der gefürchtete Richter, hörte von dem Schatze des frommen Pilgers, dichtete ihm ein abscheuliches Verbrechen an, bemächtigte sich seines Geldes und verurtheilte den Fremdling zum Feuertode. Wie die Legende erzählt, wurde auf dem Gerichtsplatze der Burg dem unglücklichen Manne das Urtheil verkündet. Von den Schergen befragt, wo er seinen Geist aufgeben wolle, soll er den Knopf seines Stabes zur Hälfte abgeschraubt und gesagt haben: wo der beim Hinwegschleudern niederfalle, dort wolle er sterben. Nantovin schnellte den Knopf mit solcher Gewalt hinaus, daß er erst eine Viertelstunde östlich von Wolfratshausen nahe am Isarufer zur Erde kam. Dort wurde der Unschuldige verbrannt. Das Ungerechte dieser That blieb aber nicht verborgen. Die vielen Wunderzeichen, welche an dem Marterplatze geschahen, sprachen laut für die Unschuld des Fremdlings. Viel gläubiges Volk zog von nah und fern voll Vertrauen zum ehrwürdigen Ort und fand Erhörung. Dieß veranlaßte Papst Bonifazius VIII., Nantovin heilig zu sprechen. Schnell erhob sich zu Ehren des Gemarterten ein Bethaus, welches noch steht

und das Gottesackerkirchlein von Wolfratshausen bildet. In dem Daisenbergerschen Hause wird noch das Gefängniß gezeigt, in welchem der Heilige schmachtete, bis man ihn zum Scheiterhaufen führte. So oft auch der Ort in Asche sank, der Kerker blieb unversehrt erhalten. Ein früherer Besitzer, seines Gewerbes ein Schlosser, soll wissentlich die Ketten, welche Nantovin an die Mauern fesselten, verarbeitet haben. Dafür ward der Frevler vom gräßlichsten Wahnsinn ergriffen. Das hölzerne Pilgerfläschchen und die Hirnschale des Martyrers, welch letztere unversehrt aus der Glut gerettet und in Silber gefaßt wurde, befinden sich im Privatbesitze und werden gern gezeigt. Der frühere Brauch, am Nantwini-Feste dem Volke aus der Hirnschale des Heiligen Wein zu reichen, hat sich verloren. Damit kommt aber die Kapelle des St. Nantovin in der Umgegend immer mehr in Vergessenheit.

Verlassen wir endlich den freundlichen Markt mit seinen Sagen und Legenden, und unfern der Stelle, wo Isar und Loisach zusammenrinnen, erklimmen wir das Gasteig, auf welches die Münchner Straße sich windet. Bei Tag ist es recht angenehm, den kühlen Hohlweg zu wandeln; aber bei Dunkelheit, oder gar um Mitternacht schleicht aus den Schluchten des Schloßberges der Gasta-Pudel, sonst eine harmlose Spukgestalt, aber unheimlich anzusehen wegen ihrer zottigen, pechschwarzen Haare, der leuchtenden Augen und der glühenden Kette, welche das Gespenst rasselnd nach sich zieht. Das schauerliche Thier lauert auf den verspäteten Wanderer, läuft voraus oder hintendrein, doch ohne zu schaden. Besonders viel wissen die Floßleute von dem Ungethüm

zu erzählen. Wenn sie erst tief in der Nacht die Höhe herabsteigen, begleitet sie häufig der Gasta-Pudel, und der Höllenhund ist um so gräulicher anzusehen, je mehr die Heimkehrenden in den Schenken am Wege von München in das Glas geschaut hatten.

In anderthalb Stunden sind wir in Ebenhausen. Ein schmales, von Bäumen beschattetes Zweigsträßchen führt zu dem berühmten Wirthshause, mit dem auch die Postexpedition vereiniget ist. Damit befinden wir uns wieder in dem eigentlichen Gebiete der Münchner Landfahrer, das ist solcher Städter, die an Sonn- und Feiertagen hochaufathmend das Weite suchen. Namentlich an Festen, bei welchen sogar Gott Merkur seinen Jüngern eine vierundzwanzigstündige Rast vergönnt, erwächst auf dem Vorplatze des Gasthofes eine wirre Burg großer und kleiner Fuhrwerke. Selbst ausgediente Stellwägen werden zu solchen Zeiten aus ihrem Ruhewinkel gezogen, und klappernd rollen die lecken Archen, vollgepfropft mit Herrn und Damen, zum gemüthlichen Dörflein. Muntere Fußgänger schwärmen von Hesellohe durch die Wälder des Thalrandes hinauf und treffen in Ebenhausen mit solchen zusammen, welche vom Starnbergersee über die grünen Hügel zum Isarufer trachten. Das Fischerschlößchen mit seinen Thürmen und Erkern am Waldsaume gar lieblich emporragend aus dem zarten Rahmen niedlicher Anlagen, die Röschenauer Höhe mit ihrer prächtigen Fernsicht und im tiefschattigen Grunde das nahe Schäftlarn sind lockende Perlen für Freunde der Natur. Wer übrigens glaubt, der landschaftliche Reiz allein sei es, der die Städter so massenhaft hieher zieht, der lebt im gewal-

tigen Irrthume. Eine große Zahl der Ankömmlinge eilt schnurgerade in den Wirthsgarten, welcher, sich der Menge anreihend, für das Weite fast gänzlich abgeschlossen ist. Dort lassen sich solche Gäste die schöne Gegend auf glänzenden Platten credenzen, und gierig schnappen sie nach den duftenden Bildern. Höchst zufriedengestellt mit den Schöpfungen aus Hrn. Lautenbachers Küche und entzückt über ihre eigenen Leistungen, kehren sie wieder heim und wissen lange von der Pracht Ebenhausens zu erzählen.

Wir aber wandern weiter über blumige Halden, wo der Weg rasch hinabfällt in die tiefe Schlucht der rauschenden Isar. Es ist ein Sonntagsmorgen und klare Himmelsbläue wölbt sich über das enge Thal. Bald umfängt uns düstere Waldespracht. Die riesigen Aeste saftiger Buchen bauen mit ihrem grünen Gewande weite, finstere Hallen, während auf den luftigen Kronen die Sonnenstrahlen spielen. Da tönt ernst und feierlich das Geläut vom Dome des alten Stiftes durch die frischen Lüfte und verkündet nah und fern den Tag des Herrn. Mit frommer Hast wallen die Landbewohner zum Gotteshause; von allen Seiten nahen sie im Feierkleide, hier auf verstecktem Pfade, dort aus feuchtem Dunkel, weiterhin steigen sie die vielen Stufen nieder, welche von der Höhe führen. Ein Brünnlein rieselt durch den stillen Hain, und sanft gleiten die krystallnen Wellen durch Moos und Strauch. Grüßend nicken zarte Blümchen in den klaren Quell, und sorglos trinkt das Waldvögelein vom frischen Born. Da erwächst an lichter Stelle ein freundliches Kirchlein. Haben wir des Herrn gedacht in dem offenen Heilig-

thume, dann schauen wir entzückt hinab zum grünen Plan, auf welchem im seligen Gottesfrieden mit hehrer Pracht das Kloster Schäftlarn ruht.

Unter der Regierung des Herzogs Thassilo II. gründete der Priester Waltrich, aus vornehmer Familie stammend, mit Bewilligung und Hilfe des Landesfürsten in dem Orte Schäftlarn (Sceftilare), vorher auch Pepenbach genannt, ein Gotteshaus zu Ehren des heiligen Dionysius. Bald lehnte sich eine Zellenreihe an die Kirche, welche von den Benediktinern bezogen wurde. Im Jahre 955 fanden die Hunnen auch diesen verborgenen Winkel und zerstörten die geweihte Stätte. Lange lag das Stift in Trümmern, da wurde es 1140 durch den Bischof Otto den Großen von Freising wieder hergestellt und den Prämonstratensern eingeräumt. Im Jahre 1527 ward Schäftlarn durch Brandunglück gänzlich eingeäschert, und während des dreißigjährigen Krieges brachten die Schweden großes Elend über den Ort.

Jedesmal erholte sich das schwer heimgesuchte Kloster wieder und durch viele und reiche Schankungen, Vermächtnisse und fromme Gaben aller Art war es in den Stand gesetzt 1705 mit dem noch stehenden Prachtbaue zu beginnen. Die meisten Orte der Umgebung waren ein Besitzthum der Prämonstratenser; ja sogar bis Percha, Buchhof, Hammertshausen ꝛc. in der Nähe des Würmsees, über das Pfarrdorf Deining am rechten Isarufer und über den durch seine großen Viehmärkte allbekannten Weiler Keferlohe erstreckte sich die Herrschaft des Abtes. Dazu kamen noch die vielen und ansehnlichen Häuser in München und die zerstreut umher liegenden Oekonomiegüter.

Die herrliche Klosterkirche wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vollendet und mit schönen Fresko-Malereien und Stuccatur-Arbeiten geschmückt. Den Choraltar ziert die Himmelfahrt Mariä, ein Werk des kurfürstlichen Hofmalers Albrecht. Die Säkularisation verhängte auch über Kloster Schäftlarn die Auflösung, und die Gebäude kamen auf dem Wege der Versteigerung in die Hände von Privaten.

Das ungewöhnlich kalte, reine Wasser, welches aus mehreren Quellen von dem steilen Abhange rinnt, sammelt sich bei der lieblichen Kapelle, ist seifenhaltig und bewährt sich heilkräftig sowohl zum Baden als zum Trinken. Die Kraft des Brunnens, obwohl schon seit ältesten Zeiten bekannt, wurde von den Mönchen möglichst geheim gehalten, und so erstand erst 1807 eine öffentliche Mineral-Badanstalt, die unter der umsichtigen Leitung des Herrn Bierbrauers Georg Hagn in München in erfreulichster Weise blühte. Das wirksame Wasser, die gesunde Luft, das anmuthige Thal, die heimlichen Spazierwege auf die Alm und zu den versteckten Ruhebänkchen im nahen Buchenwalde und die sonnigen Räume der Anstalt im ehemaligen Kloster lockten viele Kurgäste hieher. Der nördliche Flügel des Gebäudes wurde zu einer Steingutfabrik eingerichtet, die guten Absatz erzielte. Im Jahre 1845 kam Kloster, Bad, Garten und Waldung käuflich an das Institut der englischen Fräulein in Nymphenburg und Schäftlarn wurde zur Filiale jener Erziehungsanstalt. Bald waren auch die Fabrik und die Bierschenke als lästige Insassen aus dem neuen Bildungshause entfernt. Nur das Bad fand Gnade und verblieb. Der

Besuch hat aber durchaus nicht zugenommen; denn die streng klösterliche Hausordnung scheint Vielen nicht behagen zu wollen. Dafür wuchs die Zahl weiblicher Zöglinge von Jahr zu Jahr. Wo sonst ernster Choralgesang ertönte, da klingen nun der Jugend frohe Weisen, und wo im gemessenen Schritte einst gelehrte Mönche wandelten, da tummeln sich in den langen, lichten Gängen spielend und scherzend über hundert zarte Fräulein.

Die im guten Rufe stehende Bräuerei, die Oekonomiegebäude, die Mühle und die Schenke bilden die nächste Nachbarschaft. Nur wenige Minuten entfernt rauscht die Isar. Eine hölzerne Brücke führt über den reißenden Gebirgsstrom zum rechten, weniger rasch aufsteigenden Ufer.

Von Schäftlarn windet sich ein überaus angenehmer Pfad durch den dichten Forst zur Post und Ortschaft Bayerbrunn. Zuerst umfaßt uns die ernste Pracht eines Buchenwaldes, dann wechseln hochstrebende Fichten- und Tannenstämme mit den kahlen Säulen rothgepanzerter Föhren. Auf den schwankenden Wipfeln erwacht ein unendliches Waldkonzert. Da zippt die Kohlmeise, flötet die Amsel, plappert der Staar, schlägt die Drossel, und aus dem grünen Busch hallt frisch und klar der Finkenschlag. Der niedliche Specht hämmert lustig in die rauhe Rinde, und tief aus grüner Kühle dringt eintönig des Kukuks Ruf. Nicht weit vom schmalen Wege, wo das Eichhorn tanzt mit tollen Sprüngen und das Häschen ängstlich lauscht, finden sich Spuren eines langen, großen Walles, mit Gräben und Schanzen umgeben. Die Forscher wissen nicht recht,

sollen sie daraus ein Römerwerk oder einen festen Vertheidigungsplatz unserer Urväter machen. Die Sage erzählt von einem Schlosse, das hier gestanden haben soll. Der Sohn eines Tyrannen hauste hinter den grauen Mauern und seines Vaters würdig, erschoß er nur so zu seinem Zeitvertreibe die Leute, welche auf Flößen die Isar hinabschwammen. Die Burg des Frevlers wurde berannt, konnte aber ob ihrer Stärke nicht genommen werden. Da verrieth ein Weiblein aus dem nahen Bayerbrunn den Belagerern die Quelle, welche die Eingeschlossenen mit frischem Trunke stärkte. Der Zufluß wurde abgesperrt, und der eingetretene Wassermangel veranlaßte die Uebergabe des Bollwerkes. Die tückische Alte muß als Strafe für ihren Verrath auf den Wällen herumwandeln. Der frühere Revierjäger wußte viel zu erzählen von dem geisterhaften Burgweiberl, das im dunkelbraunen Kleide und mit einem Armkörbchen ihm öfters im Jungholze begegnete und trotz Pulver und Blei seinen waidmännischen Muth zu Schanden machte. Die Quelle fließt noch, und bei großer Trockenheit schöpfen die Bewohner von Hohenschäftlarn aus dem nie versickernden Brünnlein.

In Bayerbrunn findet ein scharfes Auge noch die Spuren der einstigen Feste der Edlen von Bayerbrunn, die bereits 1143 hier seßhaft waren. Der letzte Sprosse dieses Stammes, Konrad, ein gar tapferer Kämpe, ist aus der Schlacht von Ampfing 1322 bekannt. Er war einer der vornehmsten Hauptleute des Kaisers Ludwig und führte den rechten Flügel der Bayern zum ruhmvollen Kampfe. Der Held schläft mit andern hervorragenden Zeitgenossen seit 1333 in

der Pfarrkirche zu Schäftlarn. Jahrhunderte haben die Denksteine unleserlich gemacht. Während der verheerenden Kriege, welche durch die Uneinigkeit und Unzufriedenheit zwischen den verschiedenen Regentenlinien im eigenen Vaterlande geführt wurden, ward die Burg vom Herzoge Heinrich von Landshut zerstört, und bald werden auch die letzten sichtbaren Beweise von ihrem Bestande verschwunden sein.

Der Postwagen rollt längs des Forstenrieder Parkes durch eine ziemlich einförmige Ebene; wir aber folgen dem Fußwege, der hart am jähen Uferrande im Gehölze die berühmte Römerstraße überschreitet, die Augsburg mit Salzburg verband. Das alte Werk ist trotz der tausendjährigen Vergangenheit in seinen Bruchstücken noch deutlich kennbar. Ganz besonders scharfsichtige Archäologen wollen am steilen Absturze Spuren ehemaliger Brückenwiderlager und die Ueberreste verschütteter Baulichkeiten entdeckt haben. Jenseits der brausenden Fluthen treten aus einem lieblichen Rahmen die Mauern von Grünwald. Die fröhlichen Tage, welche das Schloß unter Herzog Sigmund sah, kehren nicht wieder. Statt der heitern Gäste kommen und wandern verderbendrohende Pulvertonnen, und wo von hell erleuchteten Fenstern weit hinaus in die Nacht lustige Lieder tönten, da vernimmt man jetzt von den Wällen nur den ernsten Ablösungsruf der Wachen.

Haben wir das Dörfchen Pullach durchwandert, so winkt eine Schöpfung unserer Zeit, die Burg Schwaneck. Nach der Zeichnung des unsterblichen Meisters, Ludwigs von Schwanthaler, wuchs 1844 der kühne Bau am Abhange der Höhe 78 Fuß hoch in die Lüfte.

Die niedlichen Außenwerke, Schanzen und Gräben, ferner Brücken und Thore, endlich der gewaltige Thurm mit seiner sonnigen Warte, dem fernsichtigen Altan und den runden Scheiben in den Bogenfenstern geben ein getreues Bild der Rittersitze aus ältester Zeit. Umgaukelt von all den Sagen und Mährlein aus längst entschwundenen Tagen, betreten wir den Vorhof, wo uns der Kastellan und dessen zahme Dohle freundlich entgegen kommen. Eine Steintafel bewahrt des Erbauers eigene Dichtung mit folgenden gemüthlichen Worten:

So stehe denn hier in Gottes Hand
Der Thurm am felsigen Uferrand,
Gebauet nicht um eitle Ehr'!
Zu Trutz nicht oder Waffenwehr.
Nur früher Jugend schöner Traum
Soll steigen empor im trauten Raum
Der Blick in die Berge, die Luft so klar,
Vom Flusse das Rauschen wunderbar,
Der Freunde Wort, und Sag' und Sang
Erfrische das Herz im Lebensdrang.

So lange der Meister lebte, war viel Freud' und Heiterkeit in der Feste. Gar oft glühte der zackige Kranz der ragenden Zinnen schon im Morgenglanze, da klirrten noch lustig die Becher, und unter Jubelgesang machte der Riesenpokal die Runde im fröhlichen Kreise. Leider entriß der Tod den gefeierten Künstler viel zu frühe seinem ruhmreichen Schaffen und Streben. Im Jahre 1848 starb Ludwig von Schwanthaler, und der kurz erst vollendete Bau kam in die Hände seines Vetters und Erben. Zu ebener Erde ist die Wohnung des Pförtners und die allgemeine Küche des Hauses.

Eine lichte und bequeme Wendeltreppe führt in die Gemächer der verschiedenen Stockwerke, sämmtlich freundlich und hell. Die ganze Einrichtung entspricht dem Baustyle, ist einfach und sinnig; leider ist in neuester Zeit durch einige störende Zuthaten die wohlthuende Harmonie getrübt. Den Bankettsaal schmücken alte, riesenhafte Humpen, aufgepflanzt zur steten Erinnerung an die Leistungen unserer Ahnen. Betrachten wir still sinnend diese prunkhaften Ueberbleibsel des Alterthumes, diese hohen, umfangreichen Behälter, deren Inhalt die ritterlichen Gäste mit schmunzelndem Vergnügen oft auf einem Zuge durch die Gurgel jagten, und vergleichen wir damit die schmucklosen, lächerlichen Zwerggestalten unserer Trinkgefäße, so könnte man beinahe in den Wahn verfallen, im Laufe der Jahrhunderte sei mit der Manneskraft auch der staunenswerthe Durst gesunken. Zum Troste Vieler hat sich aber hierin nichts geändert, als die Form der Geschirre.

Man versäume nicht, von der Höhe des Erkerthurmes in das frische Waldthal zu schauen, in welchem die Isar über ihr bleiches Kiesbett braust, bald glitzernd im Sonnenschein, bald sich versteckend im finstern Forste. Im Süden, weit über die Thürme von Grünwald, umlagert den Horizont im ungeheuren Bogen die lange Alpenreihe von den Salzburger Bergen bis zum Grünten im Allgäu. Zu beiden Seiten schimmern mit freundlicher Milde aus den dunklen Wogen endloser Wälder die Spitzen und Kuppeln der Kirchen, wie in finsterer Nacht aus den Rissen des düstern Gewölkes tröstend einzelne Sternlein grüßen. An der Isar hinunter liegt in sonniger Ebene die Königsstadt mit ihren prächtigen

Tempeln, glänzenden Palästen und stattlichen Gebäuden. Das ganze Häusermeer überragen mit würdevoller Einfachheit die altersgrauen Thürme des Liebfrauen Domes. Bei dem Anblicke dieser ehrwürdigen Häupter athmet der ächte Münchner freudig auf und weilt er in der Ferne, so wird auf jeder Höhe zuerst das liebgewonnene Zwillingspaar gesucht. Die ernsten Riesen verdienen auch die rührende Anhänglichkeit; denn sie haben sorgsam Wacht gehalten über die fromme Stadt. Getreulich ertrugen sie mit ihr Freud und Leid, und mit ihnen ist München groß und berühmt geworden. Bei all den gewaltigen Stürmen, welche über die heimatlichen Gauen verheerend rasten und tobten, scharte sich ein immer größeres Völklein vertrauensvoll um den Wunderbau, und Bayerns Hauptstadt schwang sich glücklich bis zur gegenwärtigen Pracht und Ausdehnung empor.

„Der Riegel fällt, das Hofthor knarrt" und wir stehen am duftenden Waldessaume. Wir werfen nochmal einen Blick auf das verkörperte Traumbild eines großen Geistes und sind in einer Viertelstunde in Hesellohe. Ein schlankes Thürmchen unmittelbar am Wege sticht kühn in die Lüfte und überragt, obgleich so dünn und schmal, die grünen Wipfel. Der schmächtige Bau gehört zum kgl. Hofbrunnhause, das in der Tiefe an dem Flusse steht. Mittelst eines Druckwerkes wird das Quellwasser 220 Fuß gehoben und dann $2^1/_2$ Stunden weit in den kgl. Wildpark Forstenried geleitet.

Eine Menge Tische und Bänke, eine lange Reihe niedlicher Gasthüttchen, eine offene Säulenrotunde für ein tanzlustiges Völklein und geräumige Wirthschaftsgebäude verkünden den vielbesuchten Lustort der Münch-

ner. An Sonn- und Feiertagen herrscht hier reges Leben. Da ruft eine rauschende Musik die Jugend zum fröhlichen Reigen; drüben klappern die Kegel; dort besingen heitere Gäste den lieblichen Hain. Die Schenken umkreist ein wirrer Knäuel durstiger Seelen. Hie und da löst sich glücklich ein Glied aus der drängenden Masse und bewirthet mit triumphirender Miene seine Begleiter mit dem Reste, der ihm unter solchen Umständen im Kruge verblieb. Am Pfingstmontage, dem Nachkirchweihfeste, ist der Andrang am größten. Da reichen die Bänke nicht mehr hin. Die Ankömmlinge lagern sich geduldig aufs weiche Moos im kühlen Schatten und sind zufrieden, wenn sie aus dem ungestümen Wogen auf irgend eine Weise sich Labsal verschaffen.

Hesellohe ist sehr alt, und sein Ursprung verliert sich im Dunkel grauester Vorzeit. Sein Name wurde schon vielfach gedeutet und gar sonderbare Meinungen damit verknüpft. Nach Pallhausen bezeichnete Loch oder Lohe in der keltischen Mundart einen Hain oder Wald; Hesus war der Kriegsgott der keltischen Bojarier. Darnach ergibt sich die Zusammensetzung „Hesuslohe", das ist der Wald, in welchem dem Kriegsgotte geopfert wurde. Ohne weiter in das Richtige oder Unrichtige solcher etymologischen Grübeleien einzugehen, sei gesagt, daß der Name Hesinloch schon im Jahre 776 vorkommt. Bayerns Herzog Tassilo II. schenkte damals mit Einwilligung des Edelfreien Atto von Hesinloch Alles, was zu der Villa Hesinloch gehörte, kultivirte und unkultivirte Grundstücke, Wiesen und Waldungen dem Kloster Schäftlarn. Die Sprößlinge des rittermäßigen Geschlechtes der Heselloher hauseten nun zu

Pähl und liegen in Andechs und Weilheim begraben. Die Linie erlosch mit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Einer der Letzten, Hans Hesselloher, saß als Richter zu Weilheim und zu Pähl, war ein munterer, aufgeweckter Kopf, der allerlei Reimstücke und Lieder nach damaliger Volksmanier zu dichten wußte. Vom Stift Schäftlarn kam Hesellohe an die Herren von Bayerbrunn und 1301 erwarben es die Vorsteher des heiligen Geist-Spitales in München um 55 Pfund Pfennige. Unfern der Schwaige stand am steilen Absturze zum Isarbette zwischen dichtbelaubten Bäumen ein Kirchlein, zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit eingeweiht. An das kleine Heiligthum schmiegte sich die Wohnung eines Einsiedlers. Der fromme Klausner versah in der Kapelle den Meßnerdienst, versammelte zu Zeiten die Jugend der Gegend in seiner Zelle und buchstabirte mit ihr, daß es weithin im Walde ertönte. Dabei verzapfte der gefällige Mann an die Lustwandler frisches Bier und ergötzte die Städter mit allerlei Schnurren und drolligen Spielereien. Mundvorrath mußten die Gäste selbst mitbringen, was auch in der Regel im reichsten Maße geschah.

Nach Abschaffung der Einsiedeleien trat an die Stelle der Klause eine gewöhnliche Wirthschaft. Die Spitalstiftung zum heiligen Geist blieb bis zum Jahre 1808 im Besitze des Gutes, dann wurde es mit Ausnahme des Kirchleins öffentlich versteigert. Die Kapelle blieb unter der Administration des Magistrates der Haupt- und Residenzstadt, welche für die Unterhaltung derselben bestens sorgte. Der neue Eigenthümer der Meierei, Cafetier Franz Schröfl zu München, brachte

Hesellohe am meisten in Flor. Das lärmende Geschäft schien dem ruhigen Manne nicht behagt zu haben, denn das schöne Besitzthum wurde mittels einer Lotterie ausgespielt. Negoziant Alexander Felsenburg und Bierwirth Castulus Lechner, beide in München, waren die Gewinnenden. Von diesen kam Hesellohe in die Hände des französischen Flüchtlings General-Lieutenant, später Marschall Drouet d'Erlon, der, um sich dem Blicke der französischen Gesandtschaft unbemerkt zu machen, hier als Baron Schmid lebte. Fast alle, heute noch stehende Gebäude erhoben sich unter seiner Leitung. Auch eine Bräuerei rief er in's Leben, die aber in späterer Zeit durch ihr Gepansch keine beneidenswerthen Lorbeeren erworben und sich zur Freude der Heselloher Gäste endlich selbst zu Tod gesotten hat. Nach gepflogener Ruhe ist nun das Sudwerk zu einem neuen, bessern Leben erwacht. Karl Freiherr von Beck, Gutsinhaber in Pasing, ist gegenwärtig auch Eigenthümer der uralten Schwaige.

Hesellohe ist noch immer ein vielbesuchter Vergnügungsort, wenn auch jene Zeiten vorüber sind, in welchen selbst die höchsten Herrschaften im traulichen Wäldchen ein Tänzchen machten. Leider wandern nur mehr Wenige das schöne Thal hinauf. Man fährt mit der Eisenbahn, steigt aus, ißt und trinkt, dampft wieder heim und — hat eine Landparthie gemacht.

Es wird mir Niemand verargen, wenn ich nach solch vielen Kreuz- und Querzügen ebenfalls den Wagen besteige und der Heimat entgegen eile. Unaufhaltsam braust der Zug durch das Gehölz in ein weites, offenes Land. Rechts schimmert im Abendlichte das

schlachtberühmte Sendling; hellleuchtend im Glanze der hinsinkenden Sonne winkt die Bavaria über den buschigen Park; Kellergäste, die es auch innerhalb des Burgfriedens recht gemüthlich finden, winken vom grünen Wall. Wir sind wieder in München, in der guten und getreuen Stadt!

IX.

Von München über Bruck, Fürstenfeld, Grafrath, Greifenberg, Diessen und Wessobrunn auf den Peißenberg.

Nimmt man die Landkarte zur Hand, so wird man bald bemerken, daß uns noch ein schmaler Strich längs der Amper und des rechten Lechufers zur nähern Betrachtung übrig bleibt. Dieser Bezirk gehörte in uralter Zeit größtentheils zum Housi- oder Huosigau. In den von fränkischen Königen aufgezeichneten Gewohnheitsrechten der Bojoarier ist ein eigener Abschnitt dem herzoglichen Hause der Agilolfinger und den fünf großen Adelsgeschlechtern gewidmet, welche die Namen Huosi, Drozza, Fagana, Hahilinga und Anniona führten. Innerhalb der Flüsse Isar und Lech vom Gebirge bis zur Paar und Glon mag sich der Gau der Huosier, des mächtigsten der fünf Adelshäuser, ausgedehnt haben. Von dem alten Schlosse Hausen, der Stammburg der Huosier, im Gerichtsbezirke Weilheim gelegen, haben auch die Ländereien den Namen erhalten. Nachdem vom Ende des neunten Jahrhunderts an der Huosier keine Erwähnung mehr geschieht, so ist wohl mit Grund anzunehmen, daß das hochangesehene Geschlecht der Grafen von Andechs und Dießen, welches zwischen Lech und

Isar so reich begütert war, dem Hause Huosi entstammt ist. Nach der Meinung neuerer Forscher wäre dieser ausgedehnte Gau von Karl dem Großen getheilt worden in einen südlichen, wo die Andechser, und in einen nördlichen, wo die Schyren die Herrschaft führten.

Ein dunkler Schleier verhüllt die Geschichte all dieser Dynastien. Sie sind längst untergegangen diese mächtigen Häuser, und nur in vergilbten Urkunden und in einzelnen Ortsbenennungen fristen sich die einst so stolzen Namen kümmerlich fort. Die Linie der Schyren aber trotzte allen Stürmen und Unbilden der Zeit, und wenn gleich so mancher Zweig von furchtbaren Schicksalsschlägen zu Boden geschmettert wurde, dennoch hat die Hand der Vorsehung bis heute den uralten Stamm in unveränderter Kraft väterlich beschirmt und erhalten.

Auch im Huosigau, diesem altehrwürdigen Theile unseres Vaterlandes, gibt es wunderschöne Berge und anmuthige Thäler, in welchen liebliche Seen fluthen. Vornehme Schlösser und schmucke Landhäuser finden wir auf dieser Reise seltener; dafür begegnen uns häufig die Ueberbleibsel reicher und prächtiger Klöster und viele stattliche Ortschaften, bewohnt von glücklichen Menschen.

Unser erstes Ziel sei der Peißenberg. Wer mit seiner Zeit zu geizen hat, der kann über Seeshaupt nach Weilheim, oder unmittelbar von Starnberg die buckelige Landstraße hinaufeilen zum freundlichen Städtchen im Ammergrunde, um von dort die weitsichtige Höhe zu erklimmen. Wir wollen die Schönheiten des Amperthales*) in allen seinen Einzelnheiten kennen lernen

*) Der Zufluß des Ammersees heißt Ammer, der Abfluß Amper.

und fahren zu diesem Zwecke auf der München-Augsburger Bahn bis Maisach.

Die Landleute lassen die Feldarbeiten ruhen und schauen, obwohl sie seit Jahren täglich fast ein Dutzendmal das Nämliche sehen, mit unverändertem Erstaunen dem dahinbrausenden Zuge nach. Würden uns nicht die Kuppeln der Frauenthürme über die dunklen Tannenwedel so sorgsame Blicke nachschicken, so könnte man bei der ersten Wahrnehmung der weiblichen Tracht in dieser Gegend versucht werden zu glauben, schon unendlich weit von der Hauptstadt zu sein. Die Weiber an der Amper und der Glon bis in die Nähe des Paarflusses, namentlich in der Umgebung von Dachau und in dem südöstlichen Theile des Gerichtsbezirkes Friedberg kennzeichnen sich durch eine überaus originelle Kleidweise, an welcher sie, so sehr das Costüm auch den Körper verunstaltet und die Arbeit erschwert, mit zäher Ausdauer festhalten.

Es ist dieß die Dachauer Tracht, weil sich die meisten Trägerinen derselben um Dachau befinden, oder die der Aufgenähten, wegen der Menge über einen Wulst genähter, dicken Falten der kurzen Röcke so genannt. Die dreißig und mehr Ellen Loden, welche in tiefen Wellenlinien den Leib umschließen, bilden ein so sicheres Bollwerk, daß die Kugel selbst aus einem Podewils'schen Gewehre hier erfolglos aufschlagen würde. Daraus hat sich noch eine andere Bezeichnung ergeben, die bei den benachbarten Landeskindern zur Genüge bekannt ist.

Von Maisach trachten wir weiter, kosten vielleicht, wenn ein heißer Nachmittag, von dem Gebräu im viel-

besuchten Keller an der Waldspitze und sind in einem Stündchen in dem hübschen Markte Bruck mit seinen guten Gasthäusern und Brauereien. (Post, Marthabräu ꝛc.) In neuerer Zeit drängt sich der Flecken gewaltig in die Reihe der Bad- und Sommerfrischorte. Das milde Wasser der Amper, welches in manchen Fällen von außerordentlich wohlthätiger Wirkung sein soll, zieht viele Gäste herbei. Es ist auch hinlänglich gesorgt, die heilkräftigen Fluthen in jeder beliebigen Weise gebrauchen zu können. Das Café Schneider mit seinem schattigen Garten und den wohleingerichteten Bädern ist häufig der Sammelplatz für Sommerfrischler. Bei schlechtem Wetter bietet das Lesezimmer bei Marthabräu Gelegenheit zur Zerstreuung; an sonnigen Tagen ladet die liebliche Umgebung zu Spaziergängen ein.

Das ritterliche Geschlecht der Watten auf der Burg Gegenpoint war anfänglich im Besitze von Bruck. Von diesen kam der Ort an die Edlen von Eisenhofen, und endlich 1340 kaufte das Kloster Fürstenfeld die Hofmark. Die Kriegszeiten brachten manches Ungemach, ohne deßwegen das Emporblühen des Fleckens verhindern zu können. Vor Eröffnung des Schienenweges herrschte wegen der durchführenden Münchner-Augsburger-Poststraße großer Verkehr. Seitdem aber die Eisenbahn die Reisenden in anständiger Entfernung vorüber bringt, wie einige erleuchtete Brucker gewünscht haben, ist es in dem Markte ziemlich still geworden, und selbst die vielgepriesenen Bäder scheinen das alte Leben nicht wecken zu können.

Jenseits der Amper in viertelstündiger Entfernung

ruht am Fuße einer waldigen Hügelreihe die ehemalige Cisterzienser-Abtei Fürstenfeld. Das Kloster verdankte seine Entstehung einem traurigen Ereignisse, welches aus der Geschichte allgemein bekannt ist. Herzog Ludwig der Strenge weilte in der Rheinpfalz, um den Raubrittern das schändliche Handwerk zu legen und die trotzenden Felsenburgen zu zerstören, während seine ihm erst seit zwei Jahren angetraute jugendliche Gemahlin Maria, eine Tochter Herzogs Heinrich des Großmüthigen von Brabant, in Donauwörth voll Sehnsucht auf die Heimkehr des Gatten wartete. In Folge einer unglücklichen Briefverwechslung von Argwohn und Eifersucht erfaßt, warf sich Ludwig mit ungestümer Hast auf sein Roß, jagte nach Donauwörth, stieß den ihm ehrfurchtsvoll entgegentretenden Kastellan als den treulosen Wächter seiner Ehre mit dem Dolche nieder und ließ in blinder Wuth die schuldlose Frau enthaupten, den 18. Jänner 1256. Helika von Brennberg, ein Edelfräulein der Herzogin, und die Oberhofmeisterin, eine betagte Dame, wurden ebenfalls ein Opfer des Rasenden. Der schauerlichen That folgten Reue und Gewissensbisse. Nachdem Ludwig den Leichnam der frommen Maria in der Klosterkirche zum heiligen Kreuz in Donauwörth beigesetzt hatte, eilte er bleich und zerstört und, wie die Sage behauptet, in Folge des namenlosen Schmerzens mit ergrauten Haaren als Büßer nach Rom, wo Papst Alexander IV. den Zerknirschten von der Blutschuld lossprach. Zur Sühne gelobte der Fürst die Gründung eines Karthäuserklosters. Weil es aber damals in Bayern an Gliedern dieses strengen Ordens mangelte, so gestattete das Haupt der Kirche, die Stif-

tung für die frommen Brüder von Cisterz umzuwandeln. So entstand bei Aibling in dem Dorfe Thal eine Siedelei, die aber bald von da weg in Fürstenfeld eine bleibende Stätte fand. Herzog Ludwig vermählte sich wieder, und zwar mit Anna von Schlesien, und nach deren Hinscheiden mit Mechtildis, Kaisers Rudolph I. von Habsburg Tochter. Den 3. Februar 1294 starb er in Heidelberg, wurde seiner Anordnung gemäß nach Fürstenfeld gebracht und in Gegenwart vieler Bischöfe, Prälaten und Edelleute in die Gruft gesenkt, wo bereits die Herzogin Anna mit ihren beiden Kindern Agnes und Ludwig im ewigen Frieden schlummerte. Zehn Jahre später legte sich auch Melchtildis an die Seite ihres Gemahles. Von all diesen Grabstätten ist keine Spur mehr zu finden. Vergebens wurden viele Nachgrabungen vorgenommen. Bei den mannigfachen Bauveränderungen sind die Gräber unbeachtet verschwunden.

Unter einer Reihe ausgezeichneter Aebte ward das Kloster reich und berühmt. So unmenschlich auch die Schweden in ihrer gewohnten Weise während des dreißigjährigen Krieges an diesem Orte hausten, so raffte sich das Stift unter dem Abte Martin Dallmayer dennoch rasch wieder empor. Dieser ausgezeichnete Klostervorstand, unter welchem Fürstenfeld seine Glanzepoche erreichte, erhielt zum fünfzigjährigen Jubiläum vom Kaiser Leopold I. einen kostbaren, goldenen Pokal mit gleichem Untersatze. Darauf befanden sich Emailporträts sämmtlicher Helden, welche das von den Türken bedrängte Wien entsetzten. So hoch stand der greise Prälat in Achtung und Ansehen, daß ihn 1690 der Kaiser mit seiner Gemahlin Claudia und der Landesfürst Max

Emanuel von Augsburg aus besuchten. Da gab es eine große, festliche Tafel in der reichen Abtei. Die feurigsten Toaste wechselten im fröhlichen Kreise, und geistliche und weltliche Potentaten ehrte man hoch in sinnigen Sprüchen. Selbst die Stiftsknaben wurden von dem allgemeinen Jubel hingerissen und sangen mit frischen Stimmen und in munterer Weise das just geschmiedete Reimlein:

Vivat Kaiser Leopold,
Dem die ganze Weld ist hold,
Mit seiner Claudy,
Domine exaudi.

Das werthvolle, kaiserliche Geschenk ist bei der Kloster-Aufhebung verschwunden.

Zwei Jahre nach dem denkwürdigen Tag in Fürstenfeld ward mit der Herstellung der noch stehenden Klostergebäude begonnen und in zwölf Jahren mit einem Kostenaufwande von 131,644 fl. vollendet. Ganz besonders reich ausgestattet sind die Fürstenzimmer, und überraschend ist der Kaisersaal mit seinen Decken-Gemälden.

Bald darnach, im Jahre 1718, senkte man den Grundstein zur neuen Stiftskirche in die Erde, und unter der Leitung des italienischen Meisters Fiscati stand nach dreiundzwanzigjähriger Arbeit das herrliche Werk fertig da. Das Innere des hehren Tempels ist ein säulenfreies, lichtes Gewölbe von 93 Schuh Höhe, 98 Schuh Breite und 282 Schuh Länge. Den Chor zieren die Riesenstandbilder Ludwigs des Strengen und Kaisers Ludwig des Bayers. Die Freskomalereien und

Stukkaturarbeiten sind größtentheils von den Gebrüdern Asam; das Bild des Hochaltares ist von Nep. Schöpf. In der Sakristei befindet sich ein Gemälde, das die Enthauptung der eben so schönen, als unglücklichen Maria von Brabant vorstellt und viel Interesse erregt. Kenner werden schließlich auf das großartige Orgelwerk aufmerksam gemacht.

Im Aeußern hat die Kirche in ihrer Façade drei übereinander gestellte Säulenreihen mit einem Hauptthor und zwei Nebenportalen. Der ganze, reich geschmückte Bau kam dem Convent auf 400,000 Gulden zu stehen.

Das Jahr 1803 machte an Fürstenfeld keine Ausnahme und brachte die Aufhebung. Lange Zeit standen Kirche und Zellen verödet. Ein übelwollender Beamter, dessen Namen herzusetzen ich beanstande, hatte beantragt, das Gotteshaus wegen seiner Festigkeit mit Kanonen zusammenschießen zu lassen. Die Vorsehung fügte es anders. Gelegenheitlich eines Besuches überzeugte sich König Max I. von der Schönheit des Tempels und erhob ihn zur Landeshofkirche 1816. Ein Theil der leeren Stiftsgebäude wurde den Invaliden eingeräumt, unverheiratheten Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten, die durch Wunden, Alter oder Gebrechen zum Dienste untauglich waren. Es sind dieß meist gemüthliche, von den Umwohnern wohl gelittene Graubärte, welche den Leuten Wunderdinge von ihren Erlebnissen zu erzählen wissen und beim Gläschen den lauschenden Zuhörern gern gewaltige Bären aufbinden. Zur Zeit eines großen Heerstandes müssen die übrigen Räume zur Aushilfe als Kaserne dienen. Die Oeko-

nomie, das Bräuhaus und die Gründe kamen in den Besitz des Militärs und bilden mit den Gütern Grasselfing, Roggenstein und Puch den königlichen Fohlenhof Fürstenfeld.

Bevor ich weiter in die Umgebung schaue, sei bemerkt, daß hinter dem Bergwalde, den die rüstigeren Invaliden in ihren freien Stunden durch bequeme Wege, Ruhebänkchen und versteckte Lauben zum Lusthaine verwandelt haben, die Kirche von Pfaffing liegt. Sie ist die eigentliche Pfarr- und Mutterkirche von Bruck und gilt für das älteste Bethaus der Gegend. Im Jahre 1290, als Ludwigs des Strengen Sohn aus zweiter Ehe, der auf einem Turnier zu Nürnberg vom Grafen Kraft von Hohenlohe tödtlich verwundet, bald starb, in Fürstenfeld beigesetzt wurde, ward das einsame Kirchlein und die Pfarrei Pfaffing dem Kloster einverleibt. Hoch in Ehren steht bei dem Landvolke die Glocke der Waldkapelle. Man hält sie für mehr als tausend Jahre alt und schreibt ihrem Klange die Kraft zu, alle Hagelwetter zu verscheuchen.

Unfern der ehemaligen Abtei ersteht zunächst der Straße nach Augsburg auf dem sogenannten Kaiseranger ein einfaches Denkmal. König Max I. hat die Steinpyramide aufgestellt, welche auf der Rückseite die Inschrift führt: Hier starb in den Armen eines Bauers von dem Tode überrascht den 11. October 1347 Ludwig der Bayer, römischer Kaiser.

Es war am 11. Oktober 1347, als Bayerns großer Monarch in der Ludwigsburg zu München unwohl die Tafel verließ und zur Erholung hinausritt zu seines Vaters Stiftung, um in den dichten Wäldern zu jagen.

Eben trabte er bei dem Dörflein Puch über eine Wiese, da fing er an zu wanken und fiel vom Pferde. Ein in der Nähe beschäftigter Bauer eilte herbei und umfaßte den geliebten Kaiser, der nach einigen Augenblicken sanft entschlief. „Herr, ich habe viel gesündigt, aber Treue Dir gehalten im Herzen und im Glauben!“ waren die letzten Worte des erhabenen Fürsten. Herr Graf F. Pocci erzählt den traurigen Vorfall in folgenden schönen Zeilen:

Zu Fürstenfeld im Bayerland
Das Hifthorn froh erschallt,
Es weilet Kaiser Ludwig dort —
Im grünen Tannenwald.

Hallo! Hallo! ein wilder Bär
Trabt über jenen Plan,
Der edle Held verfolget ihn
Auf seiner Fährte Bahn.

Der Rüden Meute jagt und bellt,
Es stürmt der Reiter Troß
Zu froher Jagdlust jubelnd nach
Dem Kaiser hoch zu Roß.

Wie plötzlich aber ist die Lust
Zu Trauer umgestimmt,
Es jammert eines Hornes Schall,
Den weithin man vernimmt.

Der Bayer-Kaiser stürzt vom Roß,
Ihn hat der Tod erjagt,
Den Sterbenden umsteht Gefolg,
Das weinend um ihn klagt.

„Was ich gefehlt, vergib o Herr!
Bin ich von Schuld nicht rein,
War treu mein Glaube, treu das Herz,
Nimm auf die Seele mein!“

So endigte des gähen Tods
Ludwig elendiglich,
Die Kaiserwiese heißt der Ort,
Wo er so schnell verblich.

Sein Prunkbett war ein Wiesenfleck,
Das Land sein Baldachin,
Der Krone Gold ein Sonnenstrahl,
Der ihm das Haupt beschien.

Sein Leichenstein wird in dem Dom
Zur lieben Frau geschaut,
Den Herzog Sigismundus hat
Zu München auferbaut.

Das Denkmal, aus weißem Ettaler Marmor geformt, an der Vorderseite mit dem Bildnisse des ruhm-

vollen Kaisers geziert und von einer mit Gesträuchen bepflanzten Anlage umrahmt, steht noch unversehrt am Wege. Der größere Theil der Umwohnerschaft geht aber theilnahmslos vorüber und weiß kaum den Namen des großen Mannes, dem es errichtet ist, viel weniger mehr. Bestimmt wird es auch so bleiben, so lange man in den Schulen die Geschichte nur als Gedächtnißfutter betrachtet, mit dem man die Bauernbuben für gewisse Gelegenheiten wie Gänse schoppt, ohne zu bedenken, daß die gequälten Jungen keine Ahnung haben von dem Sinn der Worte, die sie paragraphenweise von sich zu schnellen haben. Es mag auch schwer sein, diesen Gegenstand so zu lehren, daß er zu Herz und zu Gemüth dringt, bis nicht jener Tag dämmert, an welchem man den Grad des Wissens nicht mehr nach der Zahl auswendig gelernter Absätze taxirt. Bei solchen Umständen wird es wohl Niemanden wundern, wenn die Landleute nicht einsehen, wozu das Geschichtszeug gut ist, und wenn die Bürschlein, sobald sie den sehnsuchtsvoll gewünschten Schulentlaßschein in der Tasche fühlen, eiligst die unverdaulichen, historischen Bissen von sich geben und höchstens Karl den Großen und Gustav Adolph, den einen als den aufbauenden, und den andern als den niederreißenden Helden im Andenken bewahren!

Nahe bei Kaiser Ludwigs Sterbplatz ruhen in der Kirche zu Puch die Gebeine der heiligen Edigna, Königs Heinrich I. aus Frankreich Tochter. Wie die Legende uns verkündet, verließ die fromme Prinzessin auf höhere Eingebung ihre Eltern und ihr Vaterland und zog auf einem mit Rindern bespannten Wagen über

den Rhein in das rauhe, waldige Germanien. Sie führte einen Hahn und ein Glöcklein mit sich, mit welchen es die Bewandtniß hatte, daß, wo der Hahn krähe oder die Glocke läute, dieß der Ort sei, an dem Edigna bleiben sollte. Als nach langer Pilgerschaft die Königstochter durch den Wald bei Puch kam, da schrie der Vogel und tönte die Schelle, und Edigna nahm in der Höhlung einer ungeheuren Linde ihren Aufenthalt. Unter Gebet und Bußübungen verlebte sie fast ohne Speise und Trank fünfunddreißig Jahre in der Oede und starb den 26. Februar 1109. Ihre Gebeine wurden von jeher hoch verehrt, und viele Wunder geschahen an dem Grabe der Heiligen. — Der begleitende Hahn ging den Weg des Fleisches; das wunderbare Glöcklein aber wird jetzt noch in der Kirche zu Puch gezeigt.

Es ist Zeit, daß wir den Wanderstab weiter setzen und durch grünes Wiesenland, von der sanft fließenden Amper reich bewässert, und zwischen wogenden Laubwaldungen südlich steuern zum uralten und sagenreichen Dorfe Schöngeising. Im weiten Thale, von dichten Hochhölzern umsäumt, ruht der sonst unbedeutende Ort auf den Grundmauern der römischen Station Ad Ambras, dem Uebergangspunkte der Römerstraße über den schleichenden Fluß. Vor Kurzem noch soll man die eichenen Strebepfeiler gesehen haben, welche die Brücke trugen. Auf der nahen Amperinsel zum Thurm grub man vor nicht gar so langer Zeit uralte Mauerreste und Menschenknochen aus. Auf dem grünen Eilande soll sich einst ein Hügel mit einer Feste erhoben haben; wiederholte Hochwasser haben bis auf einige Quaderstücke im Grunde des Gewässers Beide unsicht-

bar gemacht. Die ganze Umgebung war und ist zum Theile noch eine lohnende Fundgrube für Archäologen. Alte Geschirre, Glasstücke, Laternen, Münzen, Grundmauern, schöne Pflaster, Hufeisen 2c. werden zu Tage gefördert als sprechende Beweise einer merkwürdigen Vergangenheit.

Schon längst hatte deutsche Kraft die Castelle der römischen Zwingherrn zertrümmert, da wälzten sich die wilden Scharen der Ungarn über die Marken und verwüsteten ganz Bayern. Auch Schöngeising sank in Schutt, obgleich die rohen Barbaren in der Nähe eine nachdrückliche Niederlage erlitten und sogar ihren König Geisa verloren haben sollen.

Besonders anzuführen ist die Sunderburg, welche am rechten, bewaldeten Ufergelände in das grasreiche Thal schaute. Schwache Umrisse von Wällen und Gräben bezeichnen die Stätte dieser ehemaligen, römischen Feste, auf deren Resten Graf Friedrich von Dießen, Sohn des berühmten Rasso von Andechs, ein Schloß erbaute, von dessen Verschwinden die Geschichte uns nichts aufbewahrte. Die Sage läßt das gräfliche Haus mit Mann und Maus versinken, und das Volk bedauert namentlich die Schätze, welche dabei nutzlos zu Grunde gingen. Böse Mächte haben ihre Hand auf die unterirdischen Reichthümer gelegt und selbst den geschicktesten Geisterbannern ist es bisher nicht gelungen, sie zu heben.

Viel ließe sich noch erzählen von den mit Gold und Silber gefüllten eisernen Kisten, die in der Amperflur verborgen liegen, von tückischen Geistern aber streng bewacht werden; ebenso von Hoimännlein, welche bei Dunkelheit die Heimkehrenden necken; ferner von tan-

zenden Lichtlein, die um Mitternacht in die Kirche ziehen; von kohlschwarzen Hunden, welche gar schauerlich mit Ketten rasseln und endlich von den irrenden Seelen längst verlebter Nonnen, die hier einige Zellen gehabt haben sollen. Selbst der in der Bauernliteratur unsterbliche Spitzbube, „der bayerische Hiesel", muß einen Beitrag zu den Spuk- und Gespenstergeschichten der Schöngeisinger liefern, und man hat sich auf so außerordentlich fruchtbarem Boden wohl in Acht zu nehmen, die Volkssage von dem Jägermährlein und dem Wirthshausschwanke zu unterscheiden.

Bald ist Wildenroth erreicht, ein Dörflein, das in einem engen, lieblichen Thale blüht. Munter durchrauscht die Amper den niedlichen Ort, wo in freundlicher Nachbarschaft die einfachen Häuser an den aufsteigenden Ufern ruhen. Auf blumigem Rasen, von den blauen Wellen des Flusses umspielt, glänzt ein weißes Kirchlein. In der ganzen Umgebung, und wohl noch weiter, wird mit aller Sicherheit behauptet, Wildenroth habe eine wunderbare Aehnlichkeit mit dem Städtchen Bethlehem. Ich war bisher nicht so glücklich, den Geburtsort unseres Heilandes zu sehen, und muß sohin ein Urtheil hierüber denen überlassen, welche die heiligen Orte des gelobten Landes bereist haben. Uebrigens glaube ich bemerken zu dürfen, daß ehedem die Mönche einer besonders anmuthigen Landschaft in ihrer Bildersprache gern die Namen biblischer Orte gaben, ohne deßwegen von besondern Gründen dazu geleitet worden zu sein. So nannten die Herrn von Benediktbeuern ohne Veranlassung das Thal der Jachenau ihr Naza-

reth, und ebenso mögen es die Priester der nächsten Klöster mit Wildenroth gemacht haben.

Das Sträßchen biegt um einen Hügel, und in der Mitte hellschimmernder Wiesen stehen Kirche und Kloster Grafrath oder Wörth St. Rasso. Ratpoto, Rapoto, Razzo oder Rasso, jetzt Graf Rath genannt, war ein Sprößling des Stammes der Huosi, die sich später Grafen von Andechs und Dießen nannten. Er wurde um das Jahr 900 geboren, genoß eine vortreffliche Erziehung und wuchs zum tapfern Ritter heran. Die Legende verleiht ihm eine Größe von neun bayerischen Schuhen. Die Körperstärke stand ganz im richtigen Verhältnisse zu der riesenhaften Gestalt. Als unbezwinglicher Held leuchtete er in den Kämpfen gegen die Ungarn und als bayerischer Heerführer schlug er die beutegierigen Barbaren glücklich über die Gränzen.

Des blutigen Kriegshandwerkes satt, pilgerte Graf Rasso 949 mit Juditha, Herzog Heinrichs I. Gemahlin, nach Rom und Palästina, sammelte dort einen großen Schatz heiliger Gebeine und brachte ihn in die Kapelle seines Schlosses Ratzenberg bei Wildenroth. Diese Burg hatte eine solche Ausdehnung, daß die Vorwerke bis zu dem Thurme gingen, an welchen jetzt die Kirche von Höfen gelehnt ist. Rasso ging schon lange mit dem Gedanken um, ein Kloster zu bauen. Nach der Ueberlieferung stand der fromme Ritter eines Tages sinnend auf der Zinne seiner Feste, beschaute die frischen Fluren und rief plötzlich aus: „Wo meine Lanze niederfällt, will ich dem Herrn und seinen Dienern ein Haus bauen!“ Damit flog die Waffe zischend durch die Luft und fiel auf dem Platze nieder, wo jetzt das

Kirchlein steht. Bald spiegelte sich ein schönes Klösterlein in den Fluthen der Amper. Die mitgebrachten Heiligthümer wurden in der neuen Stiftskirche verwahrt und von zwölf Benediktinern bewacht. Der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg, kam persönlich hieher, um das Bethaus und die Zellen zu weihen. Endlich nahm der gottesfürchtige Graf selbst das Ordenskleid und starb als Laienbruder in seinem eigenen Stifte am 19. Juni 954. Sein Leichnam wurde in der Kirche beigesetzt.

Kaum war ein Jahr vorüber gegangen, da drangen die Hunnen auch in diese Gegend und zerstörten die neue Ansiedlung gänzlich. Mit genauer Noth entkamen die Mönche mit den Heiligthümern nach Andechs, wo die zahlreichen Reliquien auch fernerhin blieben.

Eine Kapelle, bescheiden in ihren Umrissen, bezeichnete Jahrhunderte den Ort des vormaligen Klosters, bis endlich 1692 sich die noch stehende Kirche und das nahe Klösterlein erhoben. Die Gebeine des heiligen Rasso, welchen Papst Innocenz II. selig gesprochen hatte, wurden in eine reiche Fassung gebracht und mit Krone und Geschmeide in einem kostbaren Glassarge zur Verehrung ausgestellt. Bis dahin ruhten die irdischen Reste in einem steinernen Sarge, der auf einer Marmorplatte die Aufschrift trägt: hie liegt begraben der Edel Fürst und Graff sand Rasso, der diss Gotzhaus zum ersten hat gestüfft zu Eren Unsern lieben Herrn und hie will warten dess jüngsten Tags. Anno 954. Bis zur Säcularisation versahen die Chorherrn von Dießen den Wallfahrtsdienst. Im Jahre 1836 wurde den Franziskanern das Wächteramt

übertragen. Drei Väter dieses Ordens und zwei Laienbrüder bewohnen das Hospitium. Die Herren finden es ungemein angenehm in dem stillen, friedlichen Thale und werden von den Landleuten der nahen Dörfer reichlich bedacht.

Grafrath erfreut sich als Gnadenort noch immer der schönsten Blüthe, und an manchen Tagen vermag die Kirche die Massen herbeigeströmter Gläubigen nicht zu fassen. Da lagert die bunte Menge im duftenden Grase oder mustert die Krämerbuden, während ein guter Theil seine Zuflucht zum nahen Wirthshause nimmt. In wie vielerlei Nöthen der heilige Graf Rath angerufen wird, und wie oftmal das Vertrauen der frommen Pilger schon belohnt wurde, beweisen die langen Reihen wächserner Hände, Füße, Augen, Hausthiere &c., die in den ehrwürdigen Räumen aufgestellt sind. Dazu kommen noch die vielen Krücken, welche von den Erhörten zurück gelassen wurden, an den Wänden die Unzahl von Votivtafeln und in den Glaskästchen die schauerlichen Belege erlangter Hilfe aus gränzenlosem Elende.

Empfehlenswerth sind Küche und Keller des Gasthauses, ein Grund mehr, warum die Bewohner von Bruck und ihre Gäste gern hieher spazieren und unter den schattigen Bäumen an der Kegelbahn oder in der kühlen Laube sich des Daseins freuen.

In der Vorzeit mögen die Hügel um Grafrath die Ufer des Ammersees gebildet haben, bis der Abfluß sein Bett immer tiefer grub und so der Wasserspiegel auf die gegenwärtigen Gränzen herabsank. Von der Grabstätte des heiligen Rasso bis hinauf zum Rande des

Gewässers sind die Niederungen noch immer versumpft und liefern nur Streu und saures Heu.

In Grafrath spaltet sich der Weg. Am rechten Amperufer führt das Sträßchen über Inning und Seefeld nach Andechs, jenseits des Flusses leitet ein Pfad an dem freundlichen Thalgelände nach Kothgeisering. Wir besuchen wegen der überraschenden Fernsicht auch das Dörflein Zankenhausen und erreichen nach dritthalbstündiger Wanderung Greifenberg.

Hier hauste vor Alters Griffo von Andechs, dessen Nachkommen unter dem Namen Greiffen von Greiffenberg bekannt sind, aber schon 1396 ausstarben. Das Schloß und die Besitzungen fielen damit an das Haus Bayern. Im Jahre 1507 überließ Herzog Albert der Weise den Edelhof dem Erhard Perfaller als Lehen. Die Freiherrn von Perfall sind bis heute Eigenthümer des schönen Gutes. Das Dorf ruht an einem sanften Abhange, von dem alten Herrenhause stolz überragt. Englische Anlagen, zu deren Verherrlichung die Natur nicht wenig beitrug, bilden einen duftenden Rahmen. Ehrwürdige Haine umhüllen die Berge der Nachbarschaft. Vorzüglich ist es die Eiche, welche in dieser Gegend außerordentlich gedeiht. Da strecken die Riesenbäume ihre starren, knorrigen Arme in die Lüfte und trotzen ungeachtet ihres tausendjährigen Bestehens noch kräftig den Elementen. Mancher Koloß mag schon als zartes Reis geblüht haben, als das Christenthum über den Huosigau dämmerte und das Wort des Herrn die stummen Götzen der Eichenwälder in Trümmer warf.

Beachtenswerth ist die Aussicht von den Fenstern des Schlosses und von einzelnen Punkten des Lustgar-

tens. Am Fuße der Höhe wallt der Ammersee, das dunkelgrüne, vier Stunden lange und anderthalb Stunden breite Wasserbecken. Den Zufluß bildet die an der Südspitze bei Dießen einströmende Ammer, welche den Holzreichthum des Oberlandes in den See trägt. Die ankommenden Scheiter werden in einer sogenannten Scheere gefangen und oft über zweitausend Klafter so hoch geschichtet auf einen ungeheuren Floß geladen, daß die Holzstöße mehrere Fuß tief im Wasser gehen. Bei günstigem Winde werden zur Beschleunigung der Fahrt auf dem Vorder- und Hintertheile Segel aufgespannt und haben es die Arbeiter glücklich errathen, so schwimmt der Riese in einer Nacht bis hinab nach Stegen, einem einsam gelegenen Wirthshause am Nordende des Gewässers, wo die Straße von München nach Landsberg vorüberläuft. Hier löst man den Knäuel wieder auseinander und die Scheiter werden auf der abfließenden Amper in den kgl. Holzgarten bei Dachau getriftet.

Die beträchtlichste Tiefe findet sich bei Seehölzl, wo sie 296′ erreicht. Verschiedene Arten von Seevögeln beleben die weite Fläche, und über dreißig Gattungen Fische spielen in den Fluthen. Wenn auch die hochgeschätzten Renken und Salblinge mangeln, so nährt dafür der Ammersee den köstlichen Amaul, auch Nagmaul oder Sander genannt, welcher im Reiche der Süßwasserfische das beste Fleisch liefern soll. Kein Wunder also, wenn die Fremden in Greifenberg und Dießen, im Norden und Süden, vor Allem nach dem berühmten Leckerbissen fragen.

In Hinsicht auf landschaftlichen Reiz behauptet der nahe Würmsee den Vorzug. Die Hügelreihen längs des

Ammersees sind im Verhältnisse zur Breite des Wasserspiegels zu niedrig; nur der Berg Andechs steigt an der Morgenseite zur würdigen Höhe empor. Umsonst sucht man die stattlichen Schlösser und Landhäuser, die niedlichen Gärten und Anlagen, die kiesblanken Wege und künstlichen Laubgänge, die drüben den vornehmen Nachbar zieren. Die moderne Kultur hat die Ufer des Ammersees bis jetzt verschont. Ihr einziger Reiz ist der, den ihnen der Schöpfer gegeben, und gerade an diesem einfachen, unerkünstelten Schmucke, an dieser bescheidenen Ländlichkeit finden Viele Gefallen. An trüben Tagen ruht ein Schatten tiefen Ernstes über dem Becken; peitscht aber gar ein Sturm die dunkle Wassermasse, dann wandelt sich der See zu einem Bilde des Grauens. Wehe dem Fährmanne, der im schwachen Kahne oder im schmalen Einbaume noch fern vom Lande weilet. Weiß er nicht mit starkem Arme der schäumenden Sturmwoge zu begegnen, dann kann ihn nur ein Wunder retten. Brüllend überstürzen sich die rasenden Fluthen, daß brausend der Gischt emporschnellt über das Schifflein, welches als leichter Spielball bald auf den hohen Wellenrücken schwankt, bald wieder verschwindet in den gähnenden Furchen.

Im Süden steigen scheinbar zunächst am Gestade die Vorberge unserer Alpen empor und leuchten in herzerfreuender Grüne auf den Silberspiegel. Ueber die wiesen- und waldbedeckten Hügelreihen blicken mit gebieterischem Ernste die starraufragenden Felsenzinken, als wollten sie ihr eigenes Bild in den klaren Fluthen beschauen.

An der Abdachung der Höhe von Greifenberg gegen

den See ruht verborgen das noch wenig bekannte Theresienbad. Die Mineralquelle, welche den neuen Kurort ins Leben rief, wurde erst 1833 entdeckt und nach chemischer Untersuchung für ein seifenhaltiges, namentlich gegen die Gicht sehr wirksames Wasser erklärt. Unter der umsichtigen Leitung des gegenwärtigen Besitzers, Herrn Dr. Schleifer, bei gutem Tische und dennoch billigem Preise, schwingt sich die Anstalt immer mehr empor. Die Zahl solcher Patienten, welche bekanntlich von den Nebenmenschen am wenigsten bemitleidet werden, steigt von Jahr zu Jahr. Trotz der Schmerzen, die da und dort in den Gliedern zucken, sind die Hilfesuchenden dennoch meist vom gemüthlichen Schlage, und im Bad sowohl, wie auch im Herrnzimmer oben beim Wirth und Posthalter herrscht im gesellschaftlichen Kreise ein überaus heiterer Ton. Die Anlagen an der Berghalde sind reizend und laden zu kleinen Spaziergängen ein; auf größere Ausflüge sind die Gäste in Greifenberg ohnehin nicht erpicht. Von München aus gibt der Postomnibus täglich Gelegenheit, zur Heilquelle zu kommen.

Wir schreiten weiter durch ein Gehölz, das der Weingarten heißt, nach Unterschondorf am See. Die nun bewaldete Stelle des ehemaligen Rebenhügels erinnert uns, wie vor Jahrhunderten auch hier die Traube reifte oder doch reifen sollte und wie vor Alters allenthalben in unserm Vaterlande die edle Pflanze gepflegt wurde. Mit der voranschreitenden Kultur schien auch der Gaumen der Bajuvaren ein zarterer geworden zu sein; denn das hochgeschätzte Kraut fiel in Ungnade, und die Weinberge verschwanden. Zum Troste für die

Nachwelt haben sich an den Isargehängen Niederbayerns einige Fleckchen erhalten, wo noch die Rebe blüht, um mit ihrem Safte allen Jammer über die dahingegangene Pracht zu stillen.

In einer Stunde sind wir in dem hochgelegenen Utting, dem traditionellen Urusa der Römer. Viele der umliegenden Dörfer legen sich die Ehre bei, vor unbekannten Zeiten Städte gewesen zu sein. Ich nenne hier nur Hofstetten, Walchstadt und Schöngeising. Auch Utting glaubt aus den Trümmern einer römischen Ansiedelung empor gewachsen zu sein, die hinab bis Schondorf reichte und dort mit den Bädern reicher Römer endete. Im Jahre 1795 wurde eine lange Grundmauer ausgegraben und 1815 entdeckte man weitere Spuren ehemaliger großer Gebäude, lauter Zufälle, welche der Ueberlieferung einigen Schein der Wahrheit verleihen. In dem Gärtchen der guten Wirthschaft genießt man eine schöne Rundschau über den See.

Von Utting an möchte es besser sein, den Wanderstab mit dem Ruder zu vertauschen, um den wenig erquicklichen Weg von 2½ Stunden durch Wald, Moos und Filz nach Dießen zu vermeiden. Es ist viel angenehmer im Kahne oder im Einbaume an Holzhausen, Rieden, Riederau, Bierdorf und St. Alban vorbei zu schwimmen und am Südende des Gewässers gerastet auszusteigen. Gleich am Uferrande beginnt dann die lange, dichte Reihe ärmlicher Häuser des Marktes Dießen, der sich mit aller Bescheidenheit an den Klosterberg lehnt. Seit Aufhebung des Stiftes und damit auch des Kloster- und Seegerichtes ist der Ort ziemlich herabgekommen. Jene goldenen Zeiten, wo für

geistliche Waaren, wie Gebetbücher, Rosenkränze, Skapuliere 2c. und für irdenes Geschirr viel Geld im Flecken blieb, sind längst vorüber. Wenn die Sage behauptet, daß einst auf das Begehren dreier Fräulein der Wasserkessel des Ammersees entstand, so möchten die Wünsche der Bewohner Dießens heute gewiß gegentheilig lauten; denn die Wellenrücken bringen ihnen nicht den Segen, welchen ein blühendes Hügelland spenden würde. Uebrigens werden mit dem neuen Gerichtssitze auch wieder bessere Tage Einkehr nehmen.

Dießen, auch Bayerdießen genannt, in welchem einige Geschichtsforscher das alte Damasia, die Burg der Lechrainer, andere dagegen die pontes Tessini der Römer erkennen wollen, wo die Heerstraße von Verona nach Augusta Vindelicorum auf Brücken See und Sumpf überschritt, bildete mit Umgebung einen Theil des Huosigaues, der dem Grafen Ratho von Andechs zugehörte. Bei St. Georg auf dem Bergrücken gründete der Domherr Rathold, aus der Andechser Familie stammend, im neunten Jahrhundert das erste Kloster, welches aber bald den Einfällen der Ungarn erlag. Mit Beginn des elften Jahrhunderts wallfahrtete Friedrich II., Graf von Dießen, zum Grabe des Erlösers und beschloß dort sein Leben. Die trauernde Wittwe Kunigunde, eine Tochter Konrads, Grafen von Oeningen, und Enkelin Kaisers Otto des Großen, faßte den Entschluß, allen irdischen Freuden und weltlichen Gütern zu entsagen, und so erhoben sich nach dem Wunsche und auf Kosten der frommen Frau bei dem Kirchlein St. Stephan in Dießen die Zellen für drei Mönche. Wie nun Schöppners Sagenbuch und das Weilheimer Wo-

chenblatt von 1846 erzählen, ließ die Stifterin in der Kapelle für sich eigens ein Plätzchen bauen, wo sie dem Gottesdienste beiwohnen und sich der Andacht ungestört überlassen konnte.

„So oft nun die Chorherren am frühesten Morgen die Mette sangen, kam auch Kunigunde von ihrem ob dem Walde gelegenen Schlosse Wengau in Begleitung einer Magd zur Kirche herab. Es pflegte sich die Thüre jedesmal von selbst zu öffnen. Einmal machte sie sich bei regnerischem Wetter auf den Weg. Das Bächlein, über welches sie zu gehen hatte, war angeschwollen. Da zog die Gräfin einen Pfahl aus der Umzäunung eines Grundstückes, um über deu Bach zu setzen. Als sie darauf an das Gotteshaus gelangte, fand sie wider Erwarten die Thüre geschlossen. Sogleich kam ihr in den Sinn, dieß sei des Himmels Strafe, weil sie fremdes Gut angerührt habe. Da trug sie den Pfahl dahin zurück, wo sie ihn genommen hatte, worauf Kunigunde die Pforte der Kirche wie sonst geöffnet fand.“

Kunigundens Stiftung ward 1124 zu der von den Brüdern Adalbert und Ulrich neu errichteten Kulturstätte St. Georg gezogen und nach Vereinigung des Schlosses mit dem Kloster durch die Grafen Berthold II. von Andechs und Otto von Wolfratshausen als ein neues, großes Stift 1130 den Chorherrn des heiligen Augustin übergeben.

An die Kapelle des heiligen Stephan lehnte sich ein Frauen-Institut, dessen erste Vorsteherin die selige Mechtildis, eine Tochter des genannten Grafen Berthold, war. Ihre besondere Frömmigkeit und ihr segenvolles Wirken veranlaßten den Bischof Konrad von

Augsburg, die Nonne als Aebtissin in das Kloster Edelstetten nach Schwaben zu rufen. Ihre Sendung war mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Den Abend ihres Lebens beschloß sie jedoch in Dießen den 31. Mai 1160. Ihr folgte 1180 die ebenso gottselige Schwester Euphemia, Oberin des Frauenklosters Altomünster, welche nach ihrem Wunsch ebenfalls hier eine Ruhestätte fand.

Das Chorherrnstift hatte mit manchen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, erhob sich aber stets wieder um so schöner, bis es 1803 aufgelöst wurde. Ein Theil der Zellen wurde niedergelegt. Der noch stehende Flügel ist Eigenthum des Herrn Grafen von Pestalozzi. Der Schloßgarten an der Berghalde mit seinen tiefschattigen Laubgängen und rauschenden Wasserfällen ist beachtenswerth. Ein ansehnlicher Bergbach stürzt mit gewaltigem Gebrause in zwei Absätzen ungefähr 30′ hoch in ein dunkles Becken, ringsum wohlthuende Kühle verbreitend. Die niedlichen Anlagen stehen Jedem zum Besuche offen. Nicht zu übersehen ist auch die Kloster-, jetzt Pfarrkirche, einer der schönsten Tempel des bayerischen Oberlandes. Das Gebäude hält 216 Schuh in der Länge und ist mit Gemälden von Bergmüller und Holzer geschmückt. Der stattliche Thurm wurde vor einigen Jahrzehn von den Flammen zerstört.

Die Gasthäuser zur Post und zum Maurerhansel gewähren gutes Unterkommen. Für Freunde der Seebäder winkt das nahe St. Alban zur Einkehr. Die nächste Umgebung ist leider fast gänzlich schattenlos.

Vor wenigen Jahren weilte ich am Pfingstfeste in Dießen, um von dort über Wessobrunn den Peißenberg

zu erreichen. Drei Münchner Herren, ein bürgerlicher Tapezierer und zwei Handlungsbeflissene, waren in derselben Absicht angekommen. Bald einigten wir uns dahin, in Gesellschaft und mit Begleitung eines Führers das Unternehmen zu wagen, obwohl drohende Wolkenzacken über Wengen standen und die Häupter des Hochgebirges sich in einen düstern Mantel hüllten. Sogleich nach Tisch begann die Wanderung, um bis Abend auf Bayerns Rigi zu sein. Schneller, als wir vermutheten, brauste ein so furchtbarer Sturm über den Stillern-Forst, daß die Baumstämme ächzten und die Aeste krachten. Eben zur rechten Zeit schlüpften wir in eine Streu- oder Heuhütte, da öffneten sich die Schleußen des Himmels, und Regen und Hagel stürzten mit solcher Wucht hernieder, daß das wilde Geplätscher das morsche Dach zu zerstören drohte. Eingepfercht in einem engen, dumpfen Raume, schauten wir nicht ohne Beklommenheit durch die breiten Spalten auf die entfesselten Elemente. Da züngelte ein gräßlicher Blitzstrahl durch die schwüle Luft und zerschmetterte in geringer Entfernung eine alte, morsche Tanne, daß uns die Splitter beinahe an die Nase flogen. So großartig schön Gewitter anzusehen sind, so wird gewiß Jeder gern auf solche Zugaben verzichten! Nach einem betäubenden Donnerschlage hatte die Natur ausgetobt, das Gewölk lichtete sich und in wenigen Minuten lachte wieder die Himmelsbläue über unserm Scheitel. So zogen wir denn weiter durch die Pfützen, welche der Regen zurück gelassen hatte. Eigentlicher Weg war keiner zu sehen, wohl aber viel Moos, Gehölz und dichtes Gesträuch, welch letzteres die zurückgebliebenen Tropfen eifrigst auf die watenden und

schliefenden Naturfreunde schüttelte. Nach mehrstündigen Kreuz- und Querzügen kamen wir zu der Ueberzeugung, daß der Wegweiser die Fährte schon längst verloren habe. Der entrüstete Tapezierer wollte eben den gedungenen Führer recht handgreiflich auf die eingegangene Verpflichtung erinnern, als der Miethling bei der verdächtigen Handbewegung die Flucht ergriff und uns arme Geschöpfe mitten in der Wildniß verließ. Da standen wir nun in einer Oede, wo selbst Vater Strabo trotz seines geographischen Wissens in Verlegenheit gekommen wäre, und schauten rathlos in der menschenleeren Wüste umher. So barbarisch mag es in ganz Deutschland ausgesehen haben zur Zeit, als die blonden Germanen noch in hölzernen Blockhäusern tief im Waldesdunkel wohnten, und in Thierhäute gehüllt, durch ihre furchtbare Gestalt selbst die Bestien der Wildniß stutzig machten. Schade, daß weder Bären noch Wölfe nach unserm zarten Fleische die Zähne fletschten, das Bild unserer Urheimat wäre vollständig gewesen. — Indeß hatte der scharfsichtige Zünftler aufsteigenden Rauch entdeckt und in der Freude seines Herzens eilte er so unvorsichtig darauf los, daß er den bodenlosen Sumpf nicht bemerkte, in den er urplötzlich versank. Mit vieler Mühe wurden der Mann und dessen zurückgebliebene Stiefel gerettet, und bald standen wir an der Schwelle einer fast altgermanischen Bauernwohnung. Der überraschte Einsiedler brachte uns auf die Straße, welche von Landsberg nach Weilheim führt, und mit sinkender Sonne erreichten wir statt der Hochwarte des Peißenberges das Wirthshaus von Wessobrunn. Der Wasser- und Feuergefahr glücklich ent-

ronnen, drohte hier uns der Hunger mit Vernichtung. Kalt und theilnahmslos aufgenommen, ward uns jede Labung aus der Küche versagt. Da saßen nun die vier auf der Lustfahrt begriffenen Stadtherrn und kauten lautlos am schwarzen Brode. Das Antlitz des ehrsamen Bürgers überzog sich mit einer Trauertapete; die beiden Jünger Merkurs stierten trübselig in das Bierglas, aus welchem der sogenannte Gerstensaft mit großen Augen auf die Fremdlinge schaute; ich blickte mit einem tiefen Stoßseufzer durch die trüben Fensterscheiben auf den Rest von Tassilos Stift. Wer seinen Wohnsitz in München hat, wo man gewöhnt ist, täglich, wenn auch eben nicht ein Huhn im Topfe, doch einen der drei Kalbsbraten auf dem Teller zu haben, der wird es begreifen, was das heißt, am heiligen Pfingstfeste und an der Hesselloher Kirchweihe am leeren Tische zu sitzen. Nach dumpfem Hinbrüten stürzte Herr H. voller Verzweiflung in die Küche und hielt ungeachtet der Versicherung unserer gestrengen Wirthin, nichts Eßbares zu besitzen, scharfe Musterung der Vorrathskästen und — fand Eier. Eine größere Freude, wie in diesem Augenblicke in der Wessobrunner Kneipe, mag bei Ampfing nicht gewesen sein, als die hungerigen Helden in großer Noth denselben Nahrungsstoff entdeckten. Zudem hatten wir noch voraus, daß in Anbetracht der Zahl der gefundenen Schätze Jeder zum doppelten Schweppermann wurde. Wir waren zufrieden und schlummerten auf dem Lager, wo zu Zeiten auch herumziehende Strolche ruhen mochten, möglichst gut und verließen am frühen Morgen das Haus mit der Bitte: Der Herr möge, so lange die Herberge in

solcher Verfassung bleibt, doch keinen anständigen Reisenden mehr damit strafen, hier ein Obdach suchen zu müssen. Erst im verflossenen Frühlinge sollte sich die entmuthigende Einrichtung der Wessobrunner Taferne ändern und ein Gnadenstrahl der Verbesserung in die Küche und in die Fremdenzimmer fallen. Oekonomie, Brauerei und damit auch die Wirthschaft kamen nämlich in den Besitz des Professors an der Münchner Hochschule, Hrn. Dr. Sepp.

Die ehemalige Benediktinerabtei Wessobrunn gehört zu den ältesten Kulturstätten Bayerns und erwarb sich durch ihre gelehrten Bewohner und durch ihre musterhaft eingerichtete Schule großen Ruhm. Einer Sage nach, welche im Klosterarchive schriftlich hinterlegt war, soll folgende Begebenheit ihre Gründung veranlaßt haben.

Um das Jahr 750 ritt Herzog Tassilo II. zur Jagd in die finstern Schluchten des Rothwaldes und verfolgte auf schnaubendem Rosse das flüchtige Wild. In gar zu großem Eifer hatte er sich tief in dem endlosen Forste verloren und von der Nacht ereilt, mußte er unter einem Zelte in dem dichten Gehölze ruhen. Im Schlafe hatte der fromme Fürst dasselbe Traumgesicht, wie einst der Hebräer Jakob, als er im freien Felde auf einem Steine entschlummerte. Der Herzog sah eine Leiter, welche von seinem Lager bis zum Himmel reichte. Engel stiegen daran auf und nieder. Als Tassilo erwachte, erzählte ihm sein Jäger Wesso, der Sage nach der erste Törring, voll Verwunderung, daß ganz in der Nähe mehrere Quellen fließen, die in Kreuzesform das Dickicht bewässern. Hierin erkannte der Herzog einen Fingerzeig Gottes und er beschloß, bei den Brünnlein dem

Herrn und seinen Dienern ein Haus zu bauen und dasselbe nach dem Entdecker des sprudelnden Wassers Wessobrunn zu nennen. Nach einer andern Aufzeichnung sollen Herzog Tassilo und Abt Landfried, Graf von Antdorf, gemeinschaftlich das Kloster ins Leben gerufen und mit Benediktinern besetzt haben, über welche Ilsung von Altaich als erster Vorstand bestellt ward. Obwohl das junge Stift hochragende Forste umrauschten, so fanden die Hunnen kurz vor ihrer gräßlichen Niederlage auf dem Lechfelde dennoch den Weg hieher und verwüsteten die Ansiedelung in furchtbarer Weise. Als die schonungslosen Barbaren vom Ammergrunde heraufstürmten, stellte es der fromme Abt Thiřeto seinen Untergebenen frei, sich durch die Flucht zu retten, oder in den Zellen dem Schicksale entgegen zu sehen. Nur sechs Ordensbrüder verharrten mit edler Treue bei ihrem Oberhaupte und erwarteten unter eifrigem Gebete auf einem nahen Hügel die Feinde. Bald stürmten die wilden Rotten das Kloster und als sie es leer fanden, ermordeten sie die sieben Mönche auf eine grausame Weise. Das Volk setzte den christlichen Helden ein Kreuz und nannte die Anhöhe den Kreuzberg. Die Reliquien der sieben Martyrer kamen später in die Gruft des alten Münsters.

Nach diesen Tagen des Schreckens waren Pröbste der regulirten Chorherrn Vorsteher der neu auflebenden Pflanzstätte des Christenthumes, bis 1060 wieder die Jünger des heiligen Benediktus in den Besitz von Wessobrunn kamen. Unter den nun folgenden Aebten ragt besonders der selig erklärte Waltho hervor, dem man die Kraft Wunder zu wirken zuschrieb. Der Got-

tesmann soll Wasser in Wein verwandelt haben; noch im vorigen Jahrhunderte gab man dem Volke aus jenem Becher zu trinken, in welchem die wundervolle Veränderung vor sich ging.

Durch vielerlei Schankungen und Vermächtnisse wurde das Stift reich, und seine Besitzungen erstreckten sich bis ins weinreiche Etschland. Mit dem wachsenden Wohlstande mehrten sich auch die Gebäude, so daß sie bei eintretender Säkularisation 1803 in regelmäßigen Vierecken sechs weite Hofräume umspannten. Nach erfolgter Auflösung wurde der Riesenbau sammt der Klosterkirche niedergelegt. Die Materialien überließ man den abgebrannten Weilheimern. Der noch stehende Theil mit seiner langen Fensterflucht, dem lichten Corridor und der überraschend schönen Zimmerreihe, reich an Vergoldungen, Schnitzereien und Stukkaturarbeiten, zeugt jetzt noch von der wahrhaft fürstlichen Pracht des altersgrauen Stiftes.

Obwohl Wessobrunn verödet an wenig belebten Verkehrswegen liegt, so lebt sein Name dennoch fort in der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur durch das sogenannte Wessobrunner Gebet, welches in der umfangreichen und gut besetzten Bibliothek entdeckt wurde. Das merkwürdige Fundstück, von unbekannter Hand geschrieben, gönnt uns einen Blick auf die Sprechweise im achten und neunten Jahrhundert, zur Zeit als die Scholastiker und ihre Vikare die Jugend unterwiesen und der Ueberlieferung nach Karl der Große an einer deutschen Grammatik gearbeitet haben soll. Das zum Theil in Versen gehaltene Gebet lautet in seinem Schlusse:

„Enti cot heilac, cot almahtîco, dû himil enti erda gauuorahtôs, forgip mir in dînô ganâdâ rehta galaupa enti côtan uuilleon enti craft tiuflun za uuidarstantanne enti dînan uuilleon za gauurchanne" — was in jetziger Schreibart so heißt: „Und Gott heilig, Gott allmächtig, du Himmel und Erde wirktest, gib mir in deine Gnaden rechten Glauben und guten Willen und Kraft Teufeln zu widerstehen und deinen Willen zu wirken."

Ein Theil des Klosters Wessobrunn war von frommen Frauen bewohnt, deren Klausen aber bald niedergelegt wurden. Am Ende des elften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte in einer friedlichen Zelle still und anspruchslos die Nonne Diemud. Haben uns auch die Chronisten weder das Jahr ihrer Geburt, noch ihre Heimat aufgezeichnet, so wird ihr Name doch fortklingen im Laufe der Zeiten. Als zartes Mädchen schon überschritt Diemud die Klosterschwelle und begann trotz ihres schwächlichen Körperbaues ein Leben voll Abtödtung und Beschauung, ein Leben voll der staunenswerthesten Thätigkeit. Sie verlegte sich auf das Abschreiben alter Bücher und brachte es hierin, sowie im künstlichen Ausschmücken zu einer bewunderungswürdigen Fertigkeit. „Erstaunlich", heißt es in den boischen Monumenten, „ist die Menge und die Eleganz der Handschriften, die wir dem Fleiße dieser Jungfrau verdanken, und man sollte kaum glauben, daß drei oder vier Menschenleben hinreichen würden, um so vieles zu Stande zu bringen."

Die berühmte Schönschreiberin erreichte ein Alter von 74 Jahren und fand ihre Ruhestätte neben den

Gebeinen der sieben Märtyrer in der Marienkapelle, der ältesten Kirche des Klosters. Bei spätern Bauveränderungen wurden die irdischen Ueberreste der Seligen öfters versetzt, und durch den Abbruch des Stiftsgotteshauses ging jede Spur des Grabmales verloren.

Wie hoch die Schriften Diemuds geschätzt wurden, beweiset, daß man für eine Bibel dem Kloster ein Landgut am Peißenberge überließ. Trotzdem sind von den zahlreichen Werken nur die Verzeichnisse auf uns gekommen. Durch Kriegsstürme, Brandfälle und wohl auch durch die Sorglosigkeit der Mönche gingen viele kostbare Bücher verloren. Den Rest bewahrt die kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München.

Der dritthalbstündige Weg von Wessobrunn zum Peißenberge ist leichter ohne, als entgegengesetzt zum Ammersee mit Führer zu finden. Ueber die tiefe Runse eines Wildbaches und über einige Anhöhen kommt man nach St. Leonhard am Forst, wohin die zerstreuten Einzelhöfe eingepfarrt sind. Unter den zahlreichen Siedeleien findet sich die Einöde Egg, wo zu St. Bonifazius Zeiten, von dunklen Waldungen umnachtet, die hölzerne Burg der Ritter von Hohenegg stand. Das Blockhaus der Wildniß wurde von den Hunnen zerstört, was die adelichen Herren so verdroß, daß sie für immer die Gegend verließen. Ein heimatloser Bauer nahm von der verlassenen Stätte Besitz, machte die Wüstenei wohnlicher und wurde so der Gründer der noch blühenden Gemeinde. Seine Nachfolger genossen Jahrhunderte lang besondere Vorrechte. Sie führten bei Versammlungen den Vorsitz, und bei Berathungen war ihre Stimme gewöhnlich entscheidend.

Von St. Leonhard schlängelt sich der Pfad durch einen weichen Moorgrund, wo an gar zu nachgiebigen Stellen Bretterlagen vor dem Versinken schützen. Bei dem Hofe des Schwab überschreitet man die Landstraße, die von Schongau nach Weilheim und Murnau führt, und steigt nun bald im kühlen Wäldchen, bald auf grünem Weideplatze zur weithinschauenden Wallfahrtskirche auf der Höhe des Peißenberges.

X.

Von Grafrath über Seefeld, Andechs und Weilheim auf den Peißenberg.

Wir versetzen uns zurück zum Gnadenort Grafrath und wallen nun am rechten Amperufer durch Forst und Feld über Inning (1¼ Std.) zum kleinen Wörthsee (¾ St.), der in feierlicher Stille aus einer düstern Umsäumung blinkt. Auf einer Insel, dem Wörth, beherrscht ein niedliches Schlößchen, von jeher den Grafen von Törring gehörend, den Wasserspiegel.

Vor vielen Jahrhunderten soll auf der nahen Burg Seefeld ein ebenso hartherziger, als reicher Herr gehauset haben, dessen Namen weder die Geschichte, noch die Sage aufbewahrt hat. Er war ein Todfeind der Armen und ließ zur Zeit einer großen Theuerung einen großen Haufen seiner bettelnden Unterthanen in eine leere Scheune sperren und verbrennen. Wie nun der Stadel in hellen Flammen stand und die Unglücklichen in der Gluth schrieen und jammerten, da sagte der Unmensch mit boshaftem Lächeln: „Hört ihr, wie die Mäuslein pfeifen!" Solch unerhörter Grausamkeit folgte bald die göttliche Rache. Aus allen Winkeln und Ecken des Schlosses kamen ungeheure Schwärme hungeriger Ratten, verfolgten den Barbaren, kneipten und bissen ihn

und rissen ihm die Haut vom Leibe. Nichts schützte den Gemarterten vor den furchtbaren Feinden. Voller Verzweiflung verließ er das Haus und floh auf das Eiland im Wörthsee. Kaum glaubte sich der Geängstigte in Sicherheit, da öffnete sich der Erdboden und ein ganzes Heer der gefräßigen Thiere kroch hervor, Tausende kamen vom Ufer geschwommen. In dieser Noth ging der Tyrann in sich, rief zu Gott um Hülfe und gelobte, von nun an den Armen ein Vater zu werden. Darauf verschwand das Ungeziefer. Zur fortwährenden Erinnerung nennt das Volk bis heute das Wasserbecken den Mausse e.

Wir begegnen damit auf dem winzigen Eilande, das, nebenbei gesagt, von Fischliebhabern nicht unbesucht bleiben soll, einem Mährchen, welches die Rheinländer bei Bingen von dem Mäusethurme, der auf einem Felsenriffe im brausenden Strome altersgrau emporragt, fast in derselben Weise erzählen. Der Unterschied liegt nur im Ausgange. Während der Seefelder Barbar sich bekehrt und dadurch gerettet wird, läßt die Sage am Rheinufer den kieselherzigen Erzbischof Hatto von Mainz im Jahre 969 von den Mäusen unerbittlich auffressen.

In einem Stündchen befinden wir uns an dem lachenden Gestade des Pilsensees, der durch das Moos vom Ammersee getrennt ist. Unfern des Wasserrandes thront auf einem freistehenden Hügel die Burg Seefeld, welche von tiefen Gräben und Schluchten umgränzt, über die steinernen Brücken zugänglich ist. Die Feste bildet eine Musterkarte verschiedener Baustyle; denn jeder Flügel zeigt je nach dem Jahrhundert, in welchem er entstanden ist, einen andern Geschmack.

Sehenswerth sind das kostbare Marienbild in der schönen Schloßkapelle und die Sammlung seltener Waffen aus alten Zeiten. In einem Anbaue, der im vorigen Jahrhundert dem Hause beigefügt wurde, befindet sich ein geräumiges Theater. Der Kunsttempel wurde in Gegenwart des Kurfürsten und vieler hohen Herrschaften 1789 mit der Oper Orpheus eröffnet, ist aber gegenwärtig unbenützt.

Ueppige Schlinggewächse umranken die Mauern des Schlosses, fruchtbare Obstbäume beschatten die Burg. An der Morgen- und Abendseite breiten sich liebliche Anlagen aus. Der englische Garten reicht bis zum See, während entgegengesetzt der Badgarten den Wald zur Gränze hat. Im freundlichen Park wechseln Thal und Hügel, sonnige Wiesen und schattige Kühle. Ein klares Forellenbächlein tränkt Blumen und Sträucher, gießt scherzend seine Silberwellen über die Rasenstufen und ruht dann in den blitzenden Teichen. Auf mäßiger Höhe entdeckt im tiefen Grün der Lustwandler eine Schöpfung des Grafen Clemens von Törring, ein niedliches Dörflein von blühenden Büschen umduftet. „Eintrachthausen" nannte der Erbauer die zierlichen Häuschen. Während des Hochsommers war der Ort von der gräflichen Familie und von ihren Gästen bewohnt.

Schloß und Garten stehen dem Fremden zur Ansicht offen, darum finden sich auch häufig Städter in der Hofmark ein. Ein geräumiges Gasthaus bietet gutes, wenn auch nicht immer das billigste Unterkommen. Das Gebräu aus dem herrschaftlichen Sudhause erfreut sich eines ehrenvollen Rufes.

Die Burg hatte vor Alters ein eigenes, reich begütertes Geschlecht unter dem Namen der Herren von Seefeld, die schon zur Zeit der Agilolfinger genannt werden. Mit Marquard von Seefeld erlosch 1351 der Mannsstamm des freiherrlichen Hauses, und die Besitzungen kamen an die Tochter Margaretha, die mit Freiherrn Hilpolt von Stein zu Hilpoltstein vermählt war. Dieses Hilpolts von Stein Tochter Anna ward die Gemahlin Schweigerts von Gundelfingen und erhielt nach dem Tode ihres Vaters die Hofmark, weil kein männlicher Erbe vorhanden war. Georg von Gundelfingen starb 1450 ebenfalls ohne Erben, und die Güter fielen sohin an die Kinder seiner Schwester Anna, die mit Thomas von Preysing verheirathet war. Eine Schwester des Letztern, Barbara, war die eheliche Hausfrau des Wilhelm Törringer zu Jettenbach, und ihre Sprößlinge erwarben nach vielen Streitigkeiten und nach dem Tode des Johann von Preysing 1472 die Hofmark. Nachdem mit Hans von Törring 1555 auch diese Linie erlosch, so wurde Seefeld Eigenthum der Herren von Törring, Steiner Linie, die zugleich das Stammhaus der heutigen Grafenfamilie von Törring-Seefeld bilden.

Schloß Seefeld sah innerhalb und außerhalb seiner Mauern viele und glänzende Feste. Von den Burgherrn wurden keine Opfer gescheut, den stets zahlreich anwesenden Gästen Vergnügungen zu verschaffen. Opern und Schauspiele, aufgeführt von dem kurfürstlichen Hofpersonale aus München, große Jagden, bunte Mummereien zu Wasser und zu Land, großartige Kriegsspiele ꝛc. verschlangen gewiß nicht zum Nutzen und Frommen der Nachkommen ungeheuere Summen.

Bevor ich die anmuthige Gegend verlasse, sei noch der Unzahl von Lachmöven gedacht, die am Wörth- und Pilsensee brüten. Im Frühjahre fliegen sie mit jedem Morgen in den englischen Garten bei München, und der Spaziergänger kann sie dort täglich an den Ufern des Kanales, der bei dem Brunnhause den Wasserfall bildet, in großen Scharen beisammen sehen. Die muntern Vögel tummeln sich auf den Wellen umher oder spielen in den Wiesen und kehren gegen Abend zu den beiden Seen zurück.

Eine gute Stunde von Andechs und drei Stunden von Starnberg erhebt sich 2415 P. F. über die Meeresfläche der Berg **Andechs**, vom Volke gewöhnlich „**heiliger Berg**" genannt. Die Wallfahrtskirche und die hohen Stiftsgebäude krönen den Gipfel, der namentlich von der südlichen Terrasse aus eine wundervolle Aussicht gewährt. Jenseits einer düstern, tiefen Waldschlucht bespült der Ammersee den Fuß der Höhe, und über die dunklen Wogen schaut der Markt Dießen mit vornehmem Glanze, stolz überragt von dem Reste seines alten Stiftes. Hinter langen Hügelreihen, die von der reinsten Alpenluft umflossen sich in fette Wiesen und hochstämmige Forste kleiden, umschließen den Süden die Riesenmauern der Hochgebirge. Die mächtige Kette beginnt mit den Allgäuer Bergen und endet nach einer langen Fortsetzung steiler Felsenzacken, spitziger Hörner und rissiger Grate mit dem ehrwürdigen Haupte des Wendelstein, der als gewaltiger Gränzpfahl über die grünen Wellenlinien der Vorlande blaut.

In alten Zeiten prangte auf der geweihten Höhe die Stammburg der Andechser, welche bereits im zehn-

ten Jahrhundert urkundlich vorkommen. Lagert auch über die Herkunft der hohen Familie ein ungewisses Dunkel, so ist doch erwiesen, daß das glorreiche Geschlecht gleichzeitig mit dem der Wittelsbacher emporblühte und mit letzterm vielfach verbunden war. Rathpotho, Ratbod, Ratho, Razzo nennt man als den Stammvater des gräflichen Hauses, das an der Ammer und Isar, am Würm- und Staffelsee, im Chiem- und Nordgau, in Burgund, Franken, Istrien, Tyrol ꝛc. reich begütert war, daß der Sage nach ein Herr von Andechs auf der Reise nach Rom täglich in seinem eigenen Hause übernachten konnte.

Verschaffte sich das edle Geschlecht schon durch seine frommen Stiftungen und Vermächtnisse ein unvergängliches Andenken, so leuchten in der Reihe seiner Sprossen mit unauslöschlichem Ruhme auch große Helden und ansehnliche geistliche und weltliche Fürsten hervor. Ich erinnere zuerst an den bis heute hochverehrten Grafen Ratho, den Hunnenbezwinger. Die Nachfolger zeichneten sich aus bei den Kreuz- und Römerzügen. Ein Graf Friedrich von Andechs stand 1097 bei Nizäa unter den Siegern und zog mit Gottfried in das eroberte Jerusalem; ein Andechser, Graf Berthold, befand sich bei dem dritten Heereszuge nach Palästina, focht mit seltenem Muthe gegen die Ungläubigen, schlug trotz aller Gefahren und Hindernisse den Sultan Cogni und zog ruhmgekrönt in die Heimat zurück, wo seine Tapferkeit in Heldenliedern besungen wurde. So kämpften Rathbotho's Enkel in den Alpenpässen nach Italien und opferten vor den Mauern von Pavia Blut und Leben.

Nach dem Tode des letzten Grafen von Dachau 1180

erbten die Andechser nebst den Reichthümern auch hohe Titel. Sie nannten sich Herzoge von Meranien, wegen eines Landstriches, der sich von Triest längs des adriatischen Meeres hinabzieht und in ihren Besitz kam, und Herzoge von Croatien und Dalmatien.

Auch der Kirche verlieh das Haus Andechs wichtige Männer und Frauen, von welchen besonders nennenswerth sind: Bischof Heinrich von Regensburg, der den Bau der berühmten steinernen Brücke begonnen hat; Bischof Eckbert von Bamberg, welcher nach der Heimkunft von einem Kreuzzuge wegen seiner Klugheit zum Reichsverweser in Oesterreich und Steyer ernannt wurde; endlich Berthold, Erzbischof von Colocsa, Patriarch von Aquileja, der 1212 die Stelle eines Woywoden von Siebenbürgen erhielt. Euphemia und die selige Mechtildis starben als Aebtissinen, letztere von dem großen Kaiser Friedrich Barbarossa als fromme Seherin hoch verehrt.

Obwohl das gräfliche Haus sich auf eine so hohe Stufe des Ansehens und der Macht emporgeschwungen hatte und auch in seinen Nebenlinien Dießen, Wolfratshausen und Hohenwart kräftig aufblühte, so erlosch das gefeierte Geschlecht doch schon 1248 mit Otto II., Herzoge von Meranien und Pfalzgrafen zu Burgund. Nach dem Vorbilde seiner Ahnen machte er große Schankungen an Kirchen und Klöster und starb kinderlos. Das reiche Besitzthum löste sich in zahllose Trümmer und gerieth in viele Hände. Schon vorher waren lange Jahre der Trübsal über die Andechser und ihre Burg gekommen. Otto VIII. von Wittelsbach stürmte 1208 racheschnaubend nach Bamberg und erschlug dort den

Kaiser Philipp. Heinrich von Andechs, Markgraf zu Istrien, hatte den Mörder begleitet und wurde der Mitschuld an der verbrecherischen That angeklagt. Es erfolgte darum wie über Otto, so auch über Heinrich die Acht, und er floh ins heilige Land. Zum Beweise des Abscheues über die gräßliche That zerstörte Bayerns Herzog Ludwig I. die Feste Andechs. Dabei sank auch die von Berchtold I. erbaute St. Nikolauskapelle in Asche, jenes Kirchlein, in welchem die vom seligen Grafen Rasso gesammelten Reliquien aufbewahrt wurden*). Der heilige Schatz hatte sich indeß bedeutend vermehrt. Wie die Chronisten melden, soll ein Graf Otto von Kastel einen Theil des Schleiers, des Gürtels und des Haarbandes der heiligen Jungfrau Maria, dann das Bildniß derselben, welches der heilige Lukas gemalt hat, übersendet haben; des Grafen Bertholb von Andechs Tochter, Agnes, gab zu den schon vom Könige Ludwig dem Frommen vorhandenen Theilen der Dornenkrone Christi noch sieben Zweige, und die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, deren Mutter eine Gräfin von Andechs war, schickte nebst andern Reliquien auch ihr Brautkleid hieher. Vorzüglich berühmt sind endlich aus jener Zeit die bis heute in einer Monstranz verschlossenen und zur Anbetung ausgestellten drei heiligen Hostien, von welchen zwei Papst Gregor der Große und die dritte Papst Leo IX. consecrirt hat. Bei der nahenden Gefahr gelang es den Mönchen, alle diese geistlichen Kostbarkeiten in eine eiserne Truhe

---

*) Man lese hierüber Grafrath an der Amper.

und die heiligen Hostien in bleierne Kapseln zu bringen und tief in die Erde zu vergraben.

Lange schlummerten die Heiligthümer vergessen im Schooße der Erde, da geschah es, daß zu Widdersbach ein blindes Weib im Traume gemahnet wurde, nach Andechs zu pilgern und dort im Schutte des Kirchleins Hilfe zu suchen. Die fromme Frau leistete Folge, oblag auf der Höhe eifrigst dem Gebete, erfaßte in der beseligensten Zuversicht einen zwischen den Steintrümmern hervorwuchernden Wachholderstrauch, riß ihn aus, bestrich sich mit den Wurzeln die Augen und — sah.

Dieser Vorfall machte großes Aufsehen bei dem Volke, und als selbst Herzog Ludwig der Strenge davon Kunde erhielt, ließ er um das Jahr 1277 auf den Ruinen eine neue Kapelle erbauen. Damit ruhten aber die Reliquien noch immer in ihrem dunklen Verstecke. Nach einem Jahrhundert endlich sollten sie durch ein merkwürdiges Ereigniß an das Tageslicht kommen. Ein Franziskaner-Mönch, Jakob Dachauer, las in dem Kirchlein auf dem Berge Andechs die heilige Messe. Da bemerkte er auf den Stufen des Altares ein Mäuslein, welches einen Zettel fallen ließ und dann wieder verschwand. Der ehrwürdige Pater griff nach dem Papierstreifen und las mit Erstaunen darauf die Namen mehrerer vergrabener Heiligthümer. Sogleich begannen die Nachforschungen, und am 25. Juni 1388 wurde der Schatz glücklich gehoben. Nach allen Weltgegenden drang die frohe Kunde, und in endlosen Zügen strömten fromme Pilger auf die gnadenreiche Höhe, welche von dieser Zeit an den Namen „heiliger Berg“ erhielt. Die Kirche war zu klein, um die Wallfahrer zu fassen;

darum ließ Herzog Stephan die Kleinodien nach München bringen und in der Kapelle des alten Hofes ausstellen.

Mit päpstlicher Bewilligung wurde 1392 auf die Dauer von fünf Monaten eine große Ablaßfeier veranlaßt, wozu in einer Woche oft mehr als 60,000 Pilger in die Hauptstadt kamen und so viel Opfer spendeten, daß täglich ein Metzen Regensburger Pfenninge voll wurde. Da um Jakobi der Schluß des Ablasses (Indultum) war und während dieser Festtage viele Kaufleute mit ihren Waaren ankamen und Markt hielten, so entstand die Münchner Sommermesse, die bis in unsere Zeit sich unter dem Namen Jakobi-Dult wiederholt.

Indeß hatte sich auf dem heiligen Berge ein würdiges Gotteshaus erhoben, und aus den Trümmern der Burg stieg die Wohnstätte für sechs Kanoniker und einen Probst empor, welche Stiftung der fromme Sinn Herzogs Ernst I. reichlich bedachte. Die Reliquien wurden mit großem Gepränge und unter Begleitung von Tausenden in den neuen Tempel gebracht, wo sie bis heute verblieben. Ihre Zahl hat sich durch die Spenden geistlicher und weltlicher Fürsten sogar noch vermehrt, und so werden nebst den schon genannten Merkwürdigkeiten noch als besondere Seltenheiten gezeigt eine vom Papste Nikolaus V. geweihte Rose; der Gürtel der Büßerin Magdalena; das Haupt von einer heiligen Jungfrau aus der St. Ursula Gesellschaft; das Siegeskreuz Karl des Großen, eine sehenswerthe Arbeit aus ältester Zeit; sechzig Partikeln von Orten, welche Christus berührt hat; ein Stück von dem Schleier

der heiligen Mechtildis; Stücke von dem Moosrohre, welches Christus bei der Krönung und Verspottung in der Hand hielt; Theile von der Krippe des Heilandes u. v. a. Besonders verehrt werden auch zwei Marienbilder, von welchen das an dem obern Choraltare auf dem Berge Tabor geweiht wurde.

Das Kollegiatstift verwandelte Herzog Albert III. der Fromme in eine Benediktiner-Abtei und bevölkerte sie mit Ordensmännern aus dem Kloster Tegernsee. Albert hatte eine ganz besondere Vorliebe für den heiligen Berg, schmückte die Kirche mit reichen Schätzen und baute sich an dem ehrwürdigen Orte seine Gruft, um nach dem Tode da zu ruhen, wo er während des Lebens so gern verweilt hatte. Zur Seite schlummert seine Gemahlin Anna, Tochter Herzogs Erich von Braunschweig. Auch Herzog Johann II. schläft in der Fürstengrabstätte zu Andechs, wie noch andere Sprößlinge des wittelsbachischen Hauses, die aber der Todesengel schon in zartester Jugend in das dunkle Gewölbe rief.

Der Zuzug der Wallfahrer wurde immer größer und selbst gekrönte Häupter sah man unter der heranströmenden Menge. So erschienen 1471 Kaiser Friedrich III. und 1501 Kaiser Maximilian I. auf dem heiligen Berge und beglückten den Gnadenort nebst schätzbaren Privilegien auch mit schweren Opferpfennigen. Dem erhabenen Beispiele folgten noch viele in- und ausländische Fürsten und Hunderttausende aus dem Volke.

Die Tage der Trübsal sollten übrigens auch für Andechs nicht ausbleiben. Der dreißigjährige Krieg

hatte schwere Streiche auf die ehrwürdige Stätte geführt. Im Jahre schlug 1669 der Blitz in den Thurm der Kirche und das Gotteshaus wurde mit dem Zellenbau ein Raub der Flammen. Die heilige Kapelle mit ihren Schätzen blieb unversehrt. Stift und Münster erhoben sich durch des frommen Kurfürsten Ferdinand Maria Hilfe wieder und zwar viel großartiger als vorher. Die Altäre kleideten sich in Marmor, Silber und Gold, die Wände schmückten schöne Freskobilder von Zimmermann. Durch die ansehnlichen Besitzungen und die Liebesgaben der Pilger erfreute sich die Abtei bald wieder eines reichlichen Wohlstandes; da erfolgte 1803 ihre Auflösung. Eine geldgierige, carrieresüchtige Bureaukratenseele hauste hier als Aufhebungskommissär so schonungslos, wie die meisten seiner Amtsgenossen an andern Orten. Selbst bis in das Reich der Todten erstreckte sich das Geschäft der Plünderung. Auf Befehl des gestrengen Herrn mußte die Fürstengruft geöffnet werden. Weil aber der an der Pest gestorbene Herzog Johann II. ebenfalls in dem Gewölbe ruhte, so getraute sich der Feigling nicht selbst in die Grabstätte, sondern ließ von Andern die Särge aufsprengen. Herzog Albert III. lag in seinem Schmucke noch unverwest da. Eine kecke Hand riß ihm die goldene Kette vom Halse und brach den Siegelring vom Finger. Der Kommissär steckte die Kleinodien so gleichgültig zu sich, als wären sie sein Taschenmesser. Noch lebt ein Zeuge jenes Frevels. Er war damals Ministrant und jetzt, als altes, frommes Männlein versieht er den Meßnerdienst in der Wallfahrt, führt und unterweiset freundlich die Fremden und erzählt mit wehmüthiger Stimme von den

Schätzen, welche nicht mehr vorhanden sind. Die Kirche wurde zwar ihrem ursprünglichen Zwecke erhalten, die Stiftsgebäude aber kamen in Privathände. Die Büchersammlung mit ihren werthvollen alten Druckwerken, worunter sich das prächtige Exemplar der ältesten zu Mainz zwischen 1450 und 1455 von Gutenberg und Fust gedruckten lateinischen Bibel befand, wurde mit der königl. Staatsbibliothek in München vereiniget.

Im Jahre 1846 erwarb König Ludwig I. Kloster Andechs und verband 1850 die schöne Besitzung mit der neuerrichteten Abtei St. Bonifazius in München. So bewohnen abermal St. Benedikts Jünger als Wächter der Heiligthümer das Stift, vicariren dabei die Pfarrei Erling und bemühen sich nicht ohne Erfolg, verwahrloste Knaben, die allen pädagogischen Mitteln zum Trotze Wildfange blieben, in zahme Jünglinge umzuschaffen.

Bei den Landleuten und Bürgern steht der heilige Berg noch immer hoch in Ehren. Namentlich während der Kreuzwoche kommen sie von allen Richtungen herbeigezogen, um den Herrn da vertrauensvoll um Erleichterung in ihren Erdennöthen anzuflehen und ein Opfer zu bringen, wo die Ueberlieferung und die Chronisten von unzähligen Wundern berichten. So befindet sich in einem düstern Gewölbe unter dem Musikchore eine reiche Sammlung riesiger Kerzen, welche die hieher pilgernden Gemeinden oder auch einzelne Personen mit frommem Sinne der Kirche schenkten. Einige dieser wächsernen Kolosse erfreuen sich eines Ehrenplatzes zu beiden Seiten des Hochaltares; unter letztern findet sich auch eine Gabe von Ihrer Majestät der Kaiserin Eli-

sabeth von Oesterreich. An diesen Vermächtnissen nagt trotz des Verbotes und der eisernen Umklammerung mit gewaltiger Kraft der tief gewurzelte Aberglauben. Viele Bäuerinen können in ihrer Einfalt sich nicht von der heiligen Stätte trennen, ohne ein Stücklein aus den Wachssäulen zu bohren, um es in der Landwirthschaft als Talisman gegen Hexerei zu gebrauchen.

Es ist ein erhebender Anblick, wenn sich aus dem Dunkel der nahen Wälder die langen Wallfahrtszüge winden, zwischen den grünen Wipfeln die rothen Fähnlein flattern und Sang und Gebet über die Fluren tönen. Ganze Geschwader kleiner Schiffe tragen die frommen Waller vom jenseitigen Ufer über den See, und von nah und fern vereiniget sich friedlich die gläubige Menge in stiller Andacht an der Gnadenstätte. Da wird das Bethaus zu klein, und dichte Haufen verspäteter Pilger umsummen den Vorplatz. An solchen Tagen herrscht auch ein reges Treiben zwischen den Buden an der Berghalde, und Jedes drängt und strebt, von Andechs seinen Lieben ein Andenken in die Heimat zu bringen. Durstige Seelen trachten in die Trinkhallen des Bräuhauses oder suchen beim Wirthe Labung und Stärkung. Weiber und Kinder sitzen an schattiger Stelle im Grase und kauen in aller Ruhe an den mitgebrachten Bissen.

Der Reisende findet in der Taferne zu Andechs, wie im Gasthause des nahen Dorfes Erling gutes Unterkommen. Einige geben dem Letzteren den Vorzug. Wer nach Dießen trachtet, den führt ein wohlbetretener Fußsteig durch Wiesen, Moor, Sumpf und Gehölz in einer guten halben Stunde zum einsamen Fährmannshäuschen, das sehr bezeichnend „Wartaweil" (Warte

eine Weile!) genannt wird. Ist der See ruhig und ist es dem Schiffer genehm, dann kann die lohnende Wasserfahrt beginnen.

Eine zweistündige Wanderung versetzt uns von Andechs über Fischen zum Pfarrdorfe Pähl, ein Name, welcher an die Belaunen, die einstigen Bewohner dieser Gegend, erinnert. Der Ort ruht an den Ausläufern des Hirschberges, einer Höhe, die namentlich bei Monatshausen an der Starnberger Straße eine prächtige Niederschau auf das Paradies um Weilheim und das stolz ragende Gebirge gewährt. Die Gemeinde blüht gleichsam als verbliebener Rest einer der Sage nach untergegangenen römischen Großstadt, die sich auf dem gräulichen Pfuhl gegen Raisting hin ausgebreitet haben soll. Es muß angenommen werden, daß die Gegend in früherer Zeit weit trockener war, was auch der Umstand beweist, daß vor einem noch nicht vollständigen Jahrhundert die große Sumpfstrecke ein Eichenwald deckte. Beim Ausreuten fand man unter den Wurzeln der Bäume mehrere Panzer aus schwerem Eisenbleche, Münzen, Waffen, eine Menge kleiner Hufeisen ꝛc. Die überraschten Finder wußten in der Freude ihres Herzens nichts Besseres zu thun, als die willkommenen Eisentheile zum Beschlagen ihrer Feldgeräthe zu benützen. So mag wohl manche Klinge, die in grauer Vorzeit ein stolzer Fremdling gegen die naturwüchsigen Germanen schwang, in höchst bescheidener Weise die Pflugtheile eines bayerischen Bauern umklammert haben. Wie aber die sagenhafte Stadt auf trockenem Grunde sich mit der Annahme zusammenreimt, daß der Ammersee gegen Süden mit dem Würmsee eine Wasser-

fläche bildete, aus welcher die Höhen von Monatshausen, Andechs, Oberzeismaring ꝛc. nur als Eilande hervorragten, will ich den gelehrten Forschern überlassen.

Gewiß ist, daß die Römer an der Stelle des heutigen Pähl bedeutende Befestigungswerke anlegten, von welchen sich die Spuren deutlich erhalten haben. Es war hier der Knotenpunkt mehrerer Heerstraßen, von welchen eine sogar über die versumpften Ammerufer führte, wo Holzunterlagen vor dem Durchbruche sicherten.

Nachdem die Deutschen das fremde Joch heldenmüthig abgeschüttelt hatten, erhob sich aus den Trümmern der römischen Zwingburg das Hochschloß Pähl, auch Bouel, Powel, Bel ꝛc. genannt, als ein Eigenthum der Huosier, die als Herrn der Gegend auf Hausen und später auf Andechs saßen. Die Ueberlieferung läßt Karl den Großen, welcher in der versteckten Reismühle das Licht der Welt erblickt haben soll, hier erzogen werden. Unter der Leitung eines würdigen Hofmeisters, der jedenfalls selbst der geläuterten Pädagogik unserer Zeit Ehre gemacht hätte, wuchs demnach auf den Fluren von Pähl der Christenheit künftiger Schirm und Hort zum gewandten Ritter und klugen Staatsmanne heran. Bevor Carolus die friedliche Stätte verließ, grub er sein Schwert unter eine heilige Eiche, um es dereinst zu holen, wenn er mit seinen Getreuen aus dem Untersberge stürmen sollte, um das in sich selbst zerfallene Deutschland vor dem Untergange zu retten.

Mit dem Aussterben der Andechser Linie fiel das Hochschloß Pähl an das Wittelsbacher Haus und von 1466 bis 1493 gehörte es insbesondere dem männiglich bekannten Herzog Christoph, der zur Beschwichtigung seines un=

ruhigen Geistes das Gut Paal nebst Weilheim und Landsberg mit Gilt und Nutzung als Apanage erhielt. Der ritterliche Herr blieb auch im Besitze der Feste, bis er auf der Rückreise aus dem gelobten Lande auf der Insel Rhodus sein vielbewegtes Leben beschloß.

Die Räume der Burg bewohnten die meist adelichen Beamten, Pfleger oder Kastner des Gerichtes Pähl, welches sich vor Entstehung des Bezirkes Starnberg von Weilheim bis gegen München ausdehnte. Ein altersgrauer, viereckiger Thurm überragte mit düsterm Ernste den Amtssitz und umschloß mit seinen Riesenmauern die heimliche Richtstätte, wo man schwere Verbrecher, welche den vornehmen Ständen angehörten, ohne Lärm aus der Welt schaffte. So wurden laut eines alten Sterbregisters der Pfarrei Pähl den 28. März 1603 der Stallmeister Assor und 1613 die adeliche Frau Eisenreicher auf dem Hochschloße in aller Stille enthauptet und ihre Leichname in geweihte Erde gesenkt.

Mit der Verlegung des Landgerichtssitzes nach Weilheim kam Pähl in die Hände von Privaten, welche die Burg allmählig verfallen ließen, bis sie endlich sammt der Kapelle und dem verhängnißvollen Fallthurme gänzlich abgebrochen wurde. Anstatt ihrer prangt ein dem Herrn Hofrath v. Hanffstengl gehöriges, im eigenthümlichen Style gehaltenes Landhaus an dem altehrwürdigen Orte.

Außer der Burg der Huosier fanden sich dereinst in Pähl auch das mittlere Schloß, welches den Schon- und Berndorfern eigen war, von den Schweden aber 1631 zerstört wurde, und das untere Herrenhaus, der dritte gefreite Sitz, welcher seine Machthaber öfters

wechselte und ebenfalls der Zeit erlag. Die freundliche Umgebung des Dorfes und die rühmliche Wirthschaft bestimmen manchen Städter, hier im stillen Frieden einige Tage der Ruhe zu genießen. Dabei vergesse man nicht, zum brausenden Sturzbach zu wandern, der in der Nähe gegen achtzig Fuß hoch über wildes Felsengetrümmer die schäumenden Wellen wirft. Durch eine weite Sprenge, angenehm beschattet von dichtbelaubten Bäumen und Sträuchern, rinnt gezähmt der frische Wasserstrahl und erfüllt die herrliche Schlucht mit erquickender Kühle.

Unfern der Gemeinde Pähl vereiniget sich die Landsbergerstraße mit der von München kommenden Verbindungslinie. Wir dürfen immerhin einen Blick auf die Schwaige Rößelsberg werfen, wo vor Jahrhunderten das alte Rittergeschlecht der Heselloher auf ihrem Schloße hauste und, wie schon früher bemerkt, der aufgeweckte und lustige Hans Heselloher in heiteren Stunden muntere Reime schmiedete, und dennoch befinden wir uns in anderthalb Stunden in dem freundlichen Weilheim, welches mit seinem alten, umgitterten Kirchthurme das weite, mit vielen Wasseradern getränkte Thal beherrscht. Geläutert durch furchtbare Feuersbrünste, welche sich vom fünfzehnten bis zum gegenwärtigen Jahrhundert wiederholten, erfreut sich das Städtchen eines schmucken, reinlichen Aussehens.

Ganz besonders tritt der Hauptplatz hervor mit seiner Mariensäule und dem durch allegorische Figuren geschmückten Brunnen. Die ehedem gefreiten Sitze alter Geschlechter sind mit Gedenktafeln bezeichnet.

In den guten Gasthäusern zum Bräuwastl und zur

Post herrschte sonst ein reges Leben. Die Errichtung der Dampfschifffahrt auf dem Würmsee und das Zustandekommen einer neuen Straße von Seeshaupt unmittelbar nach Murnau*) haben den Fremdenzug hieher merklich geschmälert. Selbst der Peißenberg soll nicht mehr die alte Anziehungskraft bewähren.

Weder ein Weilheimer noch sonst ein Menschenkind weiß anzugeben, warum das Volk gerade diesen Ort zur Zielscheibe des Witzes machte. Das Städtchen ist in Oberbayern das, was Hirschau in der Pfalz, und Schilda, Schöppenstädt, Polkwitz und Schwarzenborn in andern Ländern wurden, ohne daß irgend ein Grund dazu nachzuweisen wäre. Alle die Schnurren und Schwänke, z. B. daß der hochweise Senat befahl, jedesmal drei Tage vor einer Feuersbrunst die Spritzen zu probiren, daß derselbe ein Stadthaus ohne Fenster baute, worauf die Rathsherrn den Tag in Säcken in die finstern Hallen zu schaffen suchten, daß die ehrsame Bürgerschaft einen Ochsen auf die Stadtmauer zog, damit er dort das Gras abfresse rc., sind unter dem Namen Weilheimer Stückln zu bekannt und abgedroschen und auch zu nichtssagend, um sie weiter und ausführlicher anzugeben. Das Städtchen verdient statt des Spottes wohl eher unser Staunen, weil es trotz der gräßlichen Verwüstungen durch das Feuer und ungeachtet der vielen Brandschatzungen, Erpressungen und Plünderungen während der Kriegsjahre immer wieder mit ungebrochener Kraft neu auflebte.

---

*) In Folge dieser Verbindung hat die Omnibusfahrt von Seeshaupt nach Weilheim aufgehört.

Weilheim, früher Wilheim und Wileyhin, war 750 noch ein Dorf, welches Tassilo der II. dem Kloster Polling schenkte. Im zehnten Jahrhundert wurde es zur Stadt erhoben und gehorchte den Grafen von Weilheim, welche auf dem nahen Gilgen= jetzt Gögerlberge ihre Burg hatten. Nur unbedeutende Spuren zeigen noch den Sitz jenes edlen Geschlechtes, das 1211 mit Joseph Diethalm Grafen und Ritter von Wileyhin erlosch. Die Besitzungen fielen an das Gesammtland. Eine Schwester des letzten gräflichen Sprossen begab sich in das Nonnenkloster zu Wessobrunn, bereute aber nur zu bald diesen Schritt, floh und verbarg sich in den unterirdischen Gängen ihres väterlichen Hauses. Reue und Gram brachten ihr in kurzer Zeit den Tod. Der Sage nach bemerkte man die Unglückliche öfters auf den Ruinen der Burg, wo ihr weißes Gewand im Winde flatterte und ihr Weinen und Klagen weithin ertönte. Unter dem Namen Gögerlfräulein lebt ihr Andenken fort bei dem Volke.

Nach einer Aufschreibung im Kloster Polling soll Weilheim erst im Jahre 1288 seine Stadtrechte erhalten haben, welche später von den bayerischen Herzogen wegen der öfters thatsächlich bewiesenen Treue und Anhänglichkeit ansehnlich vermehrt wurden. So zerstörten die Weilheimer, aufgefordert von dem Landesherrn, kühnen Muthes die Burg Rößelsberg und das St. Jaisschloß am Peißenberge, weil deren Besitzer den Gehorsam verweigerten. Mit den Steinen der zerstörten Festen umgürteten die Bürger ihre Wohnungen mit einer Schutzmauer. Zur Erinnerung an die gezeigte

Tapferkeit ward der Stadt eine Burg mit drei Thürmen zum Wappen verliehen.

Unter den Gebäuden ist sehenswerth die schöne Pfarrkirche, welche 1626 neu gebaut und vergrößert wurde. Unmittelbar vor dem Gotteshause erhebt sich in Mitte schöner Anlagen das sinnige Denkmal für die im Jahre 1812 in Rußland gefallenen Söhne der Gemeinde.

Weilheim ist der Geburtsort mehrerer berühmter Männer, unter welchen ich besonders die Maler Elias und Alois Kreiter nenne, welch letzterer im November 1646 mit zehn Bürgern und drei Frauen von den Schweden grausam ermordet wurde. Den Münchnern dürfte der Erzgießer Hans Krumpter am meisten bekannt sein. Ihm verdankt die Hauptstadt die nach Peter Candid's Zeichnung gefertigten prachtvollen Gußarbeiten am Grabmale Kaisers Ludwig des Bayers in der Frauenkirche; die majestätischen Löwen vor der alten Residenz; die Figuren auf dem Brunnen in einem Hofe des königlichen Schlosses und die Statue der Gottesmutter auf dem Marienplatze, von symbolischen Gestalten umgeben. Bevor ich den Ort verlasse, muß ich noch eines edlen Münchner Bürgers, des Ludwig Pitrich, gedenken, der in hochherziger Weise 1349 das heilige Geistspital stiftete und reich dotirte. So finden wir in alter wie in neuer Zeit überall Beweise von dem Wohlthätigkeitssinne und der Gutherzigkeit unserer Begüterten. Der Altbayer hat von jeher seines darbenden Nebenmenschen nie vergessen, obwohl ihm die stammverwandten Brüder in den Ländern der Intelligenz außer den Fähigkeiten zum Essen und Trinken alle guten Eigenschaften abzusprechen belieben. Uebrigens

scheinen die Herren an der Spree, Leine, Oder ꝛc. eben auch keine Asceten zu sein, denn man konnte im letzten Sommer auf der Terrasse in Feldafing, im Wirthsgarten zu Ebenhausen und im Paradiesgärtlein des Herrn v. Reindl in Tölz nicht selten Kränzchen norddeutscher Lichter beobachten, die sich an der wohlbesetzten Tafel von dem mit Appetit gesegneten Münchner nur durch die Sprechart unterschieden. Was die Vergangenheit anbelangt, ist ja bekannt, daß durch den Kurfürsten Max Emanuel ein Pommern-Mecklenburgisches Geschlecht in den Freiherrnstand erhoben wurde, weil der Vater als Tranchirmeister am bayerischen und kölnischen Hofe sich durch seine fabelhafte Gewandtheit im künstlichen Zerlegen der Leckerbissen auszeichnete, zu welcher Ehre es solcher Vorzüge wegen meines Wissens bisher selbst der wohlgenährteste Bajuvare nicht gebracht hat.

Nicht weit südlich von Weilheim findet sich an der Straße nach Murnau im hellsten Blumenschmucke fettgenährter Wiesen und im Glanze goldener Getreidfelder der Rest der ehemaligen Probstei Polling. Die Sage macht hier wie in Wessobrunn Bayerns Herzog, Tassilo II., zum Stifter. Der fromme Fürst soll sich auf der Jagd befunden haben, als die Hunde anschlugen und ein seltenes Wild verfolgten, das tief im Walde plötzlich in die Erde versank. Hierüber verwundert, ließ der Herzog sogleich nachgraben und fand im Boden drei große Kreuze nebst vielen Reliquien verborgen. Tassilo gründete an dem Orte ein Nonnenkloster, welches der große Glaubensheld St. Bonifazius weihte, das aber schon 955 durch die Ungarn seinen Untergang

fand. Die Gebäude wurden von dem Feinde verbrannt, die Güter an die Helden aus der Hunnenschlacht vertheilt. Im Jahre 1010 baute Kaiser Heinrich II. auf den Wunsch seiner Schwester Gisela die Zellen wieder auf und räumte sie den regulirten Chorherrn des hl. Augustin ein. Eine große Feuersbrunst, der dreißigjährige Krieg und die Brandschatzungen durch die Oesterreicher 1703 nahmen die alte Kulturstätte hart mit. Gleich andern Klöstern traf 1803 auch Polling die Aufhebung. Ein großer Theil wurde niedergerissen; der verbliebene Rest dient zu landwirthschaftlichen Zwecken und zur Bräuerei und ist im Besitze des kgl. Advokaten Herrn Mayer zu Augsburg. Die Stiftskirche blieb erhalten. In dem Heiligthume ist hoch über dem Choraltare ein uraltes Gemälde in Kreuzesform zur Verehrung ausgestellt, das auf eine Haut, der Volksmeinung nach auf eine Fischhaut, gemalt, den leidenden Heiland vorstellt. Die Füße des Gekreuzigten ruhen auf einem Schemmel; jeder Fuß ist besonders angeheftet. Kenner wollen in dem Bilde dieselbe Künstlerhand entdecken, welche im zweiten Jahrhundert zu Rom die S. Maria Maggiore gemalt hat. Der Ueberlieferung nach soll das Kreuz eines von jenen sein, welche Tassilo im Walde entdeckte.

Die Mönche des Klosters Polling genossen wegen ihrer Gelehrsamkeit einen ausgezeichneten Ruf. Den Höhepunkt des wissenschaftlichen Glanzes erreichte das Stift unter seinem vorletzten Prälaten Franz Töpsl, einem gebornen Münchner, der in einem Zeitraume von 52 Jahren den größten Theil seiner Einkünfte auf Vervollständigung der Bibliothek verwendete. Zugleich

wurden kostbare astronomische, geometrische und physikalische Instrumente angeschafft und ein Münz- und Naturalienkabinet angelegt. Bei der Auflösung des Klosters bestand die Büchersammlung aus mehr als 80,000 Bänden, darunter die seltensten und werthvollsten Werke aus allen Fächern. Ueber die Hälfte ausgewählter Schriften kamen zur Staatsbibliothek nach München.

Unfern des Pfarrdorfes Polling zweigt westlich eine Straße ab, überschreitet die Ammer und führt, den Peißenberg an der Nordseite umgehend, nach Schongau. Wir aber steuern nach einstündiger Wanderung von der ansehnlichen Gemeinde Unterpeißenberg mit seinem geräumigen, vortrefflichen Gasthause auf das Bad Sulz, welches auf einer mäßigen Bergstufe lockend hinausblickt in das Thal und auf einen Theil des östlichen Hochgebirges. So wirksam das Wasser der Heilquelle sein soll*) und so einladend die Umgebung der Anstalt ist, so will sich das Sulzerbad noch immer nicht des rechten Aufschwunges erfreuen. Fast mit Wehmuth sieht man die vernachlässigten Wege, die verwahrlosten Lauben, die emporstrebenden Gesträuche, welche unbeschränkt dem Fremden die Aussicht versperren, bis eine kräftige Männerhand wieder Ordnung schafft und unter einer klugen Verwaltung sich die Badzellen füllen.

So besteigen wir denn voller Erwartung den Peißenberg, jene geweihte Höhe, welche von jeher un-

*) Nach älterer chemischer Untersuchung soll das Wasser Schwefelleber, Eisen, Eisenvitriol, Küchensalz, Kalkerde und Selenit enthalten und auf Lähmungen, Reißen in den Gliedern, Gicht 2c. heilkräftig wirken.

zählige Naturfreunde von nah und fern entzückte. Der Weg windet sich in mäßiger Steigung unfern eines Zuganges zum Kohlenbergwerke bald durch buntes Heuland, bald durch blühende Saatfelder zu freundlichen Gehöften, wo frische Brünnlein quellen und stattliche Bäume die bescheidenen Häuser umduften. Selten streift der Pfad die Ausläufer des Frauenwaldes, der einen großen Theil des Nordabhanges deckt. Bald überschauen wir die vielen Gipfel der ragenden Tannen, weiter und weiter hinaus in ferne Lande dringt der Blick; zahllose Tempel und zerstreute Wohnstätten, Burgen und Schlösser, zierliche Märkte und reiche Städte tauchen da und dort aus dem endlosen Kreise. Vom grünen Scheitel der Höhe grüßt die Wallfahrtskirche mit dem daran gebauten Pfarr- und Schulhause, die von großen Linden beschattete Taferne und der kleine Friedhof. Im Widdum und in neuerer Zeit auch im Wirthshause findet der Fremde gutes Unterkommen. Pfarrer und Observator ist gegenwärtig Herr Georg Mayr, Sohn des Badbesitzers von Adelholzen. Man wird bei ihm mit großer Freundlichkeit aufgenommen und billig beherbergt. Von Seite des Dienstpersonales wird den Gästen die größte Aufmerksamkeit geschenkt.

In früheren Zeiten blickten von einem östlich gelegenen Hügel bei der Einöde Schlag unweit des Peißenberges die Thürme des St. Jaisschlosses, wo die Ritter von Pisemberg und Grafen von Seefeld hausten. Der letzte Burgherr überlebte die Zerstörung seiner Feste 1388 nur um fünf Jahre und fand mit Schild und Helm im Kloster Polling seine Ruhestätte. Reste von Grundmauern und Wallgräben, welche die weitläufigen

Gebäude umschlossen, bezeichnen heute noch die Stätte des alten Rittersitzes.

Der Peißenberg erhebt sich 3350 bayer. Fuß über die Meeresfläche einzeln und ganz abgesondert von dem Hochgebirge, weit hinausgeschoben in das wellenförmige Land. Die Höhe besteht größtentheils aus Nagelflühe; östlich kommen nicht unbedeutende Sandstein-Schichten zu Tage, während am südlichen Abhange sich reiche Kohlenflötze finden, die erst dann gehörig ausgebeutet werden können, wenn der Dampfwagen von Starnberg bis hieher brauset, was wohl in kurzer Zeit geschehen wird. Der Hohenpeißenberg war in der Vorzeit eine fast unzugängliche Wildniß, die in einen rauhen, düstern Waldmantel gehüllt, finster auf die Umgebung starrte. Der rastlose Fleiß thätiger Menschenhände schuf aus der Oede lichte Halden und wandelte das dunkle Gehölz in sonnige Wohnplätze. Die zunehmende Zahl christlicher Ansiedler veranlaßte den Bau eines hölzernen Bethäuschens, bis 1514 den Gipfel die erste Kirche krönte, welche mit einem Marienbilde aus der fürstlichen Schloßkapelle zu Schongau beschenkt wurde. Viele bedrängte Seelen wallfahrteten hieher, um vor der Gottesmutter vertrauensvoll ihr Herz auszugießen. Sie fanden Erleichterung in ihren Nöthen, und der Zudrang zur gnadenreichen Stätte wuchs von Jahr zu Jahr. Nachdem 1615 die Obsorge über das Kirchlein dem Kloster Raitenbuch übertragen ward, begann der Bau eines noch größeren Gotteshauses, mit welchem zugleich ein Hospitium für fromme Pilger und für Naturfreunde verbunden wurde. Herzog Wilhelm V. bedachte den neu aufkeimenden Gnadenort so reichlich, daß fortwährend

drei bis vier Chorherrn zur Besorgung des Kirchendienstes anwesend sein konnten.

Während des dreißigjährigen Krieges streiften auch verderbliche Wolken die Platte des Peißenberges. Schwedisches Volk hauste unmenschlich, zerstörte mit roher Gewalt die Einrichtung des Bet- und Herrenhauses und nahm die beweglichen Schätze als willkommene Beute. Schnell verloren sich die Spuren dieses unheilvollen Sturmes, und mit beseligendem Hoffnungsschimmer strahlte um so heller der Bedrängten Zufluchtsstätte auf ein verwüstetes Land und auf ein in den Staub getretenes Volk. In allen Richtungen, bis an den Ufern der Donau und der fernen Rems, scharten sich ganze Gemeinden zusammen, zogen voll Vertrauen zum freundlich winkenden Heiligthume und kehrten neugestärkt, Ruhe und Frieden im Herzen, zurück in die Heimat. Die Kurfürstin Maria Anna übersandte 1657 der Himmelskönigin ein dem damaligen Geschmacke entsprechendes, reich gesticktes Kleid mit Schleier, welche Vermächtnisse noch zu sehen sind; ebenso sind die zwei schönen, von Christoph Schwarz gemalten Altarbilder, die Kreuzigung und Auferstehung Christi, ein Geschenk der kurfürstlichen Prinzen Ferdinand Maria und Philipp. Das Gemälde des Hochaltares ist sammt seiner reichen Umrahmung eine Gabe des Kurfürsten Max I. Von der Anwesenheit des vielgeliebten bayerischen Landesherrn, Maximilian Joseph III., sprechen noch die lateinischen Verse, die in Stein gegraben über der Thüre des Fürstenzimmers im Pfarrhofe zu lesen sind und nachstehend nebst einer im vaterländischen Magazin enthaltenen metrischen Uebersetzung angeführt werden.

Hic, ubi subjectum late nunc adspicis orbem
Sub pede nunc nubes et juga prima vides,
Hic jubet erectos ad sydera tollere vultus
Princeps, et sursum quaerere nocte Deum.
Terra vale! Sic mens. oculus sic omnis ad astra
Fertur sic nomen Maximiliane tuum!
MDCCLXXV.

Wanderer schau' hier nieder in's Thal und es öffnet die Welt sich
Deinem erstaunenden Blick, Wolken und Berge ersteh'n;
Siehst du zum Himmel empor, so erglänzen die goldenen Sterne,
Und in der düstern Nacht findest du überall Gott.
Erde leb' wohl! denn hier flieget der Geist und das Aug zu den Sternen,
Dort, verewigter Max, strahlet dein Name schon längst!
1775.

Nach dem Wunsche Maximilians, dem eifrigen Beförderer der Wissenschaften, errichtete das Stift Raitenbuch 1780 ein astronomisch-meteorologisches Observatorium und versah es mit den nöthigen Instrumenten. Mit Aufhebung der Klöster war auch für das Hospitium der letzte Tag des Bestehens angebrochen. Die Wallfahrtskirche wurde zum Pfarrgotteshause für die in den zerstreuten Einzelnhöfen wohnenden Ansiedler. Der jeweilige Seelsorger ist aber zugleich meteorologischer Observator der königlichen Akademie der Wissenschaften; so blüht die von den Chorherrn ins Leben gerufene Anstalt noch immer fort und das Belvedere, auf den Giebel des Hauses geschmiedet, trotzt noch unerschütterlich den Stürmen, die über die Höhe rasen.

Die Zuzüge frommer Pilger haben abgenommen; dafür besteigen Naturfreunde aus allen Weltgegenden den Berg. Die Fremdenbücher, welche im Gastzimmer des Pfarrhauses aufliegen und mit dem Jahre 1803 beginnen, zeigen Tausende von Namen, darunter die Handschriften fürstlicher Häupter, und beweisen, wie allgemein dieser reizende Punkt gesucht und bewundert wird. Uebrigens ist es um das Einschreiben eine kitzliche Sache; denn nur gar zu häufig wissen boshafte Nachkömmlinge eben nicht immer erfreuliche Bemerkungen neben den Hausbuchstaben des Eingezeichneten zu setzen. Professoren und Lehrer laufen am meisten in Gefahr, von rachsüchtigen Schülern hart mitgenommen zu werden, obwohl ich gestehen muß, daß der besonnene Mann in der Regel das wieder reuig vertilgt, was er als muthwilliger Junge auf die Blätter kritzelte. Sonst findet man in den Folianten viel heitern Schnickschnack, einige gute und viele schlechte Witze, herzbrechende poetische Ergüsse, mit welchen sich Einige lächerlich zu machen belieben, nicht selten fehlerhaft angeführte Stellen aus dem Schatze deutscher Dichtung, giftige Herauslassungen über mangelhafte Wirthschaften, bittere Klagetöne über schlechtes Wetter 2c. Außerdem zeigt manche Seite drollige Zeichnungen, oft von geübten Händen; Regen und Sturm und die Wege durch Sumpf und Moor lieferten hiezu reichen Stoff.

Wer Nachmittags oder Abends den Plan erreicht, der ist jedenfalls mit der freudigen Hoffnung heraufgekommen, nicht bloß den Untergang, sondern auch den Aufgang der Sonne in seiner vollen Pracht bewundern zu können. Gar viele Stadtkinder sehen hier zum

Erstenmale das Erwachen des Morgens. Trotz der unzähligen Beschreibungen und poetischen Schilderungen können sie sich doch keine rechte Vorstellung davon machen, was sie oft in der albernsten Weise verrathen. Als im August des Jahres 185 . der geistliche Wirth seinen Gästen eröffnete, daß um drei Uhr geweckt werde, meinte eine zarte Hannoveranerin, entsetzt über die frühe Stunde, ob es denn um sechs oder sieben nicht auch möglich wäre, das Schauspiel zu sehen. „Mit Vergnügen", entgegnete lächelnd der Seelenhirt; „wenn Sie sich nur ein Paar Monate gedulden wollen". Die hohe Begeisterung für den Sonnenaufgang auf dem Peißenberg ist seit Kurzem im Erkalten. Vielleicht will die bequemere Sorte der Sommerfrischler abwarten, bis sie das Dampfroß zum Anstieg der Höhe, oder noch besser, bis auf die Platte zieht; oder die Lustreisenden suchen das Schöne mit größeren Kosten in der Ferne, oder man begnügt sich mit der künstlichen Nachahmung in den Theatern, wo, Dank dem Erfindungsgeiste unserer Maschinisten, mit aller Gemächlichkeit am Abende über die Bretterwelt ein duftiger Morgen dämmert und eine grell funkelnde Leuchte als Sonne nach Befehl kommt und verschwindet. Zur Ermuthigung für verweichlichte Pflänzchen erlaube ich mir zu bemerken, daß man auf dem Peißenberg im Pfarrhofe sowohl, wie im Wirthshause in den östlich gelegenen Zimmern von weichem Pfühle aus den jungen Tag erstehen sieht, ohne das warme Nestchen verlassen zu müssen. Wir aber steigen mit frühester Stunde auf die luftige Warte und schauen in eine öde, finstere Welt. So mag es gewesen sein bei dem ersten Schöpfungstage, bis auf das Allmachts-

wort des Herrn das Land vom Wasser sich schied und die Gestirne mit freundlichem Lichte die göttlichen Werke beschienen. — In je grellere Tinten der Osten sich malt, desto mehr zerfließt die Nacht in ein dämmerndes Grau, und da und dort tauchen aus der düstern Unendlichkeit in unbestimmten Umrissen verworrene Bilder, die erst allmählig deutlich sich zeichnen. Unten in den Thälern wallen und wogen die Nebel und flüchten sich, vom frischen Morgenwinde in unzählige Flocken zerrissen, in die tiefen, dunklen Gehölze. Immer klarer färbt sich der unermeßliche Kreis. Glitzernde Silberfäden verrathen den Lauf der Flüsse und Bäche; die Seen leuchten gleich Perlen aus grüner Umrahmung. Endlich kommt sie selbst, die Seele des Erdballes, und übergießt das Riesenbild mit neuem Leben und mit neuer Pracht, daß freudig das Herz erbebt und lobsingt dem Urquell der Dinge. Im Westen schimmert über den Lech des Auerberges bescheidenes Kirchlein, weit darüber hinaus dämmert über Hügel und Berge die einstige Reichsabtei Ursberg. Wenden wir den Blick gegen Norden,' da erscheinen über das blutgetränkte Lechfeld die Zinnen von Augsburg und der kühnragende Thurm des Städtchens Friedberg. Von den Ufern des Ammersees, der seine ganze Größe enthüllt, grüßen das gnadenreiche Andechs und das ritterliche Seefeld mit seinen niedlichen Wasserbecken, dem Pilsen- und Wörthsee. Nordöstlich über das Burgdorf Starnberg tauchen über den breiten Waldsaum die Kuppeln der Münchner Frauenkirche, und fast in gleicher Linie schaut aus bläulicher Ferne geisterhaft St. Korbinians Dom der alten Bischofsstadt Freising und flimmern die langen

Fensterreihen von Weihenstephans ausgedehnten Gebäuden. Gegen Osten erglänzen die Höhenzüge jenseits des Würmsees und die Hügel um Tölz und Miesbach, während mehr zur Rechten im Rieg- und Staffelsee die Himmelsbläue sich spiegelt. Rücken wir endlich zur gezackten Alpenlinie, die in den mannigfaltigen Formen vom Watzmann bis zum Hochvogel den Süden umgränzt, dann ruht das Auge wie festgebannt auf den Wundergestalten voll Größe und Majestät. Der Salzburger Gaisberg, der sagenreiche Untersberg, der Staufen, die rauhen Felsköpfe des Kampen, der Wendelstein, diese vielgepriesene Heimat des bayerischen Almensangs, die Kuppeln des Watzmann, der wilde Kaiser, der doppelthürmige Roßstein, der breite Rücken der Benediktenwand und der Scharfreiter bilden eine Riesenmauer, über welche der Großglockner, nach Andern der Venediger, im ewigen Eismantel starrt. Nun folgen der gemsenreiche Herzogstand, der fernsichtige Heimgarten und das Karwendelgebirg mit seinen wild und steil abgerissenen Wänden und den tief eingewühlten Felsenrinnen. Daran ketten sich scheinbar der vielbestiegene Krotenkopf, die kahlen Nadeln des Wetterstein, die dreizackige Thorspitze, die herrliche, mit einem Kreuze geschmückte Pyramide der Alpspitze und die Höllenthalspitze mit ihren klaffenden Schründen und gräßlichen Abgründen. Endlich erhebt ernst und würdevoll über das Meer ragender Zinken und Hörner die Zugspitze, Bayerns höchster Felsenstock, ihr ehrwürdiges Haupt. Unvergängliche Schneefelder umschimmern den König unserer Berge; vom grauen Scheitel blitzt das im Jahre

1851 errichtete Metallkreuz *). Nach jähem Absturze reihen sich an den Gebirgsfürsten die Kreuzspitze, die Hochplatte, der Daniel und der zweiköpfige Säuling. Aus dem Allgäu blauen die vielzackige Hobesspitze, der Hochvogel, das Kugelhorn, der Daumen und vereinsamt fast am Ende der langen Kette der Grünten. Am äußersten Rande der wimmelnden Fläche verlieren sich als dunkle Streifen die Höhenzüge der rauhen Alp; über den Ammersee nebeln bei günstigem Lichte die Kuppen des Fichtelgebirges, über München die Hügel des bayerischen Waldes. Zu unsern Füßen wechseln dunkle Hochwälder mit lichten Auen und schimmernden Getreidefeldern. Im heitern Sonnenscheine lachen Städte und Flecken, aus dem frischen Grün winken freundliche Dörfer, und da und dort leuchten vom Wiesengrunde oder über die Tannengipfel zerstreute Gehöfte, schmucke Schlösser und niedliche Kapellen zahllos wie die Sternlein des Himmels.

*) Siehe Seite 123.

XI.

Vom Hohenpeißenberg über Peiting und Steingaden nach Hohenschwangau.

(Entfernung vom Hohenpeißenberge: Peiting 2 St., Steingaden $5^1/_2$ St. und Hohenschwangau $11^1/_2$ St. — Rottenbuch 2 St., Wies 4 St., Hohenschwangau $10^1/_2$ St.)

So werfen wir denn noch einen langen Scheideblick auf das Zauberbild, drücken es tief in unsere Seele und steigen am nordwestlichen Abhange sinnend nieder von der gefeierten Höhe. Frischer Morgenwind streicht über die Halde und von reinen Lüften umwogt, athmet froh und leicht unsere Brust. Die feuchten Gräser strecken ihre zarten Händlein empor, und dazwischen erheben im Thaue funkelnd duftende Blümlein ihr jugendliches Haupt und blicken entzückt hinaus in die weite, schöne Welt. Vor uns ruht auf einem Felsenhügel des Lechufers das Städtchen Schongau. Die Ringmauern mit ihren Thürmen geben ihm ein stattliches Ansehen und erinnern an frühere, einträglichere Zeiten. Eine Strecke darüber hinaus winkt die wundervolle Kirche von Altenstadt zum fleißigen Besuche, leider mit geringem Erfolge. Weiter im Hintergrunde schimmern auf sonnigen Terrassen die Häuser großer, schwäbischer Dörfer. Der Pfad senkt sich nun durch

ein angenehmes Wäldchen und in einer halben Stunde ist bei dem Wirthshause Hetten die Poststraße erreicht, die über Hausen nach Peiting führt. Für den Müden zweigt ungefähr nach drei Viertel Stunden links von dem Fahrwege ein schmaler Steig ab, der rascher durch jene moosige Fläche bringt, welche sich vom einstigen Welfensitze Peiting (Pitingowe) bis zum Peißenberge ausbreitet. Bei feuchter oder gar nasser Witterung ist von dieser Abschneidgelegenheit durch den Sumpf ernstlich abzurathen.

Haben wir die Niederung durchzogen, in welche das uralte Peiting gebettet ist, und liegt auch Kurzenried im Rücken, so erreichen wir an der Vereinigung jener Straße, welche vom Ammergau über Raitenbuch zum Lechraine führt, das Dörflein Jlgen. Fromme Seelen, oder die eines bedrängten Herzens sind, versäumen nicht, das freundliche Kirchlein zu U. L. Frau zu besuchen. Für leibliche Stärkung hat sich auch eine Wirthschaft in dem kleinen Orte erhoben.

Am Fuße grüner Vorberge findet sich in freier, lichter Gegend das Pfarrdorf Steingaden mit dem sehr guten Gasthause zur Post, in welchem man den Fremden mit Artigkeit empfängt und mit Aufmerksamkeit bedient.

Welf der VI., Herzog von Spoleto, Fürst von Sardinien, Graf vom Lechrain ꝛc., saß ermüdet von den Kämpfen, die sich um das Erbe seines Bruders entsponnen hatten, auf seiner festen Burg Pitingowe, um nach blutigen Tagen zu ruhen. Da kam plötzlich vom Papste Eugen III. eine dringende Aufforderung zur Theilnahme an einem Kreuzzuge. Der edle Herr sam=

melte die Schyren, die Andechser und andere Adelige um sich und nahm nach kurzer Berathung mit den Anwesenden das Kreuz. Augsburgs Bischof segnete in der Schloßkapelle die Banner ein, und die tapfern Ritter folgten dem deutschen Kaiser Konrad III. ins heilige Land. Um vom Himmel Glück und Segen zu erflehen, gründete Welf noch vor seiner Abreise ein Kloster und beschenkte es mit Ländereien am Leche und mit Weinbergen zu Tschars im Vintschgau. An der Stelle, wo der Ueberlieferung nach der heilige Norbert, Erzbischof von Magdeburg, auf einer Reise nach Rom geruht und gebetet haben soll, erhob sich 1147 ein Haus von Stein (damals wohl eine Seltenheit) nur einen Gaden*) hoch, woraus sich der Name Steingaden von selbst ergibt. Die fertigen Zellen wurden den Prämonstratensern des heiligen Norbert eingeräumt. Welf kehrte glücklich aus Palästina heim und fand 1191 in der von ihm gebauten Stiftskirche, die dem heil. Johannes dem Täufer geweiht worden war, die ewige Ruhestätte an der Seite seines Sohnes, der von der Pest weggerafft, dem Vater längst vorausgegangen war.

Durch Tausch, Kauf und Schankungen wurde der Besitz des Klosters immer größer, und die neue Ansiedelung wuchs bald zur reichen, herrlichen Abtei heran. Unter dem Krummstabe standen über achtzehnhundert Leibeigene, die erst im 15. Jahrhundert Gütler mit Freistift und Erbrecht wurden, was aber einer jährlichen Bestätigung bedurfte. Dazu wurde der Klosterhof prächtig

---

*) Gaden, ein altdeutsches Wort, bedeutet ein Stockwerk, den einzelnen Theil eines Gebäudes.

geschmückt und der Prälat von Steingaden saß im schönsten Ornate unter einem Thronhimmel und hielt, von den Mönchen, dem Richter und den Unterthanen umgeben, öffentlich Sitzung. Des Stiftes Rechte und Freiheiten wurden dabei mit allem Nachdrucke verlesen und den getreuen Grundholden der Besitz des Gutes auf ein weiteres Jahr in Gnaden gewährt.

Diese Feierlichkeit schien bei den aufgeweckten Lechrainern nicht von nachhaltigem Eindrucke gewesen zu sein, denn es gab zwischen dem Abte und der Bauernschaft fortwährend viel Span und Zweiung. Nach langem, fruchtlosen Streiten baten beide Partheien die Herzoge Ernst und Wilhelm, als die Schutzherrn des Stiftes, um einen Schiedspruch, der aber mehr zu Gunsten der Bauern, als zum Nutzen des Klosters ausfiel.

So lange auch das Glück des Welfen Stiftung begünstigte, blieben doch die Tage der Trübsal nicht aus. Wie schon bei Raitenbuch erwähnt wurde, kamen 1525 während des Bauernkrieges über 14,000 schwäbische Rebellen über den Lech und brannten, da sie keinen Anhang fanden, Steingaden nieder. Ihre zügellose Wuth verschonte weder Heiligthum, noch Zelle; Alles ward verwüstet. Auch während des Schwedenkrieges litt die Abtei viel durch Brand und Plünderung. Von dem herrlichen Dom standen nur mehr die geschwärzten Mauern, die Wohngebäude lagen in Asche, eine der kostbarsten Büchersammlungen hatten die Flammen verzehrt. Nach und nach erhoben sich Kirche und Kloster mit Benützung der alten Mauern aus dem Schutte. Das Stift konnte aber nicht mehr recht zu Kräften kommen, denn der Bau der prächtigen Wallfahrtskirche

Wies mit dem daranstoßenden Priesterhause verschlang zu große Summen. Trotzdem fand man bei der im Jahre 1803 erfolgten Auflösung eine wohleingerichtete Bibliothek mit ausgezeichneten Seltenheiten und eine niedliche Gemäldesammlung.

Die ehemalige Kloster-, jetzt Pfarrkirche erinnert mit ihren unveränderten Umrissen aus der Gründungszeit und mit den bescheidenen Sattelthürmen an die Bauart in längst entschwundenen Jahrhunderten. Durch ein einfaches Portal romanischen Styles tritt man in die dreischiffige Säulenbasilika, welche mit unzähligen Schnörkeln und störenden Zuthaten verunstaltet ist. Rechts und links innerhalb des Einganges befinden sich die lebensgroßen Bildnisse der Stifter. Um der lechrainischen Bauernjugend einen eigenen Platz im Bethause einzuräumen, wurde aller Aesthetik zum Hohne unter dem Musikchore eine hölzerne Empore angebracht und die Treppe dazu den edlen Stiftern an der Nase vorbeigeführt. Mit Entrüstung betrachtet man diesen störenden Bau, zu welchem in den weiten Hallen Mangel an Raum unmöglich Veranlassung gegeben hat. In der Mitte des Gotteshauses liegen auf dem Fußboden die Grabdenkmäler der beiden Welfen. Die lateinische Inschrift lautet in deutscher Uebersetzung: „Unter diesem Steine liegen Edelsteine verborgen: Die durchlauchtigsten großmächtigen Fürsten von Bayern und Spoleto, Welf VI. Vater, und dem Vater an Frömmigkeit gleich, der Sohn Welf VII., deren Gutthätigkeit ewig die Steine dieses von ihnen im Jahre 1147 gestifteten Klosters verkünden werden, in dessen Mitte sie hier ruhen." Die irdischen Reste der Herren von Schwan-

gau, von Haldenberg, von Nesselwang und von Hoheneck haben ebenfalls in diesem Münster ihr Grab gefunden. Die Wandgemälde, vorzugsweise Begebenheiten aus dem Leben des heil. Norbertus darstellend, verdienen Beachtung. Musiker und Musikfreunde werden auf die große Orgel aufmerksam gemacht.

Die Zellen der Prämonstratenser sind abgebrochen; zu sehen ist noch der Rest des Kreuzganges, welcher einst den Klostergarten im Vierecke vollständig umschloß. Das merkwürdige Ueberbleibsel enthält zierliche, meist gekuppelte, mit Thierformen und Blumen geschmückte Fenstersäulen, die eine Erfindung und ein Werk der Mönche sein sollen.

Die uralte, rechts am Eingange in den Friedhof stehende Johanniskapelle diente nach der Säkularisation längere Zeit einem Schuhmacher als Holzgewölbe. Endlich wurde die Rotunde, welche ursprünglich ein Baptisterium sein mochte, wieder zu Ehren gebracht. Das Innere ward wieder hergestellt und mit einem Altare geschmückt, der dem Style des Bethäuschens angepaßt ist.

Die Oekonomiegebäude sind theils zu einem königl. Militärfohlenhofe verwendet, theils kamen sie in Privathände. Gegenwärtig besitzt sie Herr Graf von Dürkheim-Montmartin, der auch die Bräuerei schwunghaft betreibt. Die Ringmauern, welche einst das Klostergut umschlossen, sind längst niedergelegt. Wie aus einigen Schankungsbriefen des 13. Jahrhunderts erhellt, soll in Steingaden auch ein Frauenstift gewesen sein. Dieser Zellenbau ist aber spurlos verschwunden und

von seinem einstigen Bestande hat sich nicht einmal in der Sage ein Andenken erhalten.

Bevor ich Steingaden verlasse, sei noch des berühmten Gelehrten und Staatsmannes v. Lori gedacht, welcher in dem nahen Dörflein Grindel am Leche das Licht der Welt erblickte. Er rief die Akademie der Wissenschaften ins Leben, welche durch den Kurfürsten Max Joseph III. bestätiget wurde. Seine Majestät König Max II. ließ dem großen Manne an seinem Geburtshause in Grindel eine Denktafel setzen mit der Inschrift: „Hier wurde am 17. Juli 1722 der aufopfernde Vaterlandsfreund und seelenvolle nationale Geschichtsschreiber Johann Georg von Lori geboren.“

Eine Stunde östlich, durch ein rauhes Sträßchen mit Steingaden verbunden, liegt in einsamer, winterlicher Gegend am Fuße der Trauchberge die bekannte Wallfahrt Wies. Die Getreidefelder treten zurück und die Umgebung gewährt schon das Bild einer lieblichen Alpenlandschaft, aus welcher die prächtige Kirche von dem Schellengeläute weidender Heerden umsungen stattlich emporragt. Die Entstehungsgeschichte des Gnadenortes fällt ins vorige Jahrhundert.

An einem unbekannten Tage des Jahres 1733 befanden sich mehrere Klosterschüler auf dem Speicher des Stiftsgebäudes Steingaden, wo alle jene Figuren aufbewahrt waren, die bei der am Charfreitage üblichen Prozession herumgetragen wurden. Da gerieth ein keckes Bürschlein auf den Einfall, das Bild des gegeiselten Heilandes muthwilliger Weise am Barte zu zupfen. Plötzlich fing die leblose Gestalt an, sich zu bewegen und mit den Ketten zu rasseln. Besinnungslos stürzte

der Frevler zu Boden. Auf Beistandleistung der Gefährten erholte er sich wieder von dem Schrecken. Aus Furcht vor Strafe war ein strenges Stillschweigen über das Vorgefallene beschlossen. Nach ein Paar Jahren wurde das Christusbild wegen seines geringen Ansehens nicht mehr gebraucht und kam in die Geräthschaftskammer des Klostertheaters. Von da wanderte es in das Schlafgemach des Wirthes in Steingaden und nachdem es auch dort in Ungnade gefallen war, ward ihm ein Plätzchen unter dem Dache angewiesen. Zufälliger Weise hörte eine Bäuerin von der Verbannung des heiligen Bildes auf den dunklen Boden, bat um dasselbe und brachte es in ihr Häuschen im Weiler Wies. Wie nun ein im Jahre 1746 in Augsburg gedrucktes Büchlein „Neu entsprossene Gnadenblume auf der Wies 2c.“ erzählt, soll das fromme Weib eines Abends in den Augen des gegeiselten Heilandes Thränen wahrgenommen haben, welche Erscheinung alle Hausgenossen in Staunen und Schrecken versetzte. Das merkwürdige Ereigniß ward dem Abte der Prämonstratenser mitgetheilt, welcher aber über die Sache Stillschweigen gebot. Deßwegen verbreitete sich die Kunde von dem Wunder doch immer weiter; dazu kam noch, daß der Vorfall mit der Figur auf dem Stiftsspeicher in Steingaden von den nun groß gewachsenen Schülern eingestanden und beschworen wurde. Von der ganzen Gegend strömte theils andächtiges, theils neugieriges Volk herbei, um das räthselhafte Bildniß zu sehen oder zu verehren. Zur Aufstellung der plötzlich in so hohes Ansehen gekommenen Figur wurde eine hölzerne Kapelle gezimmert, die aber bald einem schönen, großen Tempel

weichen mußte. Acht Jahre ward an dem Gotteshause gearbeitet, bis es 1754 vollendet wurde. Zimmermann hieß der Baumeister und Zimmermann nannte sich der Maler, welcher die Wände mit Freskobildern schmückte. Das Blatt des Choraltares ist von Albrechts Hand. An die herrliche Kirche lehnte sich ein geräumiges Priesterhaus, welches von fünf oder sechs Chorherren von Steingaden bewohnt war. Die Religiosen hatten die Aufgabe, den Wallfahrtsdienst zu versehen. Ein Beweis, wie schnell und wie weit der Ruf von der Wunderkraft des Gnadenbildes zu Wies hinaus in die Welt drang, möchte wohl der sein, daß sich zur Verehrung des gegeiselten Heilandes in Wies Kapellen und Kirchen bei Freising, Landshut, Altomünster, ja sogar im Elsaß und in Schlesien erhoben. Die Säkularisation äußerte auch auf die vereinsamte Wallfahrtskirche einen nachtheiligen Einfluß, bis endlich die Staatsbehörde die Baupflicht übernahm und den ständigen Aufenthalt eines Priesters ermöglichte.

Ungeheuer war die Zahl der Votivtafeln, welche mit schwarzen Rahmen und düstern Farben das Innere des Tempels von unten bis oben bedeckten und verunstalteten. Nicht immer sind derlei Zeugen erhörter Herzenswünsche geeignet, erbauend auf den Pilger zu wirken, und wer schon solche Sammlungen musterte, der wird sich mit Aerger oder auch mit Lächeln an die gräulichen Zerrbilder erinnern, die zur Beschauung an heiliger Stätte aufgehängt sind. Um das Bethaus zu Wies wieder zu seiner ursprünglichen Schönheit zurückzuführen, wurden Tausende der Tafeln und Täfelchen hinausgeschafft und den Flammen übergeben, ein Unter-

nehmen, welches an vielen andern Orten unter denselben Umständen Nachahmung finden dürfte.

Ueberaus lohnend ist es, von der Wallfahrt auf den waldumwogten Gipfel der Hochbleiche zu steigen. Ein großes Kreuz dämmert in einer Höhe von 5013′ herab und ladet zum Genusse einer prachtvollen Niederschau aus ätherischer Luft. Die Bergspitze gewährt im Lechraine ungefähr das, was der Wendelstein im bayerischen Innlande bietet. Leider ist die Hochbleiche von den Sommerfrischlern ziemlich in Vergessenheit gekommen, obwohl schon vor beinahe hundert Jahren Franz v. Paula Schrank von der Rundschau begeistert schrieb: „Niemals habe ich eine größere Aussicht, als auf diesem Berge gehabt. Gegen Süden erblickt man die hohen Steingebirge in ihrer ganzen Majestät; gegen Südost sieht man zwischen den Bergen rechts am sogenannten wilden Feuer vorbei in das schöne Thal von Ammergau; nördlich und nordwestwärts begränzt nichts das Gesicht, als seine Schwäche. Der Würm-, Ammer-, Seefelder-, Hopfer-, Soja-, Staffel- und Riegsee und das ganze Land zwischen Benediktbeuern, München, Augsburg, Kaufbeuern und Füßen (das aber auf diesem Standpunkte selbst nicht zu sehen war) lag unter meinen Füßen und vor den Augen ausgebreitet da. Der Peißenberg, der mir von hier aus gesehen, selbst klein vorkam, ragte dennoch über seine Brüder wie ein Riese empor. Solche Gegenstände, die durch ihre Größe so geschickt sind, die Seele zu erheben, müssen nothwendig für Jeden, der sein Gefühl für das Erhabene noch nicht ganz unterdrückt hat, einen unwiderstehlichen Zauber haben.“

Das Trauchgebirge mit seiner fernsichtigen Hochbleiche, überhaupt der Gau zwischen dem Peißenberge und dem königlichen Schlosse Hohenschwangau, wird von den Naturfreunden sehr vernachlässiget. Der Flug der städtischen Zugvögel richtet sich meistens nach den Eisenbahnen, als würden sich die Schienenwege nach schönen Gegenden, oder gar schöne Gegenden nach den Schienenwegen richten. Die verwöhnten Stadtkinder setzen sich ganz behaglich in den Wagen, betrachten recht nach Herzenslust die nah und fern vorüberfliegenden Dörfer und Schlösser, beschauen die Fluß- und Seestückchen, welche hie und da durch die Waldlücken blitzen, und wundern sich, daß nicht an jeder Haltstation schmucke Sennerinen und kühne Jäger, niedliche Almen und zierliche Bauernhäuschen, frische Alpenrosen und zartes Edelweiß gehorsamst ihre Aufwartung machen. Fahren ja in neuester Zeit Tausende an den Ufern des Chiemsees vorüber, ohne es der Mühe werth zu finden, der herrlichen Wasserfläche nur ein Paar Stündchen zu schenken, und so werden nach wenig Monden gar Viele mittelst des Dampfrosses an den blauen Fluthen des Würmsees vorüber eilen, ohne die prachtvollen Bilder des Beckens in ihren Einzelnheiten beachtet zu haben. Solche Personen wollen ohne Beschwerden schnell und weit reisen und kehren wieder heim mit nicht viel mehr Gewinn, als wären sie in ihrem Zimmer auf der ausgebreiteten Landkarte mit dem Fingerspitzchen von einem Orte zum andern gefahren. Nachdem es aber immer noch Einzelne gibt, die sich von dem großen Schwarme nicht hinreißen lassen, so diene solchen freimüthigen Wanderern zur

Nachricht, daß von der Pläne des Peißenberges ein näherer Weg in vier Stunden über Raitenbuch mit seiner sehenswerthen Kirche zur Wallfahrt Wies führt. Der Pfad senkt sich von der vielbestiegenen Höhe an der steilen Südseite rasch hinab und windet sich durch eine irrsame Gegend zwischen Pfütze und Teich, durch Wald und Moor zur Ammer. Auf dem Stiffelstege überschreitet man den Fluß, wenn nach heftigen Regengüssen die Wellen den Uebergang nicht zerstörten, was auf dem Peißenberge leicht zu erfragen ist. Haben sich Forstamt und Gemeinde geeiniget und das Brücklein wieder in Gnaden hergestellt, was in der Regel nicht gar zu schnell geht, dann gut. Außerdem bleibt nichts anderes übrig, als Stiefel und Strümpfe auszuziehen und durch die Fluthen zu waten, was bei mäßigem Wasserstande leicht zu bewerkstelligen ist. Nun zieht man den Hügel hinan zum Dörflein Böbing. Bis hieher, oder doch bis zur schmalen Brücke ist eine wasserdichte Fußbekleidung und auch ein Führer unerläßlich. Wer aber gar zu sehr auf seine Unfehlbarkeit rechnet, der werfe auf dem Peißenberge einen Blick in die Fremdenbücher, wo Wort und Bild schauerliche Abenteuer erzählen von solchen, die da glaubten, mit eigenem Kopfe durch die Welt zu finden. — Von Böbing leitet ein guter Weg über ein grünes Hochländchen, das die Ammer im weiten Bogen umspült, abermals zum Flusse, an dessen jenseitigem, hohen Felsenufer die Reste des Raitenbuchner Stiftes ruhen. Beim Hinaufklettern mag der Pilger am Marienbrünnlein seine Augen waschen, um oben angelangt, desto klarer auf die schönen Berge und in die tiefe Rinne des rauschenden Gewässers

zu sehen. Der frische, reine Quell soll dem Volksglauben nach ein krankes Gesicht heilen und bei schwachen Augen die Sehkraft mehren.

Von Raitenbuch über Wildsteig nach Wies ist nicht mehr zu fehlen. Will man von der Wallfahrt weiter steuern, so ist es nicht nöthig, nach Steingaden zurückzukehren. Diejenigen, welche den zuletzt beschriebenen Weg genommen haben, mögen allerdings den geringen Zeitverlust nicht scheuen, um den altehrwürdigen Welfendom zu schauen. Vielleicht zieht es den Fremdling auch in das gräfliche Sudhaus, um von dem herrschaftlichen Gebräu zu kosten. Der harmlose Pilger wird dort, wie allenthalben in den ländlichen Bräuereien, die herzerfreuende Ueberzeugung gewinnen, daß man in Hinsicht auf Nationalgetränk Bayerns Metropole immer leichter vergessen kann. Das Naß aus den Landbräustätten wird dem städtischen Gerstensafte allmählig ganz ebenbürtig, denn die Herren Gewerbsgenossen innerhalb des Burgfriedens leisten wirklich mit rührender Großmuth ihr Möglichstes, um gegenüber den Geschäftsbrüdern in der Provinz nichts Weiteres voraus zu haben, als den größeren Verschleiß.

Unfern des Weges von Wies nach Birnbaum, welcher Ort schon an der Hauptstraße liegt, erhebt sich zur Rechten der Kreuzberg mit der im Jahre 1564 vom Abte Joachim erbauten Pestkapelle. Von dem Kirchlein genießt man eine weite, herrliche Aussicht über die Vorlande auf die Tyroler Gebirgsriesen und in das liebliche Allgäu. Im waldreichen Grunde blitzen aus dem Dickicht bald die Wellen des Leches, bald bleicht das weite Kiesbett des unbändigen Bergstromes durch die

Lücken der Gehölze. Südlich von dem ansehnlichen Dorfe Trauchgau überschreiten wir den Halblech, der nach Gewitterstürmen mit wilder Kraft aus den Schluchten und Thälern stürzt. Rechts erstehen in langer Zeile die zahlreichen Gebäude des gräflich Eckbrecht von Dürkheim-Montmartin'schen Hüttenwerkes Halblech. Gußstahl, Rohstahl, wie auch alle übliche Stabeisensorten können daraus bezogen werden. Leider sind die umliegenden Berge in Lieferung des unentbehrlichen Erzes nicht besonders freigebig. Mit der großartigen Anstalt ist auch eine Maschinen-Werkstätte verbunden, aus welcher Maschinentheile und Metallarbeiten aller Art hervorgehen.

Außerhalb Buchingen fluthet rechts still und verlassen der Bannwaldsee, aus welchem ehedem die Herren von Steingaden die Fische aßen. In aller Bescheidenheit erhöht das vereinsamte Wasserbecken den Reiz der Gegend, und in aller Ruhe spiegeln sich die grünen Gehänge, reich besäet mit hölzernen Heuhüttchen, in den klaren Wellen.

Nach einer kurzen Strecke stehen wir bei dem Dorfe Schwangau am Scheidewege. Rechts führt die Straße nach Füßen, links zum königlichen Schlosse, „dem göttlichen Punkte", wie ein Professor aus J. voller Entzücken auf dem Peißenberge ins Fremdenbuch schrieb. Bevor ich weiter ziehe, muß ich des uralten Waltenhofens gedenken, das in geringer Entfernung nahe am Lechufer liegt. Im siebenten Jahrhunderte deckte diese Gegend noch eine schauerliche Wildniß. Finstere Wälder und bodenlose Sümpfe machten große Strecken fast unzugänglich. Da kam aus dem Schweizerlande

von St. Galls Grabstätte der heilige Magnus und zog dahin, wo jetzt Kempten steht. Dort fand er die alte Römerfeste Campodunum öde und verlassen, von rohen Heiden umwohnt. Hier ließ der Glaubensheld seinen Begleiter Theodor zurück und eilte mit dem Gefährten Tosso nach Epfach, wo Wikterp, Augsburgs Bischof, auf seiner Stammburg saß. Nach eingeholter Erlaubniß, am Fuße der Alpen das Christenthum predigen zu dürfen, zogen die Boten Gottes am linken Lechufer hinan. Land und Leute waren aber in einem solch entsetzlichen Zustande der Wildheit, daß ein weiteres Vordringen unmöglich war. Nicht bloß Bären und Wölfe, der Sage nach sollen auch Drachen und Lindwürmer in den endlosen Forsten ihr Unwesen getrieben haben. Jenseits des Flusses bei Roßhaupten verkündet bis heute eine Kapelle den Ort, an welchem St. Magnus ein feuerspeiendes Ungethüm getödtet haben soll. Von Menschen und Thieren hart verfolgt, wagte der heilige Mann bei dem Felsenschlunde, durch welchen der Lech oberhalb des Gränzstädtchens Füßen sich eine finstere Rinne grub, einen kühnen Sprung und drückte der Ueberlieferung nach den Fuß tief ins harte Gestein. Bis heute erfreut sich der Mangentritt der frommen Verehrung. Am rechten Ufer fanden die Apostel in wohnlicher Ebene eine freundliche Ansiedelung, das heutige Dorf Schwangau, von bessern Leuten bewohnt. In der Nähe dieser blühenden Oase in Mitte eines wüsten Landes schmückten die Fremdlinge den Gipfel eines Baumes mit dem Kreuze, daß es weit hinüber leuchtete in die schwäbischen Gauen. Unter dem schirmenden Laubdache erstand ein Bethäuschen zu

Ehren Mariens und des heiligen Florian; auch die Klause für einen Priester schmiegte sich an das Kirchlein. Mangoldszelle ward die heilige Stätte genannt, von der sich Segen im weiten Kreise verbreitete. Das Volk wurde gebessert, das Feld bebaut und den Bergen trotzte man ihre verborgenen Schätze ab. Nach und nach erstanden um die Kapelle mehrere Häuschen, und so erblühte aus dem winzigen Orte die Pfarre Waltenhofen. Ueber ein Vierteljahrhundert wirkte Magnus in dieser Gegend eifrigst für die Sache der Christenheit, stiftete das Kloster in Füßen und starb den 6. September um das Jahr 655. Tosso, der indeß der Nachfolger Wikterps auf dem bischöflichen Stuhle zu Augsburg geworden war, drückte dem Heiligen die Augen zu. Stole, Stab und Kelch St. Mangs werden in der prächtigen Stiftskirche zu Füßen noch gezeigt und hoch verehrt. Bei den vielen Unfällen, welche das Kloster zu erleiden hatte, gingen die Gebeine verloren und konnten trotz des sorgfältigsten Nachsuchens nicht aufgefunden werden.

So eilen wir denn weiter zur viel gepriesenen und besungenen Burg Hohenschwangau, die auf bewaldetem Marmorkegel mit Zinnen und Thürmen gar ritterlich über die schwankenden Wipfel hinaus auf die lichten, ebenen Lande schaut. Grüne, felsumzackte Wasserbecken, der Schwan- und Alpsee, fluthen am Fuße der Höhe; die stolzen Wappenthiere des Schlosses durchrudern mit vornehmem Ernste die klaren Gewässer.

Die Feste hieß früher Schwanstein. Den Namen Hohenschwangau führten zwei Burgen an den Abhängen des Berges Neudeck, die ihrer Lage nach das vor-

dere und hintere Hohenschwangau genannt wurden. Beide Bauwerke liegen trotz ihrer riesigen Mauern in Trümmern, von Buchen beschattet und von üppigen Schlinggewächsen umrankt. Auf dem nahen Schwarzenberge thronte Frauenstein, von welchem jede Spur verschwunden ist. Ein glücklicher Zufall hat Schwanstein, das nach dem Verfalle der höher gelegenen Schlösser den Namen Hohenschwangau angenommen hatte, vor dem Untergange gerettet.

Wie vielseitig angenommen wird, mag schon zur Römerzeit auf dem Schrofen ein bewehrter Thurm zum Schutze der Gränze und der Heerstraße gestanden sein. Die Wichtigkeit des Platzes hat wahrscheinlich Veranlassung gegeben, das Bollwerk zu erweitern und es edlen Geschlechtern zur Vertheidigung zu übergeben. Die bekannte Sage vom Schwanritter, der zu Nimwegen für die Herzogin von Bouillon kämpfte, wird auch hier in ähnlicher Weise erzählt. In grauer Vorzeit soll einmal eine fürstliche Jungfrau von hohem Gemüthe und reinen Sitten Herrin der Burg gewesen sein. Eines Tages stand das edle Fräulein auf der Zinne und schaute weit in das Land hinaus. Da kam ein schneeweißer Schwan auf dem See daher geschwommen, der zog einen goldenen Nachen, worin ein schöner Jüngling schlief. Als derselbe erwacht und ans Land gestiegen war, grüßte er die Prinzessin mit so freundlichen Worten, daß das Fräulein Vertrauen gewann und ihn bat, sie gegen Feinde zu schützen. Sie hatte nämlich einen bösen Oheim, der klagte die Verlassene vor dem Kaiser eines unehrbaren Wandels an und behauptete, ihr Besitz sei an ihn verfallen. Der Kaiser

befahl, daß ein Gotteskampf zwischen Beiden entscheiden sollte. Da erschien der Schwanenritter auf dem Richtplatze, bot sich der bedrängten Fürstin zum Vertheidiger an und erschlug im Zweikampfe den habgierigen Oheim. Zum Danke wählte das Fräulein den tapfern Kämpen zum Herrn und Gemahl. Doch Eines erbat sich der fremde Ritter von der lieblichen Braut: sie möge niemals forschen, wer er sei und woher er gekommen, sonst habe das letzte Stündlein ihres Glückes geschlagen. Lange Zeit wußte die junge Frau ihre Neugierde zu besiegen, bis sie endlich in einem unseligen Augenblicke ihren Gatten um seine Abkunft befragte. Bei diesen Worten verließ der Ritter stumm und traurig die Burg und eilte zum See. Der Schwan harrte mit dem goldenen Nachen bereits am Ufer, zog den Herrn in die blauen Fluthen, wo er verschwand, um nie wieder zu kehren *).

Nachdem die Macht der Römer gebrochen war, ist es unbestimmt, welche Veränderungen sich am Schwansee ergaben. Bei den Stürmen der Völkerwanderung drangen die Sueven, ein alemanischer Volksstamm, in diesen düstern Bergwinkel, und heute noch verrathen bei den Umwohnern Sitten und Sprache ihren schwäbischen Ursprung. Die ersten geschichtlich bekannten Herrscher, welche über Schwangau geboten, waren die Welfen. Groß an Würden und Reichthümern, vielbegütert diesseits und jenseits der Alpen, saß dieses Geschlecht, stolz auf seine Unabhängigkeit, zu Altdorf bei Ravensburg im schwäbischen Allgau. Da geschah es, daß Isenbart,

*) Nach Schöppner.

Graf zu Altdorf und Ravensburg, ausgezogen war zum fröhlichen Jagen, während dessen ihm zwölf Söhnlein geboren wurden. Gräfin Irmentraut erschrak ob solch überschwenglichen Segens und befahl ihrer Wärterin, elf der Knäblein im nächsten Bache zu ersäufen. Die Magd gehorchte. Auf dem Wege begegnete ihr der heimkehrende Graf und fragte, was sie da trüge? „Welfen oder junge Hündlein", antwortete verlegen die Dienerin. „Laß sehen", sprach Isenbart, „ob mir nicht einige zur Zucht gefallen!" „Ei, ihr habt Hunde genug", entgegnete sie; „ihr möchtet ein Grauen nehmen, sähet ihr einen solchen Wust und Unlust von Thieren." Da brauchte der Graf Gewalt, erblickte mit Staunen die elf lieblichen Kinder und erfuhr gar bald den ganzen Hergang von dem zitternden Weibe. Strenge gebot Isenbart Stillschweigen, schickte die Wärterin heim, als wäre der Herrin Befehl vollzogen und brachte die elf Knaben zu einem reichen Müller der Gegend zur Pflege.

Nach sechs Jahren war auf dem Schlosse zu Altdorf ein festlicher Tag. Alle Verwandten des Hauses saßen fröhlich beisammen in dem glänzenden Saale. Da öffneten sich plötzlich die Thüren und herein traten elf blühende Knäblein vornehmen Aussehens, ganz die Ebenbilder des an der Tafel sitzenden gräflichen Sprößlings. Da erhob sich Isenbart von seinem Sitze und stellte in feierlichem Tone an die hohe Versammlung die Frage: „Was hat ein Weib verdient, das elf so herrliche Kinder tödten wollte?" Ohnmächtig sank bei solcher Rede die Gräfin zu Boden. Als sie sich wieder erholt hatte, fiel sie ihrem Gemahle weinend zu Füßen

und flehte um Gnade. Alle gegenwärtigen Freunde sprachen für die Reumüthige und so bestürmt, verzieh der Graf mit den Worten: „Gottlob, daß die Kinder am Leben sind!"

Zur steten Erinnerung an diese wunderbare Begebenheit verordnete Isenbart Angesichts der versammelten Verwandten und Freunde: daß seine Nachkommen sich für ewige Zeiten nicht mehr Grafen zu Altdorf, sondern Welfen heißen sollten.

Der ganze Lechrain, also auch Schwanstein, kam, wie bereits bei Peiting erzählt, 1191 durch Kauf an die Herzoge von Schwaben aus dem Hause Hohenstaufen, und damit begegnen wir in der Geschichte Schwangau's dem zweiten Geschlechte, ausgezeichnet weniger durch Altersruhm, als durch persönliche Größe. Um diese Zeit erblühte an Deutschlands Höfen allenthalben Sang und Dichtkunst, sorgsam gepflegt von den fürstlichen Häuptern. Auch am Schwansee lebte ein ritterlicher Sänger, Hiltibold von Schwangau, dessen Minnelieder sich zum Theile bis auf unsere Tage erhalten haben. Von den Hohenstaufen blieb die Besitzung am Lech unbeachtet, so lange sie vom Glücke begünstiget waren. Mißgeschick führte des erhabenen Kaiserhauses letzten Sprossen öfters in Schwangau's Hallen. Ein Sohn der bayerischen Prinzessin Elisabeth, ward Konradin am 25. März 1252 auf der Burg Trausnitz bei Landshut geboren, um nach kurzer Lebensfrist durch Henkershand zu sterben. Ausgezeichnet durch die edelsten Gaben des Geistes und des Herzens, voll deutscher Redlichkeit und Treue wuchs er empor zum blühenden Jünglinge. Als zweijähriges Kind hatte er den Vater

verloren, welcher ihm Neapel und Sicilien als Erbe hinterließ. Von der ganzen großen Macht der Hohenstaufen war dem kaiserlichen Prinzen sonst Nichts geblieben.

Während Konradin in seinem Knabenalter sich eifrig in den Waffen übte, um bald zum streitbaren Mann zu reifen, hatte sich Karl von Anjou, ein Fürst, der durch Stolz, Habsucht und Grausamkeit sich ein trauriges Andenken sicherte, die italienischen Länder willkürlich angeeignet. Gerufen von den schwergedrückten Neapolitanern, zog der jugendliche Kaisersohn, erst sechszehn Jahre alt, begleitet von seinem Freunde Friedrich von Oesterreich über die Alpen, um seine gerechten Ansprüche dem Tyrannen Karl gegenüber geltend zu machen. In Hohenschwangau war es, wo im August des Jahres 1267 Konradin von seiner Mutter Abschied nahm. Eine zahlreiche Versammlung vornehmer Gäste hatte sich bei dieser Gelegenheit eingefunden. Konradins Stiefvater, Graf Mainhard von Görz und Tyrol, sein Oheim, Herzog Ludwig von Bayern, die Grafen Berthold und Heinrich von Eschenlohe und viele Ritter und Edle waren anwesend, alle bereit, dem Prinzen zu folgen und mit Blut und Leben sein Recht zu erkämpfen. Im bangen Vorgefühle schloß die weinende Elisabeth ihren scheidenden Sohn nochmal in die Arme, um ihn nie mehr zu sehen. Bei Tagliacozzo wurde das Heer des Hohenstaufen, als es sich schon siegreich glaubte, durch einen Hinterhalt geschlagen. Konradin und Friedrich von Oesterreich geriethen in Gefangenschaft. Trotz des Widerspruches aller Ritter und Rechtsgelehrten fällte der rachsüchtige Karl das Todesurtheil über die jugend-

lichen Prinzen. Nach zweimonatlicher Haft, den 29. Oktober 1268, bestiegen die deutschen Jünglinge ruhig und gefaßt auf dem Marktplatze zu Neapel das Blutgerüst und empfingen vor einer weinenden, aber thatenlosen Volksmenge den Todesstreich. Der herz- und gefühllose Tyrann sah kaltblütig zu. Wie die fromme Sage erzählt, soll an dem Orte, wo der schreckliche Mord geschah, die Erde feucht geblieben und in jenem Augenblicke, bei welchem das edle Haupt des Hohenstaufen fiel, jene Abtei in Staub gestürzt sein, welche Karl auf dem Schlachtfelde bauen ließ. Nach kurzer Zeit traf den Mörder des erhabenen Kaisersohnes die gerechte Strafe. Eine furchtbare Verschwörung vereitelte alle Plane des herrschsüchtigen Königs. Der Abfall Siciliens stürzte den auf Blut und Leichen gebauten Thron. Zorn und Gewissensbisse tödteten den Tyrannen.

Schon vor der Abreise setzte Konradin im Falle seines Ablebens die beiden Oheime, die Herzoge Ludwig und Heinrich von Bayern, als Erben ein, „dieweil sie ihn glücklich erzogen und noch stets, wie der Vater einen einzigen Sohn, mit den Armen uneigennützigen Wohlwollens umfaßt hielten.“

Nachdem die Kunde von dem unglücklichen Ende des Hohenstaufen nach Deutschland drang, fiel der Lechrain mit Schwangau an Bayern, und damit sehen wir die Burg unter dem dritten großen Geschlechte, dem der Wittelsbacher, unter deren Obhut die schönsten Tage über die alte Herrschaft anbrachen. Im Laufe der Zeit wechselten allerdings öfters die Besitzer, bis der Bezirk bleibend mit unserm Vaterlande vereiniget wurde. So saßen bis 1536 auf dem Schlosse die Schwangauer,

welche 1518 als Begünstiger der Neuerung den flüchtigen Martin Luther beherbergten. Der Reformator wußte sich in Augsburg nicht mehr sicher und floh mit seinem Freunde Langenmantel aus der Stadt in das Gebirg. Die Volkstradition weiß sogar, daß die Leibwächter des päpstlichen Legaten den Flüchtlingen nachgesetzt haben, bis sie bemerkten, daß Luther und Langenmantel auf glühenden, feuersprühenden Rossen in dunkler Nacht über das Lechfeld brausten. Entsetzt über diesen Anblick sollen die Verfolger eiligst heimgekehrt sein. Nach scharfem, anstrengenden Ritte gönnte Langenmantel seinem Schützlinge erst auf Hohenschwangau die erste Ruhe. Selbst hier mochte Luther sich nicht ganz sicher fühlen, und so wurde er über die Berge auf der Freyberger Hauptschloß Hohenaschau und von dort nach Nürnberg gebracht.

Nach dem Absterben der Schwangauer kam die Burg an Johann Paumgarten, welcher von einer Augsburger Patrizierfamilie abstammte und sich zuerst Freiherr von Hohenschwangau nannte. Seine Nachfolger verpfändeten das Besitzthum zum Theil an den Markgrafen von Ansbach, zum Theil an die Furtenbacher. Beide traten ihre Pfandrechte an Bayern ab, welche Abtretung Kaiser Rudolph bestätigte. Paumgartens Erben stellte man mit einer Abfindungssumme zufrieden.

Im dreißigjährigen Kriege wurde das Schloß, welches mit seiner kleinen Besatzung und den geringen Vertheidigungswerken den anstürmenden Feinden nicht widerstehen konnte, hart mitgenommen. Dasselbe wiederholte sich während des spanischen Erbfolgekrieges, wobei Hohenschwangau in Oesterreichs Gewalt gerieth,

1714 aber wieder an Bayern abgetreten werden mußte. Trotz aller Unfälle wurde die Burg immer wieder hergestellt und im wohnlichen Zustande erhalten, ward der Sitz eines selbstständigen Pfleggerichtes, das man aber bei den großen Umgestaltungen des Jahres 1803 dem Landgerichte Schongau einverleibte. Von dieser Zeit an stand das Gebäude öde und vergessen auf dem Felsenkopfe. Dazu kamen die Verwüstungen, welche Hohenschwangau im Jahre 1809 bei den Ausfällen der Tyroler zu erleiden hatte, und der ganze Bau wandelte sich zur Ruine. Um die Kosten zur Wiederherstellung und Unterhaltung zu vermeiden, ward das Schloß zum Abbruche veräußert. Ein am Fuße des Berges wohnender Landmann, Namens Narziß, hatte es um 200 Gulden erworben. Um die Abtragung zu verhindern, kaufte Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein das wankende Gebäude um 250 Gulden, überließ es später dem Topographen Adolph Sommer, der es mit bedeutenden Geldopfern vor dem gänzlichen Untergange rettete. Da führte ein günstiges Geschick Se. Königliche Hoheit den Kronprinzen von Bayern, unsern gegenwärtigen Monarchen, im Herbste 1832 nach Hohenschwangau, und entzückt über die herrliche Lage des Schlosses, das von Felsen, Wäldern und Gewässern, von Bergen und Ebenen so mannigfaltig umrändert mit seinen altersgrauen Mauern von Deutschlands größten Fürstenhäusern erzählte, erwarb der erhabene Königssohn, begeistert für die Geschichte unseres Vaterlandes, das ehrwürdige Denkmal und schuf es mit kunstsinniger Freigebigkeit zu einem unerreichbaren Musterbilde einer ritterlichen Burg aus dem Mittelalter. Unter Dominik Quaglio's

Leitung wuchs wie durch einen Zauberschlag die stolze Feste aus dem Marmorsteine. Schnell hob sich aus dem Schutte der kühne Bau mit seinen schlanken Thürmen, den zierlichen Balkonen, den Erkern mit ihren hohen Fenstern und gezackten Zinnen, wo in luftiger Höhe der Bayern Banner flattert. Eine eigene Rührigkeit verdrängte dabei die gewohnte Stille aus dem Alpenthal. Ein Kreis talentvoller Künstler hatte sich versammelt und unermüdet wurde gemeißelt und gemalt, um all die großen Thaten der Welfen, der Hohenstaufen und der Schyren in prachtvollen Bildern an die Wände des Schlosses zu schreiben und die deutschen Sagen in bunter Farbenpracht der Nachwelt zu erzählen. So steht Hohenschwangau vollendet zwischen grünen Bergen, ewig ruhmvoll für Ihn, den Königlichen Bauherrn, stets ehrend für die vaterländische Kunst.

Nach solch kurzem, geschichtlichen Ueberblick haben wir das Ufer des Alpsees erreicht und stehen an der Pforte des gräflich von Dürkheim-Montmartin'schen Gasthauses „Zur Alpenrose". Welch einladender Schild in Mitte dieser prächtigen Landschaft! In welch' wohlthuendem Einklange steht nicht diese einfache Bezeichnung mit der ganzen Umgebung! Es verräth wahrlich wenig poetischen Sinn, wenn man, wie im Osterlande, in einem lustig grünen Gebirgsthale, wo die Felsköpfe des Staufen und des Untersberges stolz ragend zu Thal schauen; wenn man umkränzt von sonnenreichen Höhen, auf welchen in oberländisch gebauten Häuschen ein freies Völklein lebt und singt; wenn man, wiederhole ich, in einem alten, gutbayerischen Gebirgsstädtchen

mitten in den Freuden des Alpenlebens so ganz unvermuthet die glänzende Aufschrift liest „Zum russischen Hof." Trotz der milden, würzigen Luft, welche den Wanderer in dem sogenannten diesseitigen Meran umweht, möchte den Patrioten bei dem Erblicken des stolzen Titels doch ein unheimliches Frösteln durchschauern, und es wäre kein Wunder, wenn der alte Herr im Untersberge, der gute Deutsche, verdrüßlich seine Schlafstätte allenfalls in den Säuling verlegen würde, um nicht in nächster Nähe durch solche unwillkommene Neuerungen weiter geärgert zu werden. Der kaiserliche Schläfer hätte dann auch nicht mehr so weit nach Peiting zur Maria-Egg-Kapelle, um dort in der heiligen Weihnacht mit den ebenbürtigen Welfen und Hohenstaufen wie herkömmlich die Christmette abzuhalten.

Nehmen wir getrost Einkehr zur Alpenrose, in dem „gar nicht lobenswerthen Gasthofe", wie es in einem vielbenützten Reisehandbuche heißt, und bald werden wir uns überzeugen, welche angenehme Veränderung die Zeit hier vollbracht hat. Aus der übel angeschriebenen Kneipe ist eine empfehlenswerthe Herberge geworden, in welcher die Forderung an die Kasse der Reisenden ebenso bescheiden ist, wie der Name des Hauses. Eine Pächterin „aus der Zell" am Wendelstein grüßt in schlichter Weise. Die rührige Frau bewahrt auch in der Fremde die aus der Heimat mitgebrachte Heiterkeit und die kleidsame Tracht des bayerischen Oberlandes, und es überrascht nicht wenig, im schwäbischen Lechraine so plötzlich ein schmuckes Miesbäcker Hütchen zu finden. Haben wir uns gelabt in den gastlichen Räumen und

den Staub von den Füßen geschüttelt, dann wollen wir den Gang beginnen zur Königlichen Burg, dem Ziele zahlreicher Wanderer.

Wo der Alpsee seine Gewässer durch den Wendlingteich dem Schwansee sendet, ziehen wir die breite Straße, welche sich um die Felsenrippen windet, oder wir steigen unter dem duftenden Laubdache der Buchen und Linden auf den Fußpfaden empor, die nach allen Seiten den Schloßpark durchschlängeln. Vom süßen Walddufte umweht, lockt da und dort in heimlicher Stille ein Bänkchen zur Ruhe. Wir trachten auf die Höhe, wo der herrliche Bau aus dem Felsen wächst, und betreten den Thorweg. Ein steinernes Wappen, die bayerischen Rauten auf dem einen Schilde, der Löwe der Rheinpfalz auf dem andern, ziert das Gewölbe. Ueber dem zweiten Burgthore wacht ein Ritterpaar, rüstige Kämpen mit frischen Gesichtern. In ihren fliegenden Fahnen finden sich die bayerischen und schwangauischen Wappenbilder. Der Schloßhof umfängt uns und damit ein zierliches Gärtchen, das von gezackten Mauern umrändert, in heiliger Stille blühet und duftet. Drei künstliche Brunnen spenden reichen Wasservorrath und verbreiten wohlthuende Kühle. So sprudelt im Lindenschatten unter einem von Glink in Fresko gemalten Madonnenbilde ein frischer Quell. Aus dem senkrecht emporgehobenen Schnabel eines gußeisernen Schwanes, von Schaller aus Wien modellirt und in Bodenwöhr gegossen, schießt ein Wasserstrahl hoch in die Luft. Auf der Terrasse, dem Hauptbalkone des Schlosses gegenüber in einem bunten Rahmen von wohl-

riechenden Blumen und Büschen braust aus einem von zwei Löwenpaaren getragenen Becken das perlende Element vierzig Fuß hoch empor, sammelt sich im Rücksturze plätschernd wieder in der riesigen Schale und verschwindet dann im weiten Bogen durch der Träger Rachen. Dominik Quaglio hat nach dem Muster der Fontäne in der maurischen Alhambra zu Granada die Zeichnung zu diesem Brunnen entworfen; die Löwen aber wurden von Ludwig Schwanthaler modellirt. Ahorne und Kastanien überschatten den Weg, der in das Felsenbad leitet. Durch eine hohe Glasthüre treten wir in die Marmorgrotte, wo in steter Dämmerung Ludwig von Schwanthalers Nymphen lauschen. Farbige Scheiben verbreiten ein magisches Licht, und richtet sich der Blick aufwärts durch das Fenster der Wölbung, so flimmert und flammt der ganze Wunderbau von Stock zu Stock im ewigen Morgenrothe. Die Himmelsbläue glüht, wie ein rosiges Feuermeer, und die ganze Umgebung erglänzt in milder Zauberpracht. In die obern Räume des Hauses führt für den Königlichen Burgherrn eine messingne Treppe, so zart und fein gestaffelt, daß man fast mit Bedenken die überaus künstlich durchbrochenen Stufen betreten möchte.

Ein anderes Badgemach befindet sich im Erdgeschosse des Eckthurmes. Meerfrauen und Elfen umgaukeln den Eintretenden.

Von dem würzigen Paradiesgärtlein steigen wir die breite, steinerne Treppe zum Haupteingange. Zu beiden Seiten zieren Lorbeer, Oleander, Orangen und Aloen die Pforte.

„Willkommen, Wandrer, holde Frau'n!
Die Sorgen gebt dahin!
Laßt eure Seele sich vertrau'n
Der Dichtung heiterm Sinn!"

Solch schöne Worte grüßen in der Vorhalle den Fremdling. Dann empfängt uns ein düsteres, von Säulen getragenes Gewölbe, das durch die bemalten Fenster nur spärlich beleuchtet wird. Im Zwielichte umstehen uns finster und trotzig geharnischte Rittergestalten mit geschlossenen Visiren, die schwere Waffe in der ehernen Hand. Vom schützenden Helme bis herab zum riesigen Sporn fehlt nichts, was einst solche Helden schmückte. An den Wänden ist eine reiche Auswahl von Vertheidigungsmitteln. Kolossale Flamberge, fest und schwer, als wollte man damit die Felsen spalten, ungeheure Lanzen, Aexte und gestirnte Streitkolben, gar furchtbare Werkzeuge in der Hand des Gegners, stehen bereit. Würde ein belebender Odem die alten Kämpen erwecken, dann stünden sie tadellos vor uns, die kampffertigen Recken, wie in ihrem Jahrhunderte. Doch jene Zeiten mit ihren Licht- und Schattenseiten sind vorüber. Dichtern und Romanschreibern liefern sie noch immer willkommenen Stoff; Ritter und Burgen aber sind zu Schaustücken geworden. Den tiefen Ernst der Rüstkammer mildern die lustigen Verslein über der Thüre zum Weinkeller, dem edlen Traubensafte zu Lob und Preis geschrieben.

„Ich grüß dich du edle Leibsalben
Du arzeneist mich allenthalben
Du bist ein gesunder Syropel
Der Kaiser von Konstantinopel

Der Gros Chan der Wallachey;
Der Priester Johann, alle drey
Die mechten dein Adel nicht vergelten;
warum soll ich dich dann schelten?" u. s. w.

Auch über die Treppe herab flimmern von der Sammlung alter Trinkgeschirre, in Hinsicht auf Umfang dem alten Wehrzeuge ganz ebenbürtig, freundliche Streiflichter in den Kreis eiserner Gestalten und erinnern in sinniger Weise, wie die besungenen Helden das wuchtige Schwert und den bauchigen Humpen gleich gewandt zu handhaben wußten.

Im ersten Stocke betreten wir nun die Reihe bunter Gemächer, wo die deutschen Sagen und die großen Thaten vaterländischer Helden von den Mauern leuchten, frisch und duftig, wie des Volkes Sänger sie geschildert haben und die Geschichtschreiber sie erzählten. Die Flügelthüren mit Glasmalereien aus dem 16. und 17. Jahrhundert öffnen sich, und wir stehen im

Schwanritter-Saale.

Die vier Bilder zur Sage vom Schwanritter sind von dem Künstler Ruben entworfen und von Neher und Lorenz Quaglio gemalt. — Der Schwanritter verabschiedet sich von den königlichen Eltern und beginnt seine Fahrt auf dem Rheine mit dem Schwanschiffe. — Der Kaiser, über die falsch angeklagte Herzogin von Bouillon betrübt, vernimmt das Horn des Schwanritters. — Der Schwanritter tödtet im Zweikampfe den gewissenlosen Grafen von Frankenburg und offenbart der Herzogin Unschuld. — Des Schwanritters Hochzeit mit der Tochter der Herzogin von Bouillon zu Nimwegen. — Die Glasgemälde, welche die Fenster schmü-

cken, der heilige Sebald und Kaiser Maximilian, wie er dem Albrecht Dürer die Leiter hält, sind durch Künstler aus der neuen Nürnberger Schule ausgeführt.

Im Schyren-Saale

erzählen uns acht Bilder, sämmtlich von Wilhelm Lindenschmitt aus Mainz entworfen und ausgeführt, die Geschichte der Schyren.

Herzog Luitpold stürmt das Lager der Normanen an der Dyle bei Löwen. 892. — Der junge Herzog Christoph von München wirft bei der berühmten Hochzeitsfeier in Landshut im Wettkampfe den prahlenden Polen Lublin aus dem Sattel. — Johann Aventin (Thurmayr) aus Abensberg, bayerischer Geschichtschreiber. 1534. — Herzog Ludwig rettet in der Wassernoth vor Cairo das Kreuzheer. 1221. — Nun folgt die heitere Geschichte von der listigen Gräfin Ludmilla von Bogen. In dem Wahne, drei nur an die Wand gemalte Ritter als Zeugen vor sich zu haben, gelobte Herzog Ludwig von Bayern der schönen Frau die Ehe. Zu seiner Ueberraschung traten aber drei lebendige Zeugen aus der Tapete. 1204. — Kaiser Ludwig versöhnt sich mit seinem Gegner Friedrich dem Schönen von Oesterreich. 1325. — Siegesmahl nach der Schlacht bei Ampfing, am 18. Sept. 1322. — Otto von Wittelsbach schützt Kaiser Friedrich I. in dem Aufruhr zu Rom. 1155. — Der in diesem Saale befindliche große, runde Tisch aus Kelheimer Marmor, 1591 für Herzog Wilhelm V. verfertiget, ist als ein altes Meisterwerk nicht zu übersehen. In Mitte der Platte glänzt farbig und vergoldet das bayerische Wappen, von Apostelgestal-

ten, den Wappenschilden bayerischer Städte, von Planeten und Himmelszeichen und von einer Menge Inschriften umgeben.

Erinnerung an den Orient

lautet eine Ueberschrift, und wir betreten ein Gemach, ganz nach türkischem Geschmacke, mit kostbaren Geweben und Meubeln ächt orientalischen Ursprunges eingerichtet. Diese seltsamen Schätze sind Geschenke aus der Hand des großherrlichen Padischah, des nun heimgegangenen Sultans Mahmud Chan, und mahnen den Königlichen Burgherrn an seine Reise nach Stambul. Dazu kommt noch eine Reihe landschaftlicher Bilder aus jenen zauberischen Gegenden. Sie wurden von Jakob Widmer, einem gebornen Murnauer, an Ort und Stelle aufgenommen und von dem Schweizer Wilhelm Scheuchzer zur Ausführung gebracht. Smyrna, Troja, Mitilene, die Dardanellen, Konstantinopel und Bujukdere fesseln mit ihrer eigenthümlichen Pracht das Auge des Beschauers. — Daran reihen sich Gemälde von Dietrich Monten. Die Einfahrt im Beglerbeg. — Der Besuch Seiner Königlichen Hoheit des damaligen Kronprinzen bei dem Sultan. Die Großwürdenträger des osmanischen Reiches umstehen in sonderbaren Costümen und mit fast lächerlichen Gesichtern den Beherrscher der Gläubigen, während der unumschränkte Monarch den fremden Königssohn freundlich grüßt. — Der Einzug Seiner Königlichen Hoheit des damaligen Kronprinzen mit seinem Königlichen Bruder Otto in Athen.

Das vom Schwanrittersaale südlich gelegene Erkerzimmer enthält

die Ortsgeschichten von Schwangau und Begebenheiten der Umgebung.

Wir sehen hier die Stürmung des Klosters Raitenbuch durch Georg von Schwangau 1280; — des letzten Hohenstaufen Abschied von seiner Mutter 1267, ein Bild, das traurige Erinnerungen erweckt; — den Minnesänger Hiltibold, wie er im schattigen Hain unter Saitenklang seine Lieder singt; — Kaiser Lothar, wie er auf der Rückkehr aus Welschland in Breitenwang sterbend die Krone des Reiches Heinrich dem Stolzen überreicht 1137; — den verwundeten Conrad von Schwangau, wie er nach Steingaden gebracht wird 1310; — die sagenhafte Flucht Luthers von Augsburg unter dem Schutze Langenmantels 1518; — Kaiser Maximilian I., wie er dem Gailer von Kaisersberg seine letzten Wünsche und Besorgnisse mittheilt 1519. — Sämmtliche Bilder sind von Wilhelm Lindenschmitt entworfen und ausgeführt.

Wir betreten nun das

Bertha-Zimmer,

wo jene unsterbliche Sage über die Geburt Kaisers Karl des Großen von den Wänden leuchtet, frisch und kräftig, wie sie noch fortlebt im Munde des Volkes.

„Was voraus die Sterne künden,
Singt getreulich Sage nach.“
„An der Würm geheimen Gründen
Keimt der alten Kaiser Macht.“

Diese Inschriften bilden gleichsam die Einleitung zu der Geschichte von der schönen Bertha*). — Die könig-

*) Siehe Seite 16.

liche Braut findet nach langem Umherirren freundliche Aufnahme in der Reismühle. — Pipin findet Bertha. — Pipin wird von seinem Jagdgefolge vermißt. — Bertha am Webstuhle. — Pipin und Bertha ziehen mit ihrem Sohne Karl unter großem Gepränge in die Burg zu Weihenstephan ein. — Moriz v. Schwind hat die Entwürfe zu diesen Gemälden geliefert, von Xaver Glink wurden sie unter Mitwirkung von A. Adam, L. Quaglio und M. Neher ausgeführt.

An dieses Gemach reiht sich das sogenannte

Damen-Zimmer,

dessen Wände Teppichen mit eingewirkten Gemälden gleichen. Aus dem häuslichen Wirken und Streben Agnesens, des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach Gattin und des Grafen Theodorichs von Wasserburg Tochter, sind die wichtigsten Lebensepochen einer deutschen Frau, als Kind, Jungfrau, Mutter und Matrone dargestellt als ein schönes nachahmenswerthes Musterbild. Sinnige Sprüche bilden die Erklärung. — Schneider, Neher und Glink führten auch hier in rühmlicher Weise den Pinsel.

Die Gemälde, welche früher das Damenzimmer schmückten, wurden auf Befehl des Königs durch viele Bemühung und die sinnreiche Erfindung des Künstlers Neher herausgeschnitten und in den dritten Stock gebracht.

Die ganze Länge des zweiten Stockes umschließt der

Heldensaal,

geziert mit einer Reihe Darstellungen aus der Wylkina-

Sage, die Thaten Dietrichs von Bern verherrlichend, nach M. v. Schwinds Entwürfen.

Das erste Zimmer rechts, der

Hohenstaufen-Saal,

enthält sechs Bilder von Lindenschmitt. — Friedrich Barbarossa besiegt das große Türkenheer bei Iconium 1190. — Der unglückliche König Konradin wird auf der Flucht eingeholt 1268. — König Enzius in der Gefangenschaft zu Bologna 1270. — Kaiser Friedrich II. empfängt die Schlüssel der Stadt Jerusalem 1229. — Kaiser Friedrich der Rothbart demüthigt die Mailänder 1162. — Barbarossa's Untergang im Flusse Seleph in Syrien 1190.

Im nächsten Gemache,

dem Tasso-Zimmer,

ist die Episode von Rinaldo und Armida, nach den aus Tasso's befreitem Jerusalem genommenen Bildern, dargestellt, von Schwind componirt, von Glink ausgeführt. Diese Gemälde gehören wohl zu den besten im ganzen Schlosse, werden aber nur in seltenen Ausnahmen gezeigt. Uebertrieben ängstliche Moralisten glaubten, wahrlich ohne Grund, an diesen Mauern das Verderben der Welt zu erblicken, und so schlossen sich einfach die Thüren zu den Prachtwerken.

Das Zimmer gegenüber —

Geschichte der Welfen —

ist den Thaten Heinrich des Löwen gewidmet und nach Entwürfen Lindenschmitts geziert. — Heinrich der Löwe besiegt und bekehrt die Slaven 1170. — Heinrich der

Löwe erbaut München 1172. — Gastlicher Empfang Heinrich des Löwen beim Sultan von Iconium 1175. — Barbarossa fleht Heinrich den Löwen an, ihm und dem Reiche treu zu bleiben 1177. — Einzug Heinrich des Löwen mit seinem gefangenen Gegner in Braunschweig 1180. — Heinrich auf dem Sterbelager durch den Blitz unerschüttert 1195. —

Wir betreten nun das

Autharis-Zimmer,

welches nach Mor. v. Schwind's Compositionen den Künstlern X. Glink und A. Adam seine Pracht verdankt. — Autharis, der Longobardenfürst, erscheint unerkannt am Hofe Herzogs Garibald und wirbt um die Prinzessin Theudelinde. Zu beiden Seiten dieses großen Gemäldes stehen die Worte:

„Longobarden und Bojoaren vereint
Durch Autharis und Theudelinde."

Autharis gibt sich bei seinem Scheiden den ihn begleitenden Großen des Landes zu erkennen. — Theudelinde klagt ihrer Amme, daß der vermeintliche Gesandte bei Ueberreichung des Pokals ihre Finger berührte. — Theudelinde blickt dem scheidenden Autharis nach, während einige Männer zurückkehren, um Kunde von dem Geschehenen zu hinterbringen. — Letztere Bilder führen die Umschrift: „Theudelindens Klage und Erwartung."

„Ritterleben aus dem Mittelalter"

lauten die Worte über der Thür des anstoßenden Zimmers, in welchem Neher, Glink und Adam Schwind's Entwürfe so meisterhaft vollendeten. Sahen wir früher

in lieblichen Bildern, durch sinnreiche Sprüche erklärt, wie das zarte Ritterfräulein heranwächst zur stattlichen Burgfrau, an welcher Harfenmann und Pilger eine milde Spenderin finden, so ist uns hier des Ritters Bahn durch's Leben aufgethan, vom Junker, der zum Erstenmal das Streitroß tummelt, bis zum erstarkten Manne, der, von Kampf und Sieg aus fernen Landen heimgekehrt, nach langer Trennung wieder Weib und Kind umarmt.

„Des Ritters Dienst, der Waffen Ehr' und Zier,
Die Falkenjagd auf lichter Haide,
Der Liebe Freud' und Leid erscheinen hier
Im Farbenglanz zur Augenweide.
Sie sind die Bilder einer schönen Zeit
Der minneseligen Vergangenheit."

(Der silberne Schild mit den zahlreichen Wappen ist ein Hochzeitsgeschenk des bayerischen Adels an Se. Maj. den König.)

Wir sind zu Ende und treten wieder in's Freie. Wohin sollen wir die Schritte lenken? Die ganze Umgebung ist ein großer, schöner Garten, von Felsenmauern hoch umzäunt. Da führt im weiten Parke ein Pfad zum Gemsenzwinger oder im düstern Schatten steiler Wände zur finstern Ottogrotte. Ein anderer Weg leitet auf den Schwarzenberg oder zum Eiskeller, verborgen tief im Waldesdunkel. Wir wandeln auf dem Fischersteig hinunter zum lichten Schwansee, der in einem schönen Rahmen niedlicher Anlagen fluthet. Durch die Herstellung großer Kanäle werden die Ufer immer mehr entsumpft, und durch die großen Opfer

des Königlichen Herrn erwächst den Umwohnern reicher Verdienst, was auch Viele dankbar erkennen. Vom freundlichen Wasserspiegel klettern wir auf den Kalvarienberg (von Hohenschwangau 1¼ Std.) mit seiner vortrefflichen Fernsicht. Drei Kreuze krönen die geweihte Stätte. Künstliche Höhlen und niedliche Kapellen sind recht sinnig, oft mit bedeutenden Kosten angelegt und werden von frommen Betern viel besucht. Unten ruht Füßen schmucklos und demüthig, von der alten Bischofsburg ernst bewacht. Am Rande des Flusses steht vereinsamt St. Mang's uraltes Stift, und weiter dem Ufer entlang läutet ein Silberglöcklein St. Franziskus Jünger zum Chore.

Wir steigen zu Thal, wo das Wasser in Mühlen und Fabriken dem Menschen dienstbar wurde, eilen zum Lechschlunde, wo die brandenden Wogen, vom Sturze gereizt, schäumend die schmale Furche durchwühlen, und kommen endlich auf der Poststraße über die Gränze zum „Weißen Hause." Da setzt man sich hin in der stillen Schenke, trinkt vom rothen oder weißen Tyroler, vor sich den Fluß mit seinen grünen Wellen, drüben das winzige Städtlein Vils, das fast verschwindet zwischen den hohen Bergen. Ein schmaler Steig kriecht links über einen bewaldeten Felsenrücken in's lichte, breite Thal von Pinzwang (vom Kalvarienberg 1¼ Std.), wo die Gegend sich öffnet hinein bis Reute und Ehrenberg und noch weiter in das Wunderland der Alpen. Von der sonnigen Pläne windet sich die Fürstenstraße, nur Hofwägen zugänglich, kühn empor zum Zollhäuschen und lenkt durch einen prächtigen Wald wieder zum Schlosse zurück. (1¼ Std.) Zu beiden Seiten laufen

Fußpfade ab und zu und es bleibt dem Wanderer unbenommen, hinabzusteigen zum blauen Spiegel des Alpsees, der lockend durch's Dickicht blitzt, oder vom breiten Fahrwege einen Blick zu werfen auf die düster liebliche Fluth.

Nun zum Pöllatfall, zur alten Burg, zur Jugend! Wer wird in Schwangau weilen und solch reizende Punkte nicht besuchen!

Vom Gasthof geht's durch's kleine Dörflein bis zum Ausblick in die Ebene. Rechts die Berge, links die Fläche, bald im Walde, bald im Wiesengrün erreichen wir auf schmalem Pfade eine Gypsmühle (25 Minuten). Hier öffnet sich der Felsenschlund, aus dem die Pöllat schäumend braust. Das ganze Bett füllen Steinkolosse, wild und stürmisch durch einander geworfen von den tobenden Wogen. An die senkrecht abfallenden Kalkwände ist der Pfad gezimmert, der, allen Hindernissen trotzend, immer weiter dringt in die enge Kluft zum Wasserfall (15 Min.). Hier stehen wir in dem Felsenschacht, abgeschlossen von der äußern Welt. Vor uns stürzt der Alpenbach 70 Fuß von einer jähen Riesenmauer. Donnernd sammeln sich die Wasser in glatter Felsenschale, um sich tosend fortzuwälzen und lärmend das Getrümmer zu umtanzen. In schwindelnder Höhe überspannt den klaffenden Schlund die 140 Fuß lange Marienbrücke, welche zu den Gemsenständen des Degelberges führt. Darüber erhebt fernspähend der Säuling (6254 P. F.) sein graues Haupt. Ein Kreuz leuchtet vom kahlen Scheitel. Trotz der ungeheuren Wände, welche plötzlich abstürzend die Felsenzinne für unersteigbar malen, ist die Höhe dennoch zu erklimmen.

Selbst Bayerns Königin, die kühne Frau, sah schon vom luftigen Gipfel weit hinaus in Ihr schönes Land.

Nicht fern vom Pöllatfalle liegen, von Schlinggewächsen überwuchert, zwischen Busch und Baum versteckt, die letzten Trümmer der alten Burg von Schwangau. Ein schmaler Weg führt zu den morschen Resten, die im düstern Schatten mehr und mehr zu Schutt verfallen. Viel schöner ist's auf der nahen „Jugend", wo an offener, lichter Stelle eine Bank freundlich zur Ruhe ladet. Da schweift das Auge frei hinaus über bunte Flächen und sonnige Hügel zu den Ruinen von Freiberg, Eisenberg und dem hohen Falkenstein. Blickt man sinnend so hinab auf die stillen Seen und auf die stolze Burg, welche zwischen blauen Fluthen auf dem Marmorfels ersteht: da rauscht es leise in den Blättern, die Gräser lispeln, die Blümchen klingeln sehnsuchtsvoll und schmeichelnd zwitschert es vom zarten Reise: Möchte der Königliche Herr bald wieder kehren und gern und lang verweilen in Seinem Zauberschloß!

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.

S. 107 beschmutzt
n. 117–124

Ingerle, Johann Nepomuk

Bayerns Hochland zwischen Lech und Isar

München 1863